DAS BESTE

JAHRGANG 6 *aus* Reader's Digest AUGUST 1953

Artikel und Buchauszüge von bleibendem Wert

Der fast unglaubliche Bericht über ein Duell zwischen der deutschen und englischen Spionage während des zweiten Weltkriegs in Holland

UNTERNEHMEN NORDPOL

Ein Meisterstück der deutschen Abwehr

Aus dem Buch „London Calling North Pole*)"

von H. J. Giskes

ehemaliger Leiter der deutschen Abwehr in Holland

IM DEZEMBER 1943 hatten die Alliierten in Holland, im deutschen Besatzungsgebiet, ein weitverzweigtes Spionagenetz und eine Untergrundorganisation von über 1500 Saboteuren — oder glaubten sie zu haben. In Wirklichkeit waren die „Untergrund"-Sender, die London auf dem laufenden hielten, fast zwei Jahre lang von Deutschen bedient worden. Die Agenten wie die riesigen Waffen- und Sprengstoffmengen, die der britisch-holländische Secret Service in rund 200 Flügen mit Fallschirmen über Holland abwarf, wurden regelmäßig von deutschen „Empfangskomitees" abgefangen. Vierundfünfzig in London ausgebildete Geheimagenten saßen hinter Schloß und Riegel, während die deutsche Abwehr erfundene Berichte über die Tätigkeit dieser Agenten nach England funkte. Es war eines der umfassendsten Täuschungsmanöver, die im ganzen „geheimen Krieg" gegen die Alliierten gelangen.

Als Major der Abwehr war ich im Herbst 1941 nach dem Haag geschickt worden, um die Leitung der

*) *Copyright 1953 by Opéra Mundi, 7 Rue de la Paix, Paris*

militärischen Gegenspionage in den Niederlanden zu übernehmen. Man munkelte von geheimen Funkverbindungen mit London. Es war unsere Aufgabe, die Agenten des Feindes zu fassen und ihr Vorhaben, den Krieg hinter die deutschen Linien zu tragen, zu vereiteln.

Unsere erste Chance kam Ende November. Einer unserer V-Männer (Vertrauensmänner aus der einheimischen Bevölkerung), der sich in die holländische Widerstandsbewegung eingeschlichen hatte, brachte die Nachricht, zwei englische Agenten seien dabei, im Haag einen neuen Spionagering aufzubauen. Das bestätigte sich im Januar 1942, als Leutnant Heinrichs von der Funkabwehr einen neuen Geheimsender entdeckte, der unter dem Rufzeichen RLS von einem Stadtteil im Südwesten des Haags aus arbeitete.

Wir hörten RLS ständig ab, hielten alle Besonderheiten seiner Sendetechnik fest. Wir wollten ihn nicht ausschalten, sondern wollten ihn „doppeln", das heißt als Doubles alliierter Agenten selber damit funken. Auf diese Weise hofften wir, in die Tätigkeit des feindlichen Geheimdienstes Einblick zu erhalten.

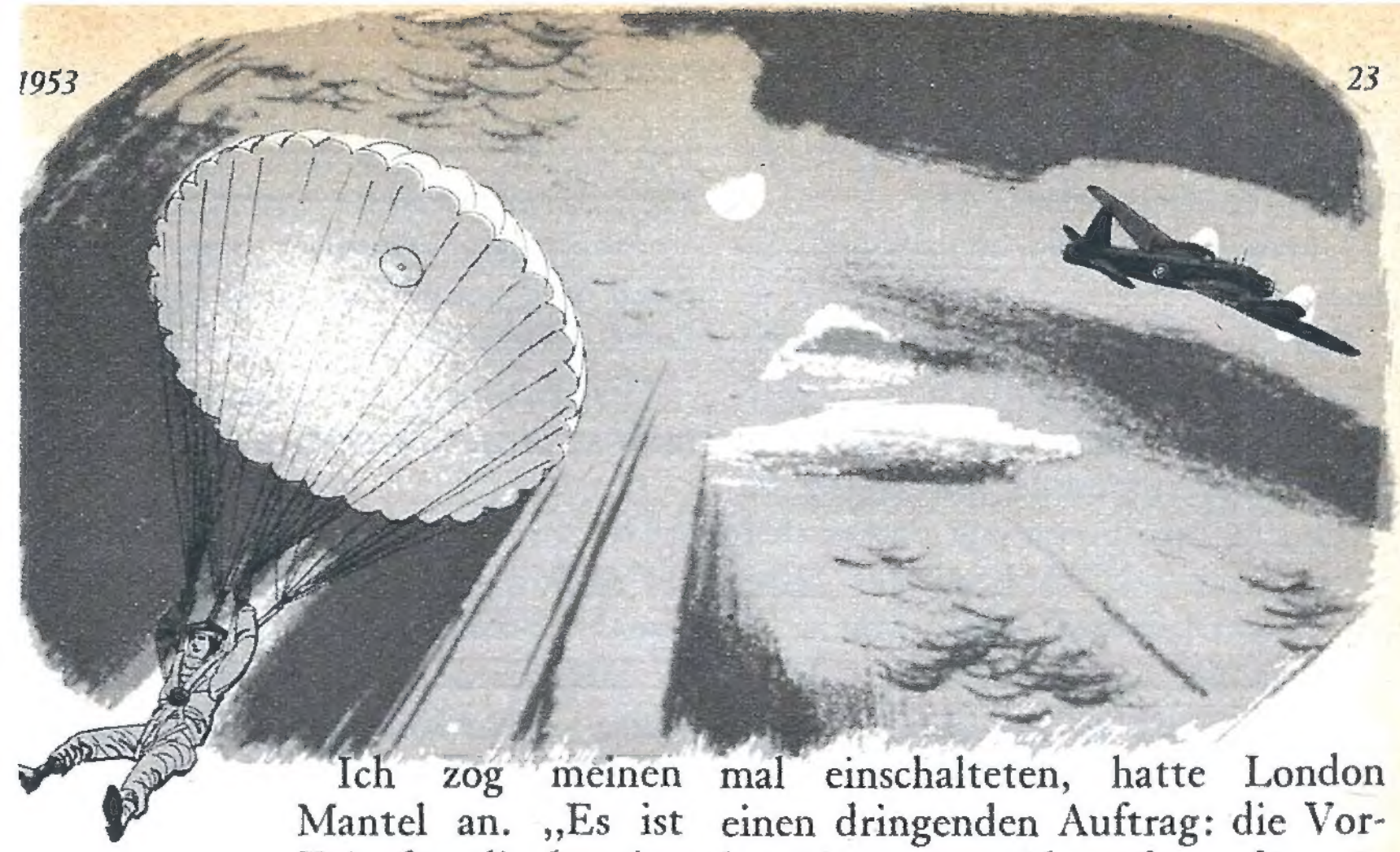
Am 6. März hatte unser Peilgerät den Standort des RLS-Senders ermittelt, und am selben Abend noch nahmen wir den Funkagenten, einen Engländer, fest. Er hieß H.M.G. Lauwers. In wenigen Stunden verhafteten wir sämtliche Mitglieder dieser Spionagegruppe, um von vornherein alles zu unterbinden, was ein „Double-Spiel" gefährden konnte.

Mit Hilfe des bei der Festnahme sichergestellten Materials und der Informationen, die unser V-Mann in der Spionagegruppe beisteuerte, fanden wir den Schlüssel zu Lauwers' Geheimkode rasch. Aber Lauwers weigerte sich, für uns zu funken, und wir zögerten, es selbst zu tun — zögerten *noch*.

Am dritten Märzsonntag ging ich zu Lauwers in seine Zelle und erklärte ihm, nur er könne mir bei der Verwirklichung meiner Absicht helfen, ihn und seinen Mitagenten Thijs vor dem Todesurteil eines deutschen Kriegsgerichts zu bewahren. Ich sagte ihm, er brauche nur die drei Meldungen zu senden, die er am Tag seiner Festnahme nicht mehr tasten konnte.

Lauwers zeigte Interesse, sagte aber kein Wort. Ich änderte meine Taktik.

„Als Soldat achte ich Ihre Haltung und respektiere sie", fuhr ich fort, „den Auftrag aber, den Sie von London bekommen haben, bedaure ich außerordentlich. Er sieht die Bewaffnung von Zivilisten vor, die uns in den Rücken fallen sollen. Jede Besatzungsarmee muß Pläne dieser Art durch Festsetzen von Geiseln quittieren. Ich werde deshalb mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln verhindern, daß Fanatiker in diesem Lande Waffen in die Hand bekommen und sie gegen uns gebrauchen. Denn das könnte nur zu einem Blutbad unter der holländischen Bevölkerung führen."



Ich zog meinen Mantel an. „Es ist Zeit für die heutige Sendung. Kommen Sie mit?"

Er sah mir in die Augen. „Ja", antwortete er.

Lauwers gab die drei Meldungen durch und empfing dann verschiedene Weisungen, die sich auf frühere RLS-Berichte bezogen. Natürlich hörte einer von Heinrichs' Leuten mit, den Finger auf der Taste eines Störsenders für den Fall, daß Lauwers versuchen sollte, uns zu verraten. Doch es wurde nichts Verdächtiges festgestellt.

So begann die Aktion, die wir Unternehmen Nordpol nannten.

Wie lange war diese Funkverbindung mit London aufrechtzuerhalten? Wenn in den Kodetext uns unbekannte, vorher verabredete „Sicherungen" einzubauen waren, die als Legitimation des Funkers dienten, konnte die Sache schon bei unserer nächsten Durchgabe platzen.*)

Als wir den Apparat zum zweitenmal einschalteten, hatte London einen dringenden Auftrag: die Vorbereitung einer Abwurfzone für größere Mengen Sabotagematerial und einen neuen Agenten. Das versetzte Lauwers in ziemliche Erregung. Er sagte, er könne nicht länger für uns tasten, könne es nicht verantworten, Kameraden in unsere Hände zu spielen.

„Wir bekommen diesen Mann", erwiderte ich ihm, „ob Sie mitmachen oder nicht. Wenn Sie weiter für uns arbeiten, hoffe ich die Zusage der höchsten Stellen zu erwirken, daß keiner der Agenten, die durch Unternehmen Nordpol in unsre Hand fallen, zum Tode verurteilt wird — und daß sie bei Kriegsende

*) Lauwers bestätigte nach Kriegsende, daß er Weisung von London hatte, in jeder Sendung bei jedem 16. Buchstaben absichtlich einen Fehler zu machen. Das Fehlen dieser Legitimation bedeutete dann, daß er in Feindeshand gefallen sei. Lauwers konnte der deutschen Abwehr diese „Sicherung" verheimlichen und so mit jeder Meldung, die er nach seiner Verhaftung tastete, eine deutliche Warnung an London geben. Unglaublicherweise übersah man jedoch dort diese Warnzeichen.

freigelassen werden. Überlegen Sie sich Ihren Entschluß.'"*)

Lauwers setzte sich wieder ans Gerät.

Am 27. März kam das vereinbarte Einsatzzeichen, und noch in derselben Nacht verließ um 23 Uhr eine kleine Wagenkolonne mit abgeblendeten Lichtern Steenwijk und parkte dann in einem Gehölz in der Nähe des Abwurfplatzes. Drei Mann — mit starken, rotbrennenden Stablampen in einem großen Dreieck postiert — machten ihn für den Piloten kenntlich.

Wir warteten. Warteten zwei Stunden. Hatten die Engländer unser Spiel durchschaut? Waren sie mit einer Ladung Bomben zu unserem roten Lichterdreieck unterwegs, um uns mit TNT unter die Heide zu pflügen?

Endlich hörten wir das Brummen von Flugzeugmotoren. Ein Flugzeug stieß auf unser Dreieck herunter — fegte in kaum 200 Meter Höhe über uns weg. Und plötzlich erschienen direkt über uns hinter der Maschine mehrere schwarze Klumpen. Vier schwere Behälter, von Fallschirmen gebremst, schlugen mit dumpfem Poltern am Boden auf. Am fünften Fallschirm pendelte der Agent. Der zweimotorige Bomber zog wieder hoch, ließ seine Positionslichter grüßend aufblinken und verschwand...

Heinrichs und ich schüttelten uns in wortlosem Glückwunsch die Hand.

GLEICH nach dem Abwurf funkten wir nach drüben, der abgesprungene Agent sei wohlbehalten gelandet und in Sicherheit. Darauf folgte eine Pause mehrwöchigen Schweigens. Das kam uns verdächtig vor, denn wir hatten Beweise dafür, daß die Leitstelle London ohne uns Aktionen in Holland durchführen ließ. So wurde unter anderem ein neuer Geheimsender in der Utrechter Gegend festgestellt. Und im April wurde bei Holten die Leiche eines Fallschirmspringers gefunden, der einen Schädelbruch aufwies; er war beim Aufsetzen gegen einen steinernen Wassertrog geprallt. Ich wurde langsam unruhig: war unser Double-Spiel über RLS schon aus? Hatte London Lunte gerochen?

Ohne Zweifel hätten wir uns unseres ersten Erfolges nicht lange freuen können, wenn nicht folgendes passiert wäre: durch puren Zufall bekamen wir sämtliche Fäden, über die London seine Leute in Holland dirigierte, in die Hand.

Ohne unser Wissen hatte man drei Agentenpaare, jedes mit einem Sendegerät, aus der Luft abgesetzt. Und dabei war, wie wir später erfuhren, der eine Funker tödlich verunglückt (seine Leiche war es, die man an dem

*) Anmerkung des Autors: „Trotz dieser Zusage überlebten von den insgesamt 54 dieser Agenten 47 den Krieg nicht. Nachforschungen von holländischer Seite ergaben, daß sie 1944 im Lager Mauthausen erschossen wurden. Ihre Liquidation war eines der vielen für das System Himmler typischen Verbrechen, die sich durch keine Kriegsnotwendigkeit rechtfertigen lassen. Die Erinnerung an diese Opfer eines schändlichen Vertrauensbruchs, an den ich nur mit Scham und Bitterkeit denken kann, hat mir beim Niederschreiben dieses Berichts die Feder geführt."

Wassertrog gefunden hatte). Nur ein Funkapparat war beim Abwurf unbeschädigt geblieben. Die Agenten nahmen Fühlung miteinander auf und berichteten mit diesem einen noch intakten Gerät, und zwar unter dem Kodenamen *Trumpet*. Als London dann RLS beauftragte, sich mit einem der Trumpet-Männer in Verbindung zu setzen, wurde uns das ganze englisch-holländische Funknetz bekannt.

Gruppe Trumpet fiel komplett in unsere Hand, samt Chiffriermaterial und Kurzsignal-Tabelle. Über den Trumpet-Sender eröffneten wir eine zweite Nordpol-Funklinie und schlugen eine neue Abwurfzone für diese Gruppe vor. Den ersten Abwurf dort nahmen wir etwa vierzehn Tage später in Empfang.

Inzwischen war auch die Kurzsignal-Tabelle für den verunglückten Funkagenten bei seinem Kameraden Andringa gefunden worden. Wir meldeten London via Trumpet, Andringa habe einen zuverlässigen Funker in der Untergrundbewegung ausfindig gemacht, der die Kurzsignal-Tabelle des Ausgefallenen übernehmen und dessen Gerät bedienen könne. London veranstaltete mit dem neuen Mann eine Probesendung, um sich von seinem Können zu überzeugen. Der deutsche Funker, der sich dieser Prüfung unterzog, wurde rasch für gut befunden. Damit hatten wir unsere dritte Funkverbindung mit London.

Mitte Mai etwa meldete mir Heinrichs mißtrauisch, Lauwers habe anscheinend am Ende seiner letzten Durchgabe ein paar Buchstaben angehängt. Beunruhigt warteten wir — hatte London Verdacht geschöpft? Offenbar nicht... Trotzdem machten wir mit Lauwers' Funktätigkeit Schluß, das heißt, wir schlugen London „Ersatzmänner" vor. Zu unserer Überraschung wurden sie sofort akzeptiert.

Als in den späteren Monaten weitere Agenten bei ihrer Landung geschnappt wurden, bedienten unsere Leute deren Apparate gleich von Anfang an. Dabei mußten wir riskieren, daß man die „Taste" eines Funkagenten vor seinem Abflug auf Band aufgenommen hatte. Wenn ja, wurden jedenfalls drüben keine sorgfältigen Stichproben-Vergleiche gemacht. Zu manchen Zeiten hatten wir während des Unternehmens Nordpol nicht weniger als 14 Funklinien nach London in Betrieb — bewältigt von ganzen sechs deutschen Funkern.

Vom Juni an nahm die Aktion einen unwahrscheinlichen Umfang an. Die Abwürfe kamen wie am laufenden Band herein. Londons Entschluß, alle weiteren Agenten und Materialsendungen über die schon bestehenden Kontakte zu leiten, war wohl der Kardinalfehler, den unser Gegner machte. Ein einziges Kontroll-Team, ohne unser Wissen abgesetzt, hätte das Unternehmen Nordpol auffliegen lassen.

Im Juli betraute London die RLS-Gruppe mit einem wichtigen Sonder-

auftrag: nämlich mit der Erkundung, ob man die Masten des Großsenders Kootwijk, über den die deutsche U-Bootsführung mit ihren Booten im Atlantik Verbindung hielt, sprengen könne. Agent Thijs sollte den Sabotagetrupp führen. Ich schickte eine Patrouille zur Erkundung los und funkte dann deren exakte Feststellungen hinüber: das Umlegen der Masten werde keine besonderen Schwierigkeiten machen; Thijs und seine Männer ständen klar, die Aktion durchzuführen. Als der Befehl dazu dann kam, hatte ich mir einige Gründe für ihr „Scheitern" ausgedacht.

Zwei Tage später gab RLS folgenden Bericht an London: „Anschlag Kootwijk gescheitert. Fünf Mann vermißt. Thijs und übrige in Sicherheit, einschließlich zwei Verwundete." Und am Tag darauf: „Zwei der fünf Vermißten wieder da. Die drei andern gefallen. Feind hat Bewachung um Kootwijk und sonstige Sendestationen verstärkt."

London funkte zurück: „Bedauern eure Verluste sehr. Abwehrmethode neu, war nicht vorauszusehen. Größte Vorsicht geboten. Berichtet alles Auffällige."

Ich lancierte eine Notiz über die Kootwijk-Affäre in die holländische Presse. Darin war zu lesen, verbrecherische Elemente hätten eine Funkstation in die Luft zu sprengen versucht. Erbeutetes Sabotagematerial weise auf feindliche Unterstützung hin... Ich hoffte, daß meine Gegenspieler in London diesen Bericht auf dem Umweg über neutrale Länder zu Gesicht bekommen würden.

Vierzehn Tage später gratulierte London RLS zu dem Sabotageanschlag auf Kootwijk. Thijs wurde für die Führung dabei eine britische Auszeichnung angekündigt.

Die entscheidende Phase im Unternehmen Nordpol war die Zeit von Juni 1942 bis Frühjahr 1943, als wir in die englisch-holländische *Operation Marrow* verwickelt wurden. Ihr Leiter war ein Agent namens Jambroes. Von seinem Auftrag erfuhren wir, als „Vertreter der Untergrundbewegung" ihn begrüßten, kurz bevor wir ihn festnahmen: er sollte den Kontakt mit den Führern der holländischen Organisation *Ordedienst* herstellen und sie dazu bewegen, 16 Sabotage- und Widerstandsgruppen zu je 100 Mann aufzustellen.

Wir hatten keine Ahnung, wer die Leiter des *Ordedienst* waren, und erzählten deshalb London, es machten sich Anzeichen von Laschheit in der Führung dieser Organisation bemerkbar; offenbar sei sie von deutschen Spitzeln durchsetzt. Wir schlugen vor, Jambroes solle lieber mit anderen, zuverlässigeren Organisationsleitern Verbindung aufnehmen.

Der fingierte Aufbau der Marrow-Kader begann im August 1942. Und die 16 Gruppen machten so sichtliche Fortschritte, daß London bis November 17 Agenten dafür durch unsere Hände gehen ließ: fünf davon waren Funker mit eigenen Sende-

geräten und Frequenzen. Als wir meldeten, es seien nunmehr rund 1500 Widerstandskämpfer in der Ausbildung, kam uns der Gedanke, daß diese anderthalbtausend Mann ja doch dringend einige gute Sachen wie Kleidung, Schuhzeug, Tabak und Tee brauchten. Wir baten also um Lieferung. Und erhielten eines Nachts prompt eine Sendung im Gesamtgewicht von fünf Tonnen!

Von Januar bis April 1943 sprangen uns weitere 17 Agenten in die Arme, darunter sieben Funkagenten mit selbständigen Funklinien. Ich stand jetzt vor dem Problem, London mit Informationen über die Tätigkeit von rund 50 Agenten zu versorgen. Das konnte auf die Dauer nicht gut gehen — unsere sechs Funker schafften es einfach nicht. Wir holten also Londons Erlaubnis ein, „aus Sicherheitsgründen" ein paar Marrow-Sender stillzulegen.

Kritisch wurde die Sache, als ein Agent — Deckname „Arie" — abgeworfen wurde und gleich nach seiner Festnahme erklärte, er müsse zur Bestätigung, daß er gut gelandet sei, gleich nach London funken: „Expreß pünktlich abgefahren". Das brachte die vernehmenden Beamten in ziemliche Verlegenheit. Wollte der Mann uns eine Falle stellen?

Ich nahm mir Arie selbst vor. Auf alle meine Fragen wiederholte er stur, er müsse sofort nach drüben geben „Expreß pünktlich abgefahren"; sonst wisse London, man habe ihn geschnappt. Schließlich tat ich so, als wäre ich überzeugt. Scheinbar tief in Gedanken, murmelte ich vor mich hin, wir würden den Text durchgeben — und sah dann blitzschnell auf: sah das triumphierende Aufleuchten seiner Augen. Also *war* es eine Falle!

Bei der nächsten Sendung funkten wir folgende Unfallmeldung: „Arie bei Landung hart aufgeschlagen, ist bewußtlos. Ärztlicher Befund schwere Gehirnerschütterung." Drei Tage später meldeten wir: „Arie gestern kurz bei Bewußtsein. Arzt hofft auf Besserung." Und am nächsten Tag: „Arie plötzlich verschieden. Hoffen, ihm nach dem Sieg ein würdiges Denkmal setzen zu können."

Wir hatten eben Glück: London sicherte sich zwar durch allgemeine Vorsichtsmaßregeln solcher Art, kam aber nicht auf den Gedanken, daß sein *gesamtes* Nachrichtennetz in Holland und *alle* seine Agenten in unserer Hand sein könnten.

Kurz nach diesem Zwischenfall begann uns die Zentrale drüben zu drängen, den Führer der Marrow-Gruppe, Agent Jambroes, zur Rücksprache nach England zu schicken. Immer neue Ausreden mußten erfunden werden, weshalb wir ihn zurückbehielten; die häufigste war, der Kurierweg nach Spanien sei schwierig und unsicher. Wir demonstrierten das von Zeit zu Zeit durch Verlustmeldungen über Agenten, die nach Frankreich in Marsch gesetzt worden, aber nie angekommen seien — nirgends. Als London Gegenden in Holland bezeichnet haben wollte, wo

Flugzeuge landen und Jambroes abholen könnten, antworteten wir, es sei uns unmöglich, ein geeignetes Gelände zu finden; oder wir erklärten eine in Aussicht genommene Stelle plötzlich wieder für nicht sicher genug, wenn die Entsendung eines Sonderflugzeugs unmittelbar bevorzustehen schien. Schließlich nahmen wir unsere Zuflucht zu dem einzigen Ausweg, der uns noch blieb: wir meldeten Jambroes als „vermißt nach einer Razzia deutscher Polizei in Rotterdam".

Um diesem Zustand abzuhelfen, wurde „Gruppe Golf" nach Holland eingeflogen. Sie sollte sichere Kurierrouten und Fluchtwege nach Spanien und der Schweiz vorbereiten, über Belgien und Frankreich. Wir ließen etwa sechs Wochen vergehen, ehe Golf nach London funkte, bis nach Paris sei jetzt eine zuverlässige Verbindung geschaffen und der Kurier sei ein erfahrener Mann namens „Arnaud". In Wirklichkeit war das unser Unteroffizier Arno; als angeblicher französischer Flüchtling hatte er schon früher Untergrundbeziehungen aufgenommen und erfolgreich Kurierrouten des Gegners ausgekundschaftet.

Um die „Zuverlässigkeit des Golf-Fluchtwegs auszuprobieren", schleusten wir zwei englische Fliegeroffiziere, die in Holland untergetaucht waren, nach Spanien. Drei Wochen später bestätigte London, sie seien glücklich durchgekommen. Danach hatten Golf und Arnaud bei der Zentrale drüben einen Stein im Brett, und wir bekamen genaue Angaben über drei Pariser Zweigstellen des britischen Secret Service, die ebenfalls Fluchtwege vorbereiteten. Die deutsche Abwehr unternahm gegen diese Filialen nichts, nach dem Grundsatz, daß Informationen — die wir weiter reichlich erhielten — wertvoller waren als die Ausschaltung solcher Stellen.

In den folgenden Monaten erwies Golf den Alliierten so manchen Dienst. Eine Anzahl über Holland abgeschossener feindlicher Flieger wurden Schub um Schub auf abenteuerlichen Schleichwegen nach Spanien durchgeschleust — ohne zu ahnen, daß die deutsche Spionageabwehr sie unter ihre Fittiche genommen hatte. Wir berichteten über diese Abgänge laufend nach drüben, unter genauer Angabe von Namen und Rang. Und als die Flieger dann in England eintrafen, hatten wir den gewünschten Zweck erreicht: das Prestige von Golf war gefestigt, ohne nachteilige Folgen für Nordpol.

Allmählich aber begann ich zu fürchten, daß die Nachrichten, die der Gegner aus dem neutralen Ausland bekam, unsere Funkberichte über eine lebhafte Sabotagetätigkeit in Holland wohl kaum bestätigten. Wir führten deshalb eine Reihe fingierter Schienensprengungen durch. Sie wurden zeitlich und örtlich so angesetzt, daß keine Züge verunglückten, lieferten den holländischen Eisenbahnern jedoch eine Menge Gesprächsstoff.

Ebenso ließen wir in Rotterdam am hellichten Tage mitten auf der Maas ein Schiff in die Luft gehen. Wir hatten uns dafür einen Rheinkahn von 1000 Tonnen ausgesucht, der mit einer Decksladung Flugzeugtrümmer und einer Besatzung deutschen Marinepersonals nach Deutschland bestimmt war. An einem strahlenden Augusttag kurz nach zwölf Uhr mittags, als der Motorleichter gerade unter der großen Maasbrücke durch war, gab es eine Explosion. Eine riesige Rauchwolke quoll über dem Kahn hoch, der starke Schlagseite zeigte. Meine Leute waren, „Luftwaffeningenieure" mimend und ohne bei der Mannschaft Verdacht zu erregen, an Bord gewesen, hatten die Sprengladung genau am richtigen Ort und zur richtigen Zeit hochgehen lassen.

Die Motorbarkasse des deutschen Hafenkommandanten war „zufällig" in der Nähe, mit mir an Bord. Wir brausten zu der Unglücksstelle und bargen die Besatzung. Der Leichter trieb an Land, die alten Flugzeugrümpfe und -tragflächen schwabberten im Wasser. Tausende von Rotterdamern standen am Ufer, johlten und applaudierten schadenfroh. Das Aufsehen in der Öffentlichkeit war erregt — ein klarer Erfolg.

Der Hafenkommandant, ein braver, alter Seeoffizier, nahm sich eine Woche lang die Besatzung in eingehenden Verhören vor, um der Sache auf den Grund zu kommen — die Wahrheit hat er natürlich nie erfahren.

Am 31. August 1943 brachen Ubbink und Dourlein, zwei der über fünfzig Agenten, die wir in einem Gefängnis untergebracht hatten, aus und verschwanden spurlos. Ich war überzeugt, daß sich diese tapferen und entschlossenen Männer irgendwie nach England durchschlagen würden. Kamen sie durch, dann war unser Unternehmen Nordpol verraten.

Wir meldeten London, die beiden seien zum deutschen Geheimdienst übergegangen und würden wahrscheinlich versuchen, in deutschem Auftrag nach England hinüberzukommen. Doch lange, das wußte ich, würde sich der Gegner durch diese letzte Finte nicht täuschen lassen.

In der ersten Dezemberwoche wurden die Funksprüche Londons plötzlich mager und farblos. Ubbink und Dourlein hatten ihr Ziel offenbar erreicht. Jetzt würde London versuchen, *uns* zu düpieren. Wir taten, als wüßten wir nicht, daß unser großes Double-Spiel nun endlich doch geplatzt war, und machten normal weiter. Doch die Mitteilungen aus London wurden immer nichtssagender.

Im März 1944 schlug ich deshalb Berlin vor, mit dem zur Farce gewordenen Unternehmen Nordpol nunmehr Schluß zu machen: mit einem letzten Funkspruch. Und so verabschiedeten wir uns von den Männern, die — wie wir wußten — an der Spitze des britisch-holländischen Secret Service standen, mit folgenden Worten:

Messrs. Blunt, Bingham & Co., Successors Ltd., London.

Wie wir erfahren, haben Sie seit einiger Zeit Ihre Geschäfte in Holland ohne unsere Mitwirkung durchzuführen versucht. Wir bedauern dies um so mehr, als wir hier in den Niederlanden so lange als Ihre alleinigen Vertreter gearbeitet haben — zur beiderseitigen Zufriedenheit. Sie dürfen jedoch überzeugt sein, daß wir trotzdem, falls Sie sich mit dem Gedanken tragen, uns auf dem Festland einen Besuch größeren Ausmaßes abzustatten, Ihren Repräsentanten die gleiche Aufmerksamkeit widmen und ihnen den gleichen warmen Empfang bereiten werden wie bisher.

Am 31. März erhielten unsere Funker von mir den unverschlüsselten Text mit der Weisung, ihn am nächsten Tag über alle zehn Sender, die wir damals noch in Betrieb hatten, nach England zu geben. Der 1. April schien mir ein besonders passendes Datum dafür zu sein.

Am nächsten Nachmittag meldeten unsere Funker, London habe den Klartext auf vier Sendern angenommen, auf den übrigen sechs aber nicht mehr geantwortet.

Unternehmen Nordpol war zu Ende.

Jung bleiben!

JUGEND ist nicht ein Lebensabschnitt — sie ist ein Geisteszustand; sie ist Schwung des Willens, Regsamkeit der Phantasie, Stärke der Gefühle, Sieg des Mutes über Feigheit, Triumph der Abenteuerlust über die Trägheit. Niemand wird alt, weil er eine Anzahl Jahre hinter sich gebracht hat; man wird nur alt, wenn man seinen Idealen Lebewohl sagt. Mit den Jahren runzelt die Haut, mit dem Verzicht auf Begeisterung aber runzelt die Seele. Sorgen, Zweifel, Mangel an Selbstvertrauen, Angst und Hoffnungslosigkeit, das sind die langen, langen Jahre, die das Haupt zur Erde ziehen und den aufrechten Geist in den Staub beugen.

Ob siebzig oder siebzehn, im Herzen jedes Menschen wohnt die Sehnsucht nach dem Wunderbaren, das erhebende Staunen beim Anblick der ewigen Sterne und der ewigen Gedanken und Dinge, das furchtlose Wagnis, die unersättliche kindliche Spannung, was der nächste Tag bringen werde, die ausgelassene Freude und Lebenslust.

Du bist so jung wie deine Zuversicht; so alt wie deine Zweifel. So jung wie dein Selbstvertrauen, so alt wie deine Furcht. So jung wie deine Hoffnungen, so alt wie deine Verzagtheit.

Solange die Botschaften der Schönheit, Freude, Kühnheit, Größe, Macht von der Erde, den Menschen und dem Unendlichen dein Herz erreichen, solange bist du jung.

Erst wenn die Flügel nach unten hängen und das Innere deines Herzens vom Schnee des Pessimismus und vom Eis des Zynismus bedeckt ist, dann erst bist du wahrhaft alt geworden. T. W. M.

Im Kampf mit dem Virus

Aus der Monatsschrift Today's Health

von Paul de Kruif
Autor von „Mikrobenjäger", „Bezwinger des Hungers", „Männer, die den Tod besiegen" u. a.

„Ein Virus!" sagt der Arzt. Das Wort verliert jetzt viel von seinen Schrecken, denn man ist im Begriff, einige dieser gefährlichen Krankheitserreger unschädlich zu machen

Die Mikrobenjäger haben schon längst gelernt, uns gegen die üblicheren Krankheitskeime zu schützen. Nun sind sie auch hinter grimmigeren Feinden der Menschheit her: den Viren. Diese „Zwergmikroben" machen vor nichts Lebendem halt. Sie fallen mit gleichem Behagen über Mensch, Tier, Pflanze und sogar andere Mikroben her. Auf ihr Konto kommen mindestens 200 Krankheiten, darunter Gelbfieber, Pocken, Masern, Mumps, Grippe und spinale Kinderlähmung. Die neuen antibiotischen Mittel sind bei ihnen im allgemeinen wirkungslos. Doch hat die Virusforschung in den letzten Jahren enorme Fortschritte gemacht und steht jetzt allem Anschein nach vor neuen bedeutenden Erfolgen.

Virusjäger sind eifrig am Werk, diese Kleinstlebewesen zum Bruderkrieg aufzuwiegeln. Sie züchten einem Virus nach dem andern den „Mordinstinkt" weg. Mit den so gebändigten Viren impfen sie Menschen und Tiere, um sie vor den Krankheiten zu bewahren, die sonst von eben diesen Viren erregt werden.

Das ist die verblüffende Wirkung der „Lebendvirus-Vakzine". Impfstoffe dieser Art erlauben uns, ohne Furcht vor Gelbfieber in den Dschungel einzudringen; sie beugen der Tollwut vor; sie schützen unser Vieh vor Viruskrankheiten wie der Schweinepest und der Maul- und Klauenseuche und sichern uns damit unsere Ernährung. Und jetzt dürfen wir sogar hoffen, daß uns eine solche Vakzine auch gegen die spinale Kinderlähmung immun machen wird.

Was ist ein Virus eigentlich? Findet der Arzt bei einer Infektion keinen Erreger, so sagt er, es sei wahrscheinlich ein Virus. Das klingt recht unbestimmt. Und genau so dunkel war die Sache jahrelang für die Entdecker der Viren selber. Sie wußten, daß der Erreger mancher tödlichen Krankheit jedenfalls kein Bakterium war. Was er aber wirklich war, wußten

sie nicht. Im Jahre 1898 suchte der berühmte deutsche Hygieniker Friedrich Löffler, der Entdecker des Diphtheriebazillus, nach dem Erreger der Maul- und Klauenseuche. Er schickte Gewebsteilchen von kranken Tieren durch das feinste Filter, das es damals gab: Kieselgur. Damit schied er alle Bakterien aus. Als er das bakterienfreie Filtrat dann aber gesundem Vieh einspritzte, erkrankten die Tiere nach wie vor und starben. Löffler schloß daraus, daß der Missetäter ein submikroskopisches Körpergift sein müsse, ein „Virus". Und nun setzte eine große Jagd ein.

Es war eine gespenstische Arbeit. Man wußte ja von diesen Viren nicht mehr, als daß ihnen Tiere zum Opfer fielen. Dem Engländer Elford gelang es dann tatsächlich, dieses unendlich kleine, unbekannte Etwas, das man nicht sehen konnte, zu messen. Indem er virusreiche Gewebsteilchen unter Druck durch genau kalibrierte Kollodiumhäutchen filterte, machte er es möglich, den Durchmesser der Viren zu berechnen. Wir wissen heute, daß die kleinsten Viren nur etwa ein hunderttausendstel Millimeter messen (Bakterien sind ungefähr tausendmal so groß!).

Wie war es möglich, daß ein so unfaßbar winziges Ding ein Rind oder einen Menschen umbrachte? Konnte es bei seiner Kleinheit überhaupt ein lebendes Wesen sein? War es vielleicht nur ein unbelebtes chemisches Molekül?

Hierauf gab uns 1931 der amerikanische Forscher Goodpasture von der Vanderbilt-Universität die Antwort. Er spritzte Viren in angebrütete Hühnereier ein und stellte fest, daß sie sich darin ungeheuer vermehrten, ein Beweis dafür, daß es sich tatsächlich um Lebewesen handelte. Die Entdeckung, daß sich Viren im Ei fortpflanzen, gab den Forschern nun die Möglichkeit, ein bestimmtes Virus in Reinkultur zu züchten, denn der Embryo im Ei ist an sich von virulenten Bakterien und Viren frei.

Die Methode hat allerdings einen Haken. Die so überaus fortpflanzungseifrigen Viren töten nämlich den Embryo ab, und da sie nur auf lebendem Gewebe existieren können, sterben sie dann ebenfalls. Man muß den Embryo daher rechtzeitig „abernten" und die gewonnenen Kulturen auf ein anderes Ei übertragen, von diesem wiederum auf ein anderes, und so fort ad infinitum. Die Bakteriologen nennen dieses Verfahren eine „Passage". Die Eier sind gewissermaßen lebende Reagenzgläser, in denen man verfolgen kann, wie sich die mit so mörderischen Kräften geladenen Kleinstlebewesen unter gewissen Bedingungen verhalten.

Von Zeit zu Zeit entnimmt man einem Ei der Versuchsreihe zur Kontrolle etwas von seinem virusverseuchten Inhalt und macht damit Einspritzungen bei Tieren. An der Wirkung erkennt man, ob die Virulenz des Virus stärker oder schwächer geworden ist. Abgeschwächte Viren kann man ohne Bedenken als Impf-

:off gegen die von dem betreffenden 'irusstamm erregte Krankheit be-
utzen.

Daß Goodpastures Ei-Passagen eue heilkundliche Möglichkeiten oten, hat man zuerst vor siebzehn ahren erkannt. Der an der Harvard-Jniversität arbeitende Forscher Max 'heiler spritzte damals Mäusen das on Affen gewonnene Gelbfieber-irus ins Gehirn. Der Versuch nahm ine überraschende Entwicklung. Das nmer wieder von Maus auf Maus .bertragene Virus verlor, wie laufende Kontrollinjektionen bei Affen bewie-en, nach und nach seine Virulenz. 'heiler züchtete nun (mit Unter-tützung der Rockefellerstiftung) ein Mäusevirus in Hühnereiern wei-er, und da kam es bei dem Gelb-iebererreger eines Tages zu einer Mutation, einer erblichen Artände-ung. Das neue Virus war so abge-chwächt, daß es bei den Affen nur ioch ganz leichte Gelbfieberanfälle iervorrief. Am Schluß dieser Ver-uche stand eine Entdeckung von veittragender Bedeutung: die mit lem abgeschwächten Virus geimpf-en Affen waren gegen das tödliche Gelbfieber immun geworden! Die :rste Vakzine aus lebenden Viren war ;efunden.

Bis 1950 wurden damit bereits 28 Millionen Menschen geimpft, und :einer von ihnen ist bisher von der n den tropischen Urwäldern wüten-len Krankheit befallen worden. Theiler bekam für seine Tat 1951 den Nobelpreis.

Hatte man aber nicht die Schwächung des Gelbfiebervirus vielleicht nur einer flüchtigen Laune der Natur zu verdanken? Die Gelbfiebervakzine war noch 1950, wie der englische Virusforscher Bedson damals feststellte, die einzige Lebendvirus-Vakzine, die sich bewährt hatte. Und selbst wenn es gelang, auch andere Viren zu bändigen — konnte man denn sicher sein, daß sie nicht eines Tages in die gefährliche virulente Form zurückschlugen?

Wissenschaftliche Mitarbeiter des Lederle-Instituts — der Forschungsabteilung eines großen chemischen Werkes — haben diesen Fragenkomplex in den letzten vier Jahren klären können. Unter Führung von Herald Cox, einer Virus-Autorität, gelang es ihnen, eine Lebendvirus-Vakzine gegen die Newcastlekrankheit zu entwickeln, eine beim Geflügel auftretende Form der Gehirngrippe, deren Erreger unserem Grippevirus verwandt ist. Man konnte mit diesem Impfstoff 450 Millionen eintägige Küken gegen die genannte Krankheit immunisieren. Mit weiteren Lebendvirus-Vakzinen machte man fünf Millionen Schweine gegen Schweinepest und zwei Millionen Hunde gegen Staupe immun. Soweit bekannt, ist in keinem dieser vielen Millionen Fälle ein Vakzinevirus wieder virulent geworden.

Die hinter dem Lederle-Institut stehende chemische Fabrik entschloß sich, die Gewinne aus der Vakzineherstellung in einen großangelegten Feldzug gegen die den Menschen bedrohenden Viren zu stecken.

Die unheimlichste menschliche Virusinfektion ist wohl die Tollwut. Sobald sich die geringsten Symptome zeigen, gibt es keine Rettung mehr. Pasteur hatte versucht, den Ausbruch der Krankheit zu verhüten, indem er das Virus aus dem Rückenmark tollwütiger Kaninchen durch Austrocknen abschwächte und dem Patienten einimpfte, doch blieb die Zuverlässigkeit seines Verfahrens umstritten.

Die Forscher, die im Lederle-Institut an Mitteln zur Tollwutbekämpfung arbeiteten, machten nur geringe Fortschritte. Da kam ihnen der Tod selbst zu Hilfe. Ein kleines Mädchen, Flury, war an Tollwut gestorben, sie beschafften sich Viren, die man bei der Autopsie dem Gehirn der Toten entnommen hatte, und schwächten sie mittels der oben beschriebenen Hühnerei-Passagen ab. Und das Werk gelang. Sie konnten eine Tollwut-Vakzine entwickeln, die sich bei Versuchen mit allen möglichen Tieren als äußerst wirksam erwies. Eine einzige Schutzimpfung immunisierte einen Hund für zwei Jahre gegen eine Wutvirus-Dosis, die genügt hätte, zehntausend ungeimpfte Hunde zu töten. Seitdem sind auf der Welt schon etwa drei Millionen Hunde mit der neuen Lebendvirus-Vakzine behandelt worden.

Das erst war die wirkliche Erfüllung der kühnen Träume Pasteurs. Und wenn wir einmal so weit sind, daß jeder Welpe gleich nach der Geburt geimpft wird, brauchen wir die Tollwut nicht mehr zu fürchten. Bis dahin haben wir nun die Möglichkeit, von verdächtigen Tieren gebissene Menschen mit der Vakzine zu impfen, die aus dem Tollwutvirus der armen kleinen Flury entwickelt worden ist. Die Impfung soll im Anschluß an eine Behandlung mit einem starken Antitollwutserum erfolgen.

Vor zwei Jahren stellte Cox seinen Virusjägern vom Lederle-Institut die schwerwiegende Frage, ob man nicht auch das Kinderlähmungsvirus bändigen könne. Wenn überhaupt, konnte es nur mit der Vakzine eines *lebenden* Virus geschehen, das wußte Cox. Denn abgetötete Viren bieten nur unsicheren und wenig dauerhaften Schutz. Das ist der Grund dafür, daß man trotz der von Dr. Jonas Salk gemachten Entdeckung, nach der abgetötete Kinderlähmungsviren im menschlichen Blut eine Immunität gegen die Krankheit erzeugen können, weiterhin nach einer Kinderlähmungsvakzine aus lebenden Viren suchen muß.

Man stieß jedoch gleich zu Beginn auf ein Hindernis: das Kinderlähmungsvirus wollte im Hühnerei nicht gedeihen. Wohl läßt es sich gut auf Affengewebe züchten, aber mit allem auf der Welt verfügbaren Affengewebe könnte man doch nur einen Bruchteil der Vakzinemengen herstellen, die für die vielen hundert Millionen von der Kinderlähmung bedrohten Menschen benötigt werden. Es blieb nur der Weg über die Hühnerei-Passage. Und auf diesem Weg wollte es nicht weitergehen.

Da kam ein Hoffnungsstrahl. Im

amerikanischen Gesundheitsamt war es gelungen, den Typus II des Kinderlähmungsvirus, das sogenannte Lansingvirus, in Baumwollratten, Mäusen und syrischen Goldhamstern zu züchten. Nach eingehenden Beratungen entschloß man sich im Lederle-Institut, es mit dem Lansingvirus bei ganz jungen, noch saugenden Hamstern zu versuchen. Tatsächlich vermehrten sich die Viren hier wie wild. Die vage Hoffnung war, eines Tages werde hierbei ein mutiertes, also in seinen Erbanlagen verändertes Virus auftauchen, das dann bei einer Hühnerei-Passage *nicht* abstarb.

Es ergab sich jedoch eine neue Schwierigkeit. Sobald das Hamsterjunge durch die Einwirkung des Kinderlähmungsvirus erkrankte, hörte es auf zu saugen, und dann wollte die Mutter es auffressen. Da hieß es aufpassen. Dann aber, nach monatelangen, Tag und Nacht kontrollierten Versuchsreihen, kam endlich der Mühe Lohn: bei der hundertneunzehnten Hamster-Passage stieß man auf ein Virus, das auch im Hühnerei gedieh. Dieser Erfolg bedeutete in der Kinderlähmungsforschung einen Wendepunkt.

Nun kam die zweite Überraschung. Ursprünglich hatte das Lansingvirus bei Affen unfehlbar tödlich gewirkt. Durch die Ei-Passagen wurde es jetzt aber unter Mutation so stark abgeschwächt, daß Affen, selbst wenn man es ihnen direkt ins Gehirn einspritzte, nicht erkrankten, vielmehr gegen diese Form der Kinderlähmung immun wurden! Sie vertrugen eine Dosis virulenter Viren, die 700 ungeimpfte Affen umgebracht hätte.

Man hat das Experiment oft wiederholt und ist stets zu demselben Ergebnis gekommen: das in Hamstersäuglingen gezüchtete Lansingvirus schwächte sich in Hühnerei-Passagen ab und erzeugte dann bei Affen Immunität.

Es ging nun darum, eine praktisch verwendbare Vakzine zu schaffen. Lebendvirus-Vakzine wirken am besten, wenn man sie dem Patienten auf dem Weg zuführt, auf dem sich das virulente Virus der betreffenden Art einzuschleichen pflegt. Beim Kinderlähmungsvirus ist dies der Weg durch den Mund. Cox wählte daher für seine Versuche mit Schimpansen und anderen Affen die Verfütterungsmethode. Die über Ei-Passagen abgeschwächten Lansingviren machten die Affen gegen virulente Lansingviren immun, ja Schimpansen erkrankten auch dann nicht, als man ihnen das mörderische Virus des Kinderlähmungstypus I, das sogenannte Brunhildevirus, zuführte.

Für die Kinderlähmung vom Lansingtypus hat man nun also im Lederle-Institut eine hochwirksame, oral zu verabreichende Lebendvirus-Vakzine zu Versuchszwecken. Wird sie auch gegen den weit stärker verbreiteten Brunhilde-Typus sicheren Schutz bieten? Für eine solche Annahme spricht vieles, meint Cox. Von fünf Affen, die eine Einspritzung von Lansingviren ins Gehirn überstehen,

zeigen sich vier auch gegen ins Gehirn gespritzte Brunhildeviren immun, weitgehend sogar gegen das Leonvirus, den dritten, seteneren Typus des Kinderlähmungserregers.

Solange es nicht gelingt, auch Brunhilde- und Leonviren mittels Ei Passagen zu züchten und abzuschwächen, besteht nach den vielversprechenden Erfahrungen, die man bisher mit der Lansingvakzine gemacht hat, aller Anlaß, die praktischen Versuche mit dieser Vakzine fortzuführen und genau zu erkunden, wie weit ihre Wirksamkeit bei allen drei Typen der Kinderlähmung reicht.

Führende Virusforscher glauben, daß Cox mit seinen Mitarbeitern auf dem besten Wege ist, die spinale Kinderlähmung zu besiegen. Von der unübertrefflichen Wirksamkeit der Lebendvirus-Vakzine sind sie überzeugt. Daß diese Impfstoffe ungefährlich sind, steht außer Zweifel.

Während ich dies schreibe, sitzen die Forscher in den Lederle-Laboratorien schwitzend und fluchend über ihren Kulturen. Das Licht geht hier in den Nächten nicht mehr aus. Verbissen versucht man, immer wieder die bösartigen Brunhilde- und Leonviren aus dem Gehirn kranker Affen in Hühnerembryos weiterzuzüchten.

Wie lange wird es noch dauern, bis man Typus I, das Brunhildevirus, gebändigt hat? Cox will nicht prophezeien. „Es liegt noch viel Arbeit vor uns", sagt er. Ich aber möchte prophezeien, daß alle drei Arten des Kinderlähmungsvirus die Hühnereier Passagen durchlaufen werden, ehe noch die ersten Schneeflocken des kommenden Winters fallen. Und dann wird es vielleicht nur noch eine Frage von wenigen Jahren sein, bis die Furcht vor der Kinderlähmung der Vergangenheit angehört.

. . . hat es doch Methode

Bei einem Golfturnier schlug ein Teilnehmer den Ball vom Abschlag zum 16. Loch. Er hatte gute Aussichten, zu gewinnen. Es war ein „kurzes" Loch, und sein harter Schlag brachte den Ball direkt davor. Er erwog, während er hinterherging, erfreut seine Chancen, mit einem einzigen weiteren Schlag durchzukommen. Aber alle Hoffnung schien vernichtet, als er an den Ball kam und sah, daß dieser in eine Papiertüte gerollt war, die ein Zuschauer weggeworfen hatte. So wie der Ball jetzt lag, konnte er ihn nicht schlagen; nahm er ihn aber heraus, kostete ihn das einen Strafschlag und damit vielleicht den Sieg. Er überlegte einen Augenblick, dann holte er Streichhölzer aus der Tasche und zündete die Tüte an. Als sie verbrannt war, brachte er den Ball mit einem leichten Schlag ins Loch — unter tosendem Beifall der Zuschauer. R. K. H.

Ein kleines Stückchen Licht

Aus der Monatsschrift Christian Herald

von Thomas Sugrue

„Thomas Sugrue war der tapferste Mensch, den ich je gekannt habe — ohnegleichen an Geduld im Leiden, Selbstüberwindung und seelischer Kraft", schreibt Reverend Daniel Poling in einem Leitartikel des *Christian Herald*. Mitten in einer vielversprechenden Laufbahn wurde Sugrue von einer Krankheit befallen, die ihn zum Krüppel machte, und er verbrachte 15 von seinen 45 Lebensjahren im Bett oder im Rollstuhl. Trotzdem reiste er, im Rollstuhl, durch Europa und den Nahen Osten, schrieb sieben Bücher, Hunderte von Aufsätzen und hielt viele Vorträge. Dieser Artikel, der letzte, den er vor seinem Tode im Januar geschrieben hat, erzählt von einer der Quellen seiner Seelenstärke.

Als ich noch ein kleiner Junge war, kannte ich eine Frau, deren Leben fast nur aus Kummer und Sorgen bestand. Ihre Kinder schienen von der Natur zu Versuchsobjekten für Unfälle und Krankheiten aller Art ausersehen zu sein; ihre eigene Gesundheit stand immer auf des Messers Schneide; ihr Mann war ein Tropf, der über die eigenen Füße stolperte und dann behauptete, man habe ihm ein Bein gestellt. Aber all diese Mißhelligkeiten schienen ihr nichts anhaben zu können. Ihr Haar wurde weiß und ihr Gesicht abgezehrt, aber ihre Augen blieben hell und klar, und wenn sie lächelte, wurde einem zumute, wie wenn man an einem kalten Tag einen warmen Pullover anzieht.

Ich besorgte ihr oft etwas aus der Apotheke. Als eines Tages wieder ein neues Unheil geschehen war und ich ihr mein Mitgefühl ausgesprochen hatte, entschlüpfte mir unversehens die Frage: „Sagen Sie, wie ertragen Sie das alles nur?"

Sie sah mich lächelnd an. „Ich habe eine heimliche Hilfe", erwiderte sie. „Ich bin auf einer Farm aufgewachsen, mit drei jüngeren Brüdern. Meine Mutter hatte für uns alle zu sorgen und außerdem eine Menge Arbeit mit der Farm. Als ich sieben Jahre alt war, an einem eiskalten Winternachmittag, stand es schlimmer denn je. Eine Kuh war krank, das Wasser in der Pumpe war eingefroren, und zwei meiner Brüder hatten die Masern. Ich machte mir entsetzliche Sorgen um meine Mutter und wollte ihr helfen. Ich kam in die Küche mit einem Eimer voller Schnee, um mit dem Schmelzwasser das Geschirr zu spülen.

Meine Mutter sah den Eimer mit Schnee an und mußte lachen. Dann weinte sie ein bißchen. Und dann küßte sie mich, nahm mich bei der Hand und sagte: ‚Jetzt setzen wir uns hin, du und ich, und trinken eine Tasse Tee miteinander.'

Sie kochte Tee mit dem Schmelzwasser, und wir setzten uns an den Küchentisch und tranken. Es war die erste Tasse Tee in meinem Leben.

Das ist meine heimliche Hilfe – diese Szene in der Küche. Immer wenn ich mutlos oder recht müde bin, denke ich daran und muß lachen, und dann weine ich ein bißchen – ein paar Tränen dann und wann tun gut – und setze mich hin und mache mir eine Tasse Tee. Wenn ich getrunken habe, bin ich wieder so weit, daß ich mir die Schürze festbinde und von neuem an die Arbeit gehe, die getan werden muß."

Sie wandte sich von der Tür weg und trat ins Zimmer. „Komm herein. Wir wollen jetzt gleich mal eine Tasse Tee trinken." Als ich mich dann verabschiedete, strich sie mir mit der Hand übers Haar und sagte: „Eine schöne Erinnerung ist das Wertvollste von der Welt. Merk dir das."

Die Erinnerung ist immer die treue Freundin des Menschen gewesen. Aber in unserem „psychologischen" Zeitalter gilt sie als Schlupfwinkel für verdrängte Kindheitseindrücke, als Dschungel, in dem der Seelenforscher den Wölfen der Furcht und den Schlangen der Angst nachstellt.

In Wirklichkeit ist es so, daß da Unterbewußtsein eines jeden Mer schen angefüllt ist mit Erinnerunge an seine mehr oder weniger schwa chen Bemühungen, sich als bessere achtenswerteres Geschöpf zu zeiger Da sind schmerzliche Vorfälle, dene er nicht gern ins Gesicht sieht; abe er findet auch, wenn er nur rech hinschaut, glückliche Erinnerunge – jene entspannten Augenblicke, i denen sich die Seele plötzlich übe die Gegenwart hinaus weitet und de Lebensplan in seiner vollen Ausdeh nung sichtbar wird.

Diese Augenblicke kommen mei stens aus irgendeinem belanglosen alltäglichen Anlaß. Wir sehen einer Taxichauffeur, der einer alten Dam behilflich ist, ein kleines Mädchen das auf dem Heimweg von der Schul eifrig mit sich selber redet, einer Keil Wildgänse auf dem Weg nach Süden, das Hinstreichen des Sommer windes durch ein Weizenfeld. Es ist nie etwas Ungewöhnliches, sondern ein ganz gewöhnliches Geschehen an einem ganz gewöhnlichen Tag, das in einem Moment, in dem das Gemüt für Eindrücke offen steht, bis auf den Grund der Seele dringt und dort sein Abbild hinterläßt.

Allzu oft mißachten wir solche Erinnerungen, weil sie angeblich „sentimental" sind. Wir sollten sie in Ehren halten, weil sie wahr sind. In jedem lebt zum mindesten *eine* dieser glücklichen Erinnerungen und wartet nur darauf, uns wieder und wieder mit Freude und Zuversicht zu beschenken, wenn wir nur wollen.

Die meine kam zu mir vor dreizehn Jahren, im Frühjahr 1940. Wir lebten in Virginia, an der Küste. Ich war sehr krank; ich konnte das Bett nicht verlassen und war in allem auf fremde Hilfe angewiesen. Mir war trostlos zumute. Ich lag in meinem Zimmer mit dem Blick auf die See. Jenseits der Straße war eine kleine katholische Kapelle, und jeden Morgen hörte ich in der Frühe durch mein offenes Fenster Pater Brennan, der mit seiner kräftigen, wohlklingenden Stimme die Messe las. Eines Nachmittags besuchte er mich, und ich fragte ihn, ob er mir anderntags nach der Messe das heilige Abendmahl reichen wolle. Er bejahte, und am nächsten Morgen in aller Frühe breitete meine Frau ein weißes Leintuch über den Tisch an meinem Bett und stellte eine brennende Kerze darauf.

Es war ein dunkler Morgen voller Nebel. Während ich in den Anblick der Kerze vertieft war, ging langsam und ganz sacht die Zimmertür auf, und meine kleine Tochter Patsy schob sich rückwärts herein. Ich beobachtete, wie sie sich umdrehte und mit einem Mal die Kerze vor sich sah. Sie hatte noch nie eine gesehen und stand starr vor Staunen.

Sie war damals zwei Jahre und vier Monate alt. Ihr Haar war seidig und goldblond. Sie hatte Spielhosen an, und hinten auf ihrem Kopf saß eine für sie zurechtgemachte Studentenmütze, die aus der nahegelegenen Universität stammte. Ihr Gesicht war noch rund, aber das Kindliche darin wich bereits dem Mädchenhaften, und als die Flamme der Kerze sich gegen das Dunkel des Zimmers hin und her bewegte, spielten Licht und Schatten auf ihren Wangen und über ihre weiße Stirn hin.

Sie blieb lange so stehen und flüsterte dann wie zu sich selbst: „Oh, es ist ein kleines Stückchen Licht!"

Dann wandte sie sich mir zu und kletterte auf mein Bett. Sie deutete auf die Kerze. „Was ist das?"

„Eine Kerze." Und um ihr das Bewußtsein zu geben, daß sie recht hatte, fügte ich hinzu: „Eine Kerze ist ein kleines Stückchen Licht."

Wir sahen beide der Kerze zu, bis ich die Kapellentür zuschlagen und Pater Brennan kommen hörte.

„Kommt Pater Brennan, um dir den lieben Gott zu bringen?" fragte sie.

„Ja", sagte ich.

Sie schlüpfte vom Bett hinunter und verließ das Zimmer so leise, wie sie gekommen war. Gleich darauf trat Pater Brennan ein.

„Ein irischer Morgen", sagte er. „Der Nebel steigt auf wie ein Gebet."

Er blieb nicht lange bei mir. Er hatte im Gehen die Kerze ausgeblasen, und nun wich allmählich der Nebel, und Morgenlicht drang in mein Zimmer. Nach einer Weile kam Patsy wieder. Sie schloß die Tür und kletterte dann rasch aufs Bett.

„Wo ist der liebe Gott?" fragte sie.

„Hier", sagte ich, „in meinem Herzen."

Sie legte ihren Kopf an meine Brust und bewegte ihn hin und her, bis sie meinen Herzschlag fand. Ihre Mütze fiel herunter, und ihr Goldhaar quoll über mich hin.

„Hörst du ihn?" fragte ich.

„Ja. Was sagt er?"

Ich hatte nicht Zeit zum Überlegen; beim geringsten Zögern hätte sie gemerkt, daß ich mir etwas ausdachte.

„Er sagt, er hofft, daß du froh und munter bist, und er hat nicht gewollt, daß du gestern in dem Regen so naß geworden bist. Er wollte eigentlich warten, bis du daheim warst, aber die Veilchen hatten solchen Durst, daß sie sich nicht länger gedulden konnten.

Er sagt, er hat jetzt im Frühling so viel zu tun, da müssen die Wiesen und die Gärten begossen werden, und die Felder trinken so viel, daß er gar nicht weiß, wo er anfangen soll. Aber Wasser, sagt er, findet er trotzdem meistens genug für die Welt, und Sonne genug, aber was manchmal knapp wird, ist die Liebe. Er möchte, daß du ihm hilfst und daß du die Welt liebhast.

Von mir will er auch, daß ich die Welt liebhabe. Und er will sich in mir umschauen und sehen, ob er herausbekommen kann, was mich krank macht, und wenn er es findet, will er es in Ordnung bringen. Aber es kann mir nichts geschehen, sagt er, solange ich dich habe und du nach mir schaust."

Sie nickte mir verständnisvoll zu und lächelte mit jenem Ausdruck mütterlicher Innigkeit, die allen Frauen von Natur und Geburt an gegeben ist. Das Zimmer war jetzt von Licht erfüllt, und der Glanz draußen zog sie an. Sie glitt vom Bett hinab und ging zu einem Schaukelstuhl, der mit der Lehne zum Fenster stand, von dem aus man den Blick aufs Meer hatte. Sie kletterte hinauf und stand, Kinn und Arm auf die Lehne gelegt, und schaute, langsam hin und her schaukelnd, hinaus. Der letzte Nebel verschwand.

„Die Sonne ist da", sagte sie.

Das brachte sie auf einen Gedanken. „Ist die Sonne die Kerze vom lieben Gott?" fragte sie.

„Ja", sagte ich. „Die Sonne ist die Kerze vom lieben Gott."

Ich sah ihr zu, wie sie langsam hin und her schaukelte, und dieses Bild kommt mir in Erinnerung, sooft ich seiner bedarf. Ich sehe das goldene Köpfchen, das sich hin und her wiegt in der Sonne, und aller Trübsinn schwindet aus mir.

Es gibt keinen Augenblick, in dem diese Erinnerung mir nicht zu Gebote stünde; ich habe sie herbeigerufen, wenn ich im Krankenhaus lag, beim Flug über Weltmeere, in Stürmen auf See, im Kampf mit den Heimsuchungen, die keinem erspart bleiben. Immer ist sie gekommen, mit dem hin und her schaukelnden kleinen Kopf und dem leisen Duft von geschmolzenem Wachs. Sie bedeutet niemandem etwas. Nur mir. Aber für mich ist sie eine Kraft, stärker als alles auf der Welt. Mit ihr bin ich unbesiegbar.

SIND DIE EHEN HEUTE GLÜCKLICHER?

Aus der Monatsschrift Redbook

von Professor Paul H. Landis

Es wird Zeit, daß wir unserer Jugend den Glauben an den Bestand der Ehe wiedergeben

Man mag über die hohen Scheidungsziffern noch soviel hin- und herdiskutieren und die Köpfe schütteln — alle Anzeichen sprechen dafür, daß es um die Ehe heute nicht schlechter bestellt ist als früher. Es wird hohe Zeit, daß wir unser Augenmerk weniger auf die Mängel als auf die Vorzüge der modernen Ehe richten. Die hohen Scheidungsziffern besagen keineswegs, daß wir auf dem besten Wege sind, die Ehe zum alten Eisen zu werfen. Sie sind vielmehr ein deutlicher Hinweis auf die Tatsache, daß der moderne Mensch an die Ehe höhere Anforderungen stellt als seine Vorfahren.

Als vor fünfzig Jahren der Großvater die Großmutter nahm, stand nicht das Glück als Eheziel an erster Stelle. Man suchte sich eine Lebensgefährtin, die den Haushalt zu führen und die Kinder großzuziehen verstand. Wenn sich dabei auch das Glück einstellte — um so besser. Das war dann eine freudige Überraschung.

Heute suchen wir in erster Linie in der Ehe das „Glück". Wahrscheinlich hat sich die Menschheit noch nie ein Eheziel gesetzt, das so schwer zu erreichen und doch so sehr der Mühe wert ist.

Die meisten Ehepaare erleiden mit diesem Traum zeit ihres Lebens keinen Schiffbruch. Zwar kann man nicht behaupten, daß alle, die ihr Ehegelöbnis halten, zur vollen Verwirklichung ihres Glückstraumes kommen, aber aus zahlreichen Untersuchungen geht doch hervor, daß zwei Drittel aller Ehen „sehr glücklich" oder zumindest „glücklich" genannt werden können. Diese Untersuchungen stützen sich nicht nur auf die Aussagen der Eheleute, sondern auch auf das Zeugnis ihrer Freunde.

Eins steht fest: wir sind ein wenig

weiser geworden und erwarten nicht mehr, das Glück fix und fertig verpackt als Hochzeitsgeschenk überreicht zu bekommen. Wir wissen, daß es in langen, manchmal schmerzlichen Kämpfen errungen werden muß. Trotz dieser weisen Erkenntnis liegt uns unser Glück nicht weniger am Herzen; nur führen wir es nicht mehr ständig im Munde, sondern wir betrachten das Glücklichwerden ganz nüchtern als Aufgabe.

Wie oft scheitert eine Ehe daran, daß wir Unmögliches verlangen! Somerset Maugham hat den Ausspruch getan, die amerikanische Frau schiene von ihrem Mann „eine Vollkommenheit zu erwarten, die die englische Frau nur bei ihrem Butler zu finden hofft". Und welch einen Ausbund an Tüchtigkeit, romantischem Zauber und gesellschaftlicher Gewandtheit wünscht sich heute erst ein junger Mann!

In vielen Punkten ist die heutige Auffassung der Ehe den alten Anschauungen überlegen. Noch vor wenigen Generationen lehrte man die meisten Mädchen, die ehelichen Intimitäten seien ein unumgängliches Zugeständnis an den Mann und müßten notgedrungen ertragen werden. Das eigene Vergnügen konnte sich zufällig ergeben und galt eigentlich als nicht ganz anständig. Die modernen jungen Leute hingegen wissen, daß die körperliche Befriedigung beider Ehepartner sie auch zur seelischen Einheit führt.

Die Ehefrau von gestern hatte die Aufgabe, ganz in ihrem Mann aufzugehen; sie war einzig und allein auf die Verwirklichung seiner Wünsche eingestellt — ihre eigenen Wünsche kamen stets an zweiter Stelle. In dem täglichen Einerlei von Hausarbeit und Kinderpflege lag ihre Welt beschlossen. Der Kampf um die Gleichberechtigung der Frau läßt hoffen, daß sie sich aus eigener Kraft ihren Platz in der Gemeinschaft erobern wird.

Schon rein materiell hat sich manches geändert: der seelisch zermürbende lange Arbeitstag ist abgeschafft. In einem Haushalt von anno dazumal wurde die Frau buchstäblich nie mit der Arbeit fertig. Heute haben die Frauen, selbst in ländlichen Verhältnissen, ungleich mehr Muße und Freiheit, ihr Leben durch Betätigung und Zerstreuung außerhalb ihres Hauses zu bereichern und sich dadurch zu besseren, tüchtigeren Gattinnen und Müttern und zu gesünderen Menschen zu entwickeln.

Seit Urzeiten war die Ehe für die Frauen der einzige Weg zu einer gesicherten und geachteten Stellung in der Gemeinschaft. Die modernen Sitten dagegen erlauben ihr eine echte Unabhängigkeit im Denken und Handeln; sie entschließt sich nicht nur freiwillig zur Ehe, sondern auch deren Gestaltung bleibt ihr überlassen. Diese Unabhängigkeit macht sie zu einer lebendigeren, interessanteren und kameradschaftlicheren Lebensgefährtin.

Ob eine Ehe funktioniert oder nicht, erkennt man am besten daran, ob die Kinder in ihrem Elternhaus

glücklich sind. Bei einer unlängst angestellten Untersuchung am State College von Washington wurden die Studentinnen und ihre Mütter befragt, ob sie ihre Kindheit im Elternhause als „glücklich" bezeichnen würden. Beim Vergleich mit den Müttern ergab sich, daß mindestens doppelt so viele junge Mädchen der heutigen Generation ihre Kindheit als „sehr glücklich" empfanden.

Selbstverständlich hat sich unsere Jugend den pessimistischen Anschauungen, die heute oft über die Ehe geäußert werden, nicht ganz entziehen können. Trotzdem — obwohl man ihnen alles in den schwärzesten Farben malt — heiraten die jungen Leute früher, und die Zahl der Eheschließungen ist höher denn je.

Zwar gibt es in gewissen Kreisen unverhältnismäßig viele Scheidungen. Wenn wir aber — dem Zug der Zeit folgend — das Glück als das Ziel der Ehe ansehen, dann müssen wir denen, die sich redlich um ihr Eheglück bemüht und es nicht erreicht haben, das Recht auf Scheidung zubilligen.

Das besagt aber nichts gegen die Ehe als Einrichtung. In der „guten alten Zeit" gab es mehr zerstörte Ehen und weit mehr verwaiste Kinder als heute. Der Unterschied zwischen damals und heute liegt natürlich in den verschiedenen Ursachen für den Zerfall einer Familie. Damals forderte die frühe Sterblichkeit einen hohen Zoll, und zugunsten der Ehescheidung kann man zumindest eines feststellen: es werden weniger Waisen hinterlassen, denn ein erheblicher Teil aller Geschiedenen ist kinderlos.

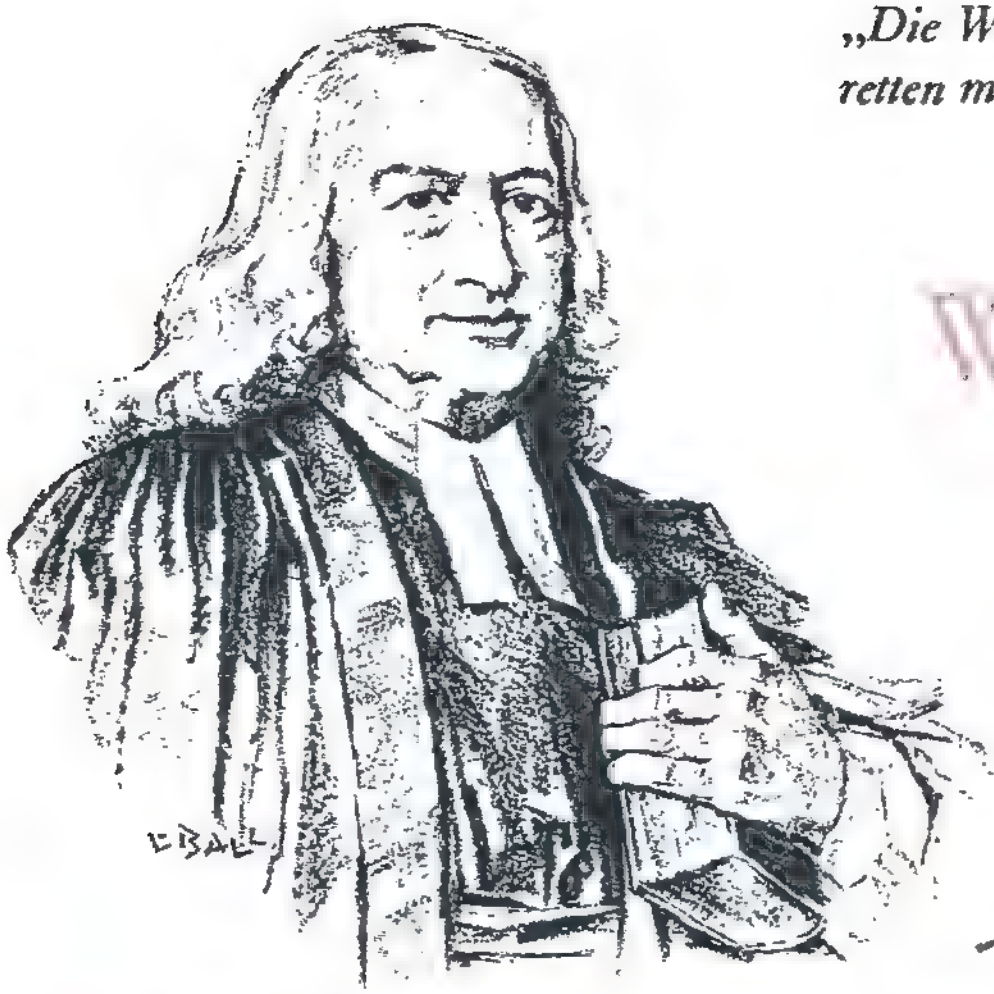
Die meisten Geschiedenen gehen eine zweite Ehe ein. Obwohl sie in ihrer Ehe denkbar schlechte Erfahrungen gemacht haben, sind sie am ehesten bereit, in einer zweiten Ehe ihr Glück noch einmal zu versuchen. Das soll nicht etwa eine Ermunterung zur Scheidung sein. Nur kann man sich der Einsicht nicht verschließen, daß viele in ihrer zweiten Ehe das Glück finden, das ihnen in der ersten versagt geblieben war.

Noch immer treten zu viele junge Leute beängstigend ahnungslos in die Ehe. Selbst auf der Hochschule lernen sie mehr über Getreide- und Viehzucht als über die Aufzucht von Kindern. Es wird Zeit, daß die Jugend gewissenhafter auf die lebenswichtigen Aufgaben der Gattenwahl, der ehelichen Anpassung und der Elternschaft vorbereitet wird.

Es wird auch Zeit, der Jugend nicht Verzweiflung an der Ehe, sondern den Glauben daran zu predigen. Die Ehe ist kein abgetragenes Kleid. Die Gemeinschaft von Mann und Frau, in welcher der Mann die Sorge für seine Gefährtin und die Kinder übernimmt, geht auf die früheste Vorgeschichte zurück; sie ist der einzige Weg, den tiefsten Bedürfnissen des Menschen gerecht zu werden.

Es spricht alles dafür, daß die Ehe auch weiterhin als Einrichtung bestehen bleiben wird. Schon manches ist zu ihrer Verbesserung geschehen – laßt uns unermüdlich weiter daran arbeiten!

„Die Welt ist mein Kirchspiel und Seelen zu retten mein Beruf" — Aus Wesleys Tagebuch



Wanderprediger im Sattel

Aus der Wochenschrift The Christian Advocate

von William F. McDermott

Vierzehn Millionen Menschen auf der ganzen Welt feierten im Juni die 250. Wiederkehr des Geburtstages von John Wesley, dessen strenge Regeln für eine rechtschaffene Lebensführung seinen Anhängern die damals spöttisch gemeinte Bezeichnung „Methodisten" eintrug. Sie nahmen diesen Tag zum Anlaß, in Ehrfurcht jenes „Wanderpredigers im Sattel" zu gedenken, der sich zweiundfünfzig Jahre lang zu Pferd über Tausende von Kilometern durch Sumpf und Schlamm quälte und auf Baumstümpfen im freien Feld, auf Schlackenhaufen in der Nähe von Grubeneingängen und auf Kisten an Straßenecken predigte. Die Tuberkulose gefährdete sein Leben, der Pöbel warf mit Steinen nach ihm, Geistliche brandmarkten ihn öffentlich, und seine sensible Natur litt unter der Härte des Lebens, das er führte. Doch mit der Flamme des Glaubens in seinem Herzen ritt er dahin, um seine Sendung zu erfüllen.

Der Historiker Lecky sagt, die methodistische Erweckungsbewegung habe England vor einer blutigen Revolution bewahrt und Wesley habe wie kein anderer seit dem sechzehnten Jahrhundert das praktische Christentum beeinflußt. Sei dem, wie es wolle, fest steht, daß der Geist, der von ihm ausging, zur Bildung einer der verbreitetsten protestantischen Religionsgemeinschaften geführt hat. Unzählige Krankenhäuser, Schulen, Hochschulen, Kirchen und Missionsstationen tragen heute den Namen des Mannes, den England einstmals verspottet hat.

Als Wesley jung war, hätte niemand gedacht, daß sein Name jemals weltbekannt werden würde. Er wurde 1703 in Epworth geboren. Mit zehn Jahren wurde er auf die be-

rühmte Charterhouse-Schule nach London geschickt, lernte Griechisch und Hebräisch, und mit siebzehn Jahren kam er nach Oxford. Dort verbrachte er als Student und Lehrer fast fünfzehn Jahre. Die Tuberkulose machte ihm so sehr zu schaffen, daß er einmal in einen Fluß sprang, um einen Blutsturz zum Stillstand zu bringen.

Zu jener Zeit führten die Studenten ein lockeres Leben. Ernstgesinnte Menschen wie John Wesley und sein Bruder Charles hatten das Gefühl, nicht in ihre Zeit zu passen. So tat sich eine kleine Gruppe von Gleichgesinnten zusammen, die ihre Zuflucht in Religion und Askese suchten. Sie gaben alles den Armen und behielten für sich nur, was sie zum nackten Leben brauchten; sie suchten Kranke und Gefangene auf und verbrachten viele Stunden im Gebet. Im Jahre 1728 wurde John Wesley zum Geistlichen der anglikanischen Kirche, der englischen Staatskirche, ordiniert.

Als man für Amerika Missionare suchte, die bei den Kolonisten in Georgia die Seelsorge ausüben sollten — die meisten waren Strafgefangene —, meldete sich John Wesley voller Begeisterung. Er nahm alles mit hinüber, was zum geordneten Gottesdienst gehörte. Er drängte auf die Einhaltung kirchlicher Vorschriften, führte Bußübungen ein und legte besonders großen Wert auf die Beichte. Doch das Leben in dem unkultivierten Neuland entsprach nicht seinen hochgespannten Erwartungen, und bald kehrte der Missionar enttäuscht und ein wenig verbittert nach England zurück.

An ein schönes Erlebnis jedoch erinnerte sich Wesley gerne, nämlich an das Zusammentreffen mit den Herrnhuter Brüdern, tiefgläubigen Menschen, denen er auf dem Schiff begegnet war. Während eines fürchterlichen Unwetters, das das Schiff zu vernichten drohte, waren sie die einzigen gewesen, die ruhig blieben. „Warum sollen wir uns vor Sturm und Wellen fürchten? Wir stehen alle in Gottes Hand", sagten sie. Das war der innere Friede, nach dem er sich sehnte — und den er nicht finden konnte.

In einer Mainacht — es war im Jahre 1738 — begab sich der verzweifelte Geistliche in ein Lokal, wo sich die Herrnhuter zum Gebet versammelten. Es waren noch andere Mitglieder der anglikanischen Kirche da, die sich nach inbrünstiger Frömmigkeit sehnten. Jemand las aus Luthers Werken eine Stelle vor über die Wandlung, die Gott durch Christus in den Herzen der Menschen bewirkt. Plötzlich wurde in Wesleys Seele etwas lebendig. „Ich fühlte, wie mir seltsam warm ums Herz wurde", schrieb er später. Nun sollte seine Laufbahn beginnen.

Mit der Leidenschaft eines Kreuzfahrers predigte damals in Bristol vor großen Volksmengen der schlichte George Whitefield, der Sohn eines Kellners. Er forderte Wesley auf, mit ihm zusammen „Gottesdienst unter freiem Himmel" zu halten.

Wesley schrak zurück. Im Freien predigen? Einen Steinhaufen als Kanzel? Er war entsetzt. Doch diese verfemten Kumpels von Kingswood in der Nähe von Bristol hatten einfach etwas an sich, was ihn reizte. Sie betrachteten sich als Ausgestoßene, diese Menschen ohne jegliche Religion, die aus Verzweiflung das Leben verfluchten. Wesley nahm das Wagnis auf sich.

Es war eine kunterbunte Gesellschaft von Männern mit kohlengeschwärzten Gesichtern, denen nichts heilig war. Sie scharten sich — zuerst zu Hunderten, dann zu Tausenden — um den kleinen, schwächlichen Mann im Ornat. Er war nur 1,63 Meter groß, doch schien er alle zu überragen. Etwas in seiner Stimme packte die Zuhörer. Seine Worte drangen ruhig, doch glockenklar bis zu den entferntest Stehenden. Mit tiefem Ernst senkte Wesley seine Botschaft in ihre Herzen: „Ihr seid Gottes Kinder, Erben des ewigen Lebens. Erhebt euren Blick als freie Menschen und laßt euer Herz überströmen vor Freude." Er drang in sie, ihrem sündigen Tun zu entsagen, sprach zu ihnen von Vergebung, von Erlösung und Hoffnung und zeigte ihnen den Weg zur himmlischen Herrlichkeit, die vor ihnen liege. Er schilderte ihnen Gottes Liebe zu den Verlorenen so eindringlich, daß sie wie durch eine himmlische Erscheinung angerührt waren. Wochenlang predigte der Kämpfer für den Glauben mit der ganzen ihm innewohnenden Leidenschaft. Als er einmal gefragt wurde, sagte er: „Es hat sich schon vieles geändert. Kingswood ist nicht mehr von Trunksucht und Verworfenheit, Streit und Verbitterung erfüllt. Friede und Liebe wohnen jetzt in diesem Ort."

Um sein Werk zu erweitern, begab sich Wesley nach London. Er ließ

Begegnung mit Boehler

Wesentlichen Einfluss auf die Entwicklung John Wesleys hat die Begegnung mit dem deutschen Geistlichen Peter Boehler gehabt. Sie trafen sich 1738 in London, als Wesley gerade aus Georgia zurückgekehrt war, während Boehler im Begriff war, sich im Auftrage des Grafen Zinzendorf, des Begründers der Herrnhuter Brüdergemeine, dorthin einzuschiffen.

„Durch ihn", so schreibt Wesley, „wurde ich unter dem Beistande Gottes am Sonntag, den 5. März, aufs klarste von meinem Unglauben, von dem Mangel an jenem Glauben, durch den allein wir können selig werden, überzeugt. Sofort kam mir der Gedanke: Höre auf mit deinem Predigen, wie kannst du anderen predigen, da du selbst noch keinen Glauben hast? Ich fragte Boehler, ob ich das Predigen unterlassen sollte. ‚Durchaus nicht', antwortete er. ‚Aber was soll ich predigen?' Er antwortete: ‚Predige den Glauben, bis du ihn hast, dann wirst du ihn predigen, weil du ihn hast.' "

nunmehr alle theologischen Feinheiten beiseite und legte besonderen Wert auf eine strenge, „methodische" Ausübung des Gebetes, sowie auf gute Werke. Regelrechte Gemeinschaften wurden gegründet, um sein Werk zu fördern, und es gab „Gebetshäuser", die von methodistischen Laienpredigern geleitet wurden. Eine leerstehende Geschützfabrik diente als Gotteshaus, und zum ersten Gottesdienst strömten fünftausend Menschen herbei.

Nach geistlicher Führung dürstende Bewohner anderer Städte flehten Wesley an, zu kommen, und so begann für ihn seine außergewöhnliche Laufbahn als „Prediger im Sattel". Er unterwarf sich einer selbstauferlegten strengen Disziplin: täglich stand er morgens um vier Uhr auf, hielt um fünf Uhr die erste Predigt und war schon um sechs Uhr unterwegs. An manchem Tag legte er hundert und mehr Kilometer zurück und predigte gewöhnlich mindestens dreimal. Von seinen Mitarbeitern verlangte er die gleiche spartanische Haltung wie von sich selber. Wer nicht fröhlich um vier Uhr morgens aufstehen und um fünf Uhr in aller Frische eine Predigt halten konnte, der war kein Arbeiter nach seinem Sinn.

Da Wesley unbarmherzig die Sittenlosigkeit und Trunksucht jener Zeit anprangerte, fand er bald erbitterte Widersacher. John Wesleys Bruder Charles versicherte, er könne die Wohnungen von Methodisten an den Spuren erkennen, die die Steinwürfe dort hinterlassen hatten. Man holte von öffentlichen Stierhatzen bösartige Stiere herbei, um sie auf die Menschenmenge loszulassen, sobald der Gottesdienst begann. Männer zu Pferd rasten in die Menge hinein. Betrunkene Banden griffen sie mit Steinen und Prügeln an und rissen die Versammlungshäuser nieder.

In Staffordshire wurde John Wesley einmal vom Pöbel mit Steinen beworfen und mit Knüppeln geschlagen. Doch als er am Boden lag, betete er so inbrünstig und so ruhig, daß der Mob still wurde. Plötzlich legte der Rädelsführer seine Hand auf Wesleys Haupt und sagte pathetisch: „Sir, ich will mein Leben in Eurem Dienst verbringen. Kein Haar auf Eurem Haupte soll Euch gekrümmt werden."

Der Mann war George Clifton, ein Preisboxer und Bandenführer. Nun wurde er, von Grund auf bekehrt, ein eifriger Prediger unter Wesleys Banner.

Langsam, doch unaufhaltsam wuchs die Zahl der Leute, die für Wesleys Kreuzzug eintraten, um Sittlichkeit, Rechtschaffenheit und Tugend im persönlichen wie im öffentlichen Leben Geltung zu verschaffen. Er wandte sich scharf gegen die eingewurzelten Mißstände seiner Zeit. Obgleich die Sklaverei durch das Gesetz geschützt war und für eine hochanständige Einrichtung gehalten wurde, zögerte Wesley nicht, sie zu bekämpfen. Seine Schrift über die Sklaverei (1774) löste in England

die gleiche Wirkung aus wie *Onkel Toms Hütte* in Amerika.

Er bekämpfte die entsetzlichen Zustände in den Gefängnissen, indem er schonungslos auf die Lebensverhältnisse der Gefangenen hinwies, die im Schmutz verkamen, verhungerten und seelisch zugrunde gingen. Er besuchte einige der fürchterlichsten dieser Kerker, um bei den Unglücklichen Gottesdienst zu halten. Schon im Jahre 1761 konnte er auf die Reformen im Newgate-Gefängnis als Vorbild hinweisen. Dort, wo „Schmutz, Gestank und Verworfenheit" geherrscht hatte, war wie durch ein Wunder „Sauberkeit, Ordnung und frische Luft" eingezogen. Die Gefangenen wurden für ihre Arbeit bezahlt, und die Kranken erhielten unentgeltlich ärztliche Hilfe. Dieser Fortschritt war darauf zurückzuführen, daß der Leiter des Gefängnisses durch die Erweckungsbewegung bekehrt worden war.

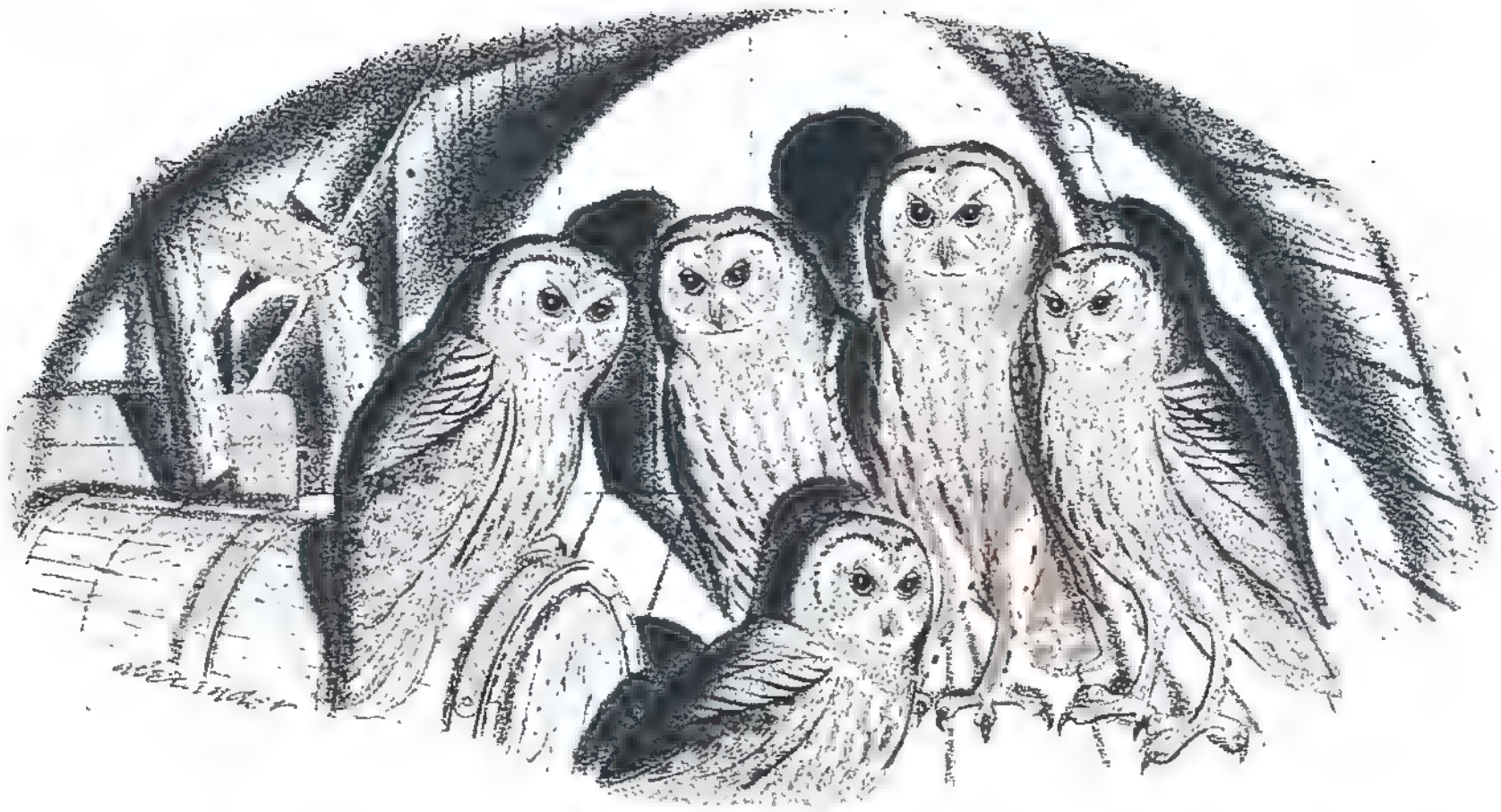
Die rohe und gewalttätige Umwelt, in der John Wesley lebte, ließ trotz allem seinen glühenden Eifer, sich weiterzubilden, nie erlahmen. Im Sattel las er die Klassiker oder machte sich Notizen für sein umfangreiches Tagebuch. Er beherrschte sechs Sprachen und beschäftigte sich mit der besten in diesen Sprachen geschriebenen Literatur.

Die Zahl seiner Schriften — insgesamt etwa 400 — und die Vielfalt der darin behandelten Gebiete waren erstaunlich.

John Wesley war der Gründer der ersten Armenapotheke Englands. Er richtete Werkstätten für Spinn- und Strickwaren ein, um den Armen Arbeit zu verschaffen. Er gründete eine Stiftung zur Finanzierung neuer Geschäftsunternehmen, sowie eine „Gesellschaft der Freunde des Fremden", um arme, kranke und einsame Fremde zu unterstützen. Er verschenkte 40 000 Pfund Sterling Tantiemen aus seinen Schriften und behielt für sich selbst nur 28 Pfund pro Jahr. Er sagte einmal, die Leute könnten ihn ruhig einen Räuber heißen, sollte er bei seinem Tode mehr als 10 Pfund besitzen.

Wesley wurde achtundachzig Jahre alt. Bis zuletzt predigte und schrieb er täglich. Auf seinem Totenbett rief er aus: „Wo ist meine Predigt über die Liebe Gottes? Nehmt sie und verbreitet sie überall. Gebt sie allen Menschen."

Die Art, wie sein Begräbnis vor sich ging, paßte so recht zu seinem Bedürfnis, anderen zu helfen. Seine Anweisungen wurden wortwörtlich befolgt: Die Beerdigung sollte ganz schlicht sein; was sich in seinen Schränken und Taschen befand, sollte unter seine Anhänger verteilt werden. Er wollte alle unnützen Begräbniskosten vermeiden und hatte ausdrücklich bestimmt, daß kein Leichenwagen benützt werde, sondern sechs Arbeitslose seinen Leib zu Grabe tragen sollten, wofür jeder ein Pfund Sterling bekommen sollte.



Die streitbaren Eulen von Hammel

Aus Fickjournalen, Malmö

von Carl C. Andersen

Es ist noch nicht lange her, da gingen eines schönen Sommerabends die Ratsherren des dänischen Städtchens Hammel von ihrer Stadtratssitzung nach Hause. Tiefe Dunkelheit herrschte unter den Bäumen, die den Kirchhof umgaben, und die Stadtväter schritten, von ihrem stattlichen, ehrwürdigen Bürgermeister Marius Trust angeführt, bedächtig an der Kirchhofsmauer entlang. Plötzlich erhob sich ein Schwirren in der Luft. Unsichtbare Klauen rissen den Stadtvätern die Hüte von den Köpfen und zerfleischten ihnen die Gesichter. Das Ganze dauerte nur wenige Sekunden. Als die verstörten Ratsherren sich unter der nächsten Laterne zusammenfanden, sahen sie einander entsetzt an: sie glichen zerfetzten, blutüberströmten Vogelscheuchen.

„Meine Herren", sagte Bürgermeister Trust mit schwankender Stimme, „wir wissen: Gespenster gibt es nicht. Trotzdem – irgend etwas auf dem Friedhof da . . ." Er stockte einen Augenblick. „Was werden die Leute denken? Wie sollen wir es erklären, daß wir so zugerichtet sind?" Die ehrenwerten Herren sahen finster grübelnd vor sich hin, und der Bürgermeister fuhr fort: „Man wird glauben, wir hätten uns betrunken und es hätte eine Prügelei gegeben." Schließlich kamen sie überein, ihre Familien zum Stillschweigen zu verpflichten und ein paar Tage lang das Haus nicht zu verlassen.

Damit fing die Geschichte an. Ein paar Nächte später wurde der Buchbinder der Stadt – ein freundlicher alter Herr, dessen Werkstatt unweit des Kirchhofes liegt – von den un-

sichtbaren Schreckgespenstern überfallen, und an den folgenden Abenden wurden mehrere Mitbürger Opfer der klauenbewehrten Ungeheuer.

Das Geheimnis fand eine höchst erstaunliche Aufklärung. Als zwei Männer in einer mondhellen Nacht den Kirchhof überquerten, bekamen sie ihre Angreifer zu Gesicht: es waren keine Gespenster, sondern drei große Eulen, die im Sturzflug auf sie herabstießen. Sie krallten sich an den wehrlosen Männern fest, zerfleischten ihnen das Gesicht und verschwanden ebenso plötzlich, wie sie aufgetaucht waren.

Diese Entdeckung versetzte das ganze Städtchen in Schrecken. Die Eulen von Hammel waren — ähnlich wie die Störche von Ribe — ein altehrwürdiges Wahrzeichen der Stadt. Sie pflegten in dem nahegelegenen Forst von Frijsenborg zu jagen, hatten aber bisher mit ihren menschlichen Nachbarn so harmonisch zusammengelebt, daß niemand ihnen derartige Überfälle zugetraut hätte.

Nun aber entwickelte sich rasch ein offener Krieg. Die Eulen stürzten sich auf jeden, ohne Ansehen der Person. Die kleineren Eulen drangen sogar durch die Schallöcher in den Glockenturm der Kirche ein und griffen den zum Feierabend läutenden Küster an, während ihre erwachsenen Artgenossen drohend den Turm umkreisten.

Schulinspektor Fönns wollte sich nicht davon abbringen lassen, daß Eulen ganz harmlose Tiere seien; er wurde bald eines Besseren belehrt. Als er nach einer Kirchenratssitzung mit einigen Kollegen das Haus des Pfarrers Trärup verließ, stießen einige der Vögel — als hätten sie es auf ihn abgesehen — im Sturzflug auf ihn herab und ließen ihn blutend und zerfetzt zurück. „Es sah so aus, als hätten sie ihm eine Lehre geben wollen", meinte Küster Pedersen.

Nicht einmal der Polizeichef blieb verschont. Als oberste Polizeiinstanz des Bezirks hatte er kein Hehl aus seiner Verachtung für die Leute von Hammel gemacht, die sich von ein paar Eulen ins Bockshorn jagen ließen. Er hatte sie gewarnt: er gedenke derartige Hysterien nicht zu dulden und werde jeden Versuch, den Vögeln etwas anzutun, bestrafen. Aber anscheinend wußten die Eulen seine Protektion nicht zu schätzen: zu dritt überfielen sie ihn eines Abends aus dem Hinterhalt.

Bürgermeister Trust verlangte nun energische Gegenmaßnahmen, und er wurde darin vom ganzen Stadtrat unterstützt. In einer Eingabe an das Landwirtschaftsministerium wurde eine Sonderverfügung gefordert, die den Bürgern von Hammel den Abschuß der kriegerischen Eulen erlaubte.

Landwirtschaftsminister Sönderup befand sich in einer schwierigen Lage. In Dänemark nimmt man die Pflege des Wildbestandes sehr ernst, und jede Überschreitung der Schonbestimmungen gilt als schweres Vergehen. Nachdem der Minister alle Berichte eingehend studiert hatte,

formulierte er persönlich die Antwort auf die Eingabe des Stadtrats von Hammel: unter keinen Umständen dürfe man gegen die Vögel mit der Feuerwaffe vorgehen, aber es sei nichts dagegen einzuwenden, daß die Zugänge der auf den Kirchhofsbäumen befindlichen Eulenhorste mit Zement abgedichtet würden. Weiter wollte der Minister fürs erste nicht gehen, er gab aber zu bedenken, ob es nicht klüger sei, der Ursache des kriegerischen Verhaltens der Vögel nachzugehen und sie zu beseitigen.

Der Bürgermeister ließ den Fall aufs gründlichste untersuchen, und dabei kamen einige interessante Tatsachen an den Tag. Alle, die bei Tageslicht von den Eulen heimgesucht worden waren, bezeugten übereinstimmend, daß das angreifende Geschwader jedesmal von einer ungewöhnlich großen rostbraunen Eule angeführt wurde. Als das dem Jäger und Hühnerzüchter Niels Christiansen zu Ohren kam, konnte er einen wichtigen Fingerzeig geben: als er vor ein paar Jahren auf Jagd gewesen war, hatte er ein junges Eulenpärchen gefunden, das er mitgenommen und in einen Käfig gesperrt hatte. Die beiden Vögel waren einander sehr zugetan gewesen und hatten stundenlang zärtlich beieinander gehockt. Eines Morgens hatte das Weibchen tot im Käfig gelegen, und das inzwischen zu riesiger Größe herangewachsene Männchen, dessen Gefieder eine auffallend rostbraune Färbung zeigte, war darüber so bekümmert gewesen, daß sich niemand in seine Nähe wagen konnte. Der bisher zutrauliche Vogel war bei jeder Annäherung in so fürchterliche Wut geraten, daß Christiansen es schließlich aufgegeben hatte. Einige Tage später hatte er den Käfig leer gefunden: der Vogel war ausgebrochen und blieb verschwunden.

Bei dieser Aussage des Jägers fiel den Lehrern und Schülern der Mittelschule, die dem Kirchhof gegenüber liegt, ein längst vergessenes Erlebnis ein: die Kinder hatten eines Tages vom Schulhof aus beobachtet, wie in schneller Fahrt die Straße entlang ein Auto kam, vor dem eine Eule herflog; plötzlich ein lautes Klirren und Splittern: die Windschutzscheibe war in Scherben, und neben dem entsetzten Fahrer lag ein totes Eulenweibchen. Im selben Augenblick erhob sich aus einer nahen Ulme eine riesiger, rostbrauner Vogel und stieß herab, als wollte er sehen, was da passiert sei. Nachdem er das Auto mehrmals drohend umkreist hatte, zog er sich wieder auf seinen Baum zurück.

Offenbar hatte der Rostbraune nach dem Verlust seiner beiden Weibchen der Menschheit erbitterte Feindschaft geschworen und mußte irgendwie seine sonst friedlichen Artgenossen für seinen Rachefeldzug gewonnen haben.

Der Stadtrat beauftragte einen Trupp junger Leute, den Rostbraunen nebst seinen streitbaren Offizieren einzufangen. Mit Stahlhelmen, Gasmasken und Netzen ausgerüstet,

kletterten sie vor Tagesanbruch auf die Bäume, auf denen die angriffslustigsten Eulen tagsüber zu sitzen pflegten. Unten hatte sich eine Menschenmenge versammelt, um die Schlacht zu beobachten.

Und es war eine Schlacht. Es gelang, eine Eule mit dem Netz einzufangen. Dann aber traten die Hilfstruppen des Rostbraunen in Aktion. Wie auf ein Kommando erhoben sich die Eulen aus allen Baumkronen des Kirchhofs. Sie formierten sich zu dreien oder vieren und stießen in sausendem Sturzflug auf ihre Feinde herab. Der Kampf dauerte keine halbe Stunde, mit dem Ergebnis, daß die Kämpfer für Recht und Ordnung das Feld räumten.

Nun blieb nur noch eine Möglichkeit: als die Eulen sich eines Nachts auf Raubzug im Walde befanden, wurden alle Nester mit Zement verschlossen. Diese Kriegslist wirkte: am nächsten Morgen waren die Eulen verschwunden. Die Bürger von Hammel atmeten auf, obwohl sie ihren Eulen nachtrauerten. Minister Sönderup sprach ihnen den Dank des Landwirtschaftsministeriums für die unblutige Beseitigung der Eulenplage aus.

Aber damit war die Geschichte nicht zu Ende. Im vorigen Jahr stellten sich die Eulen bei Einbruch des Winters wieder ein. Der Winter in Dänemark ist streng, und die Eulen scheinen in Notzeiten die Gesellschaft der Menschen zu lieben. Auch der große Rostbraune ist wieder da und horstet in der großen Ulme am Kirchhof. Er hat sich ein neues Weibchen mitgebracht, und vielleicht sind daher weitere Überfälle ausgeblieben, denn die Eulen sind nun wieder so umgänglich wie in früheren Jahren. Bürgermeister Trust hält den Eulenkrieg für beendet. Wenn Sie aber die Leutchen von Hammel fragen, so klopfen sie lieber dreimal auf Holz und meinen: „Unberufen hoffentlich erfreut sich Frau Rostbraun recht lange einer guten Gesundheit!"

Seltene Krankheit

Auf ein Zeichen kletterte der kleine dreijährige Patient, während die Ärzte ihn gespannt beobachteten, aus einem Rollstuhl und begann, beide Hände fest an die Hüfte gepreßt, einige Schritte zu gehen.

„Kannst du deine Hände nicht bewegen, Junge?" fragte einer der Ärzte besorgt.

„Nein", erwiderte der Kleine.

„Tun dir die Hände weh?"

„Nein."

„Bitte, mir zuliebe, versuche die Hände zu bewegen."

„Geht nicht", erwiderte der Junge. „Ich verliere sonst meine Pyjamahosen."

Schieberglück im Schmugglerdreieck

Aus der Wochenschrift Parade von Fred Sondern

Internationale Schwarzhändler scheffeln Geld, indem sie Europa mit amerikanischen Zigaretten versorgen

Einige Millionen Europäer haben während der Kriegs- und Besatzungsjahre Geschmack an amerikanischen Zigaretten gefunden. In vielen Ländern des Kontinents unterhält der Staat jedoch sehr einträgliche Tabakmonopole und belegt alle importierten Tabakwaren mit enorm hohen Verbrauchssteuern. Deshalb werden dieses Jahr amerikanische Zigaretten im Wert von etwa 30 Millionen Dollar nach Italien, Frankreich und Spanien eingeschmuggelt werden — ein riesiges und glänzend organisiertes Unternehmen, das einige der durchtriebensten Gauner dreier Erdteile angelockt hat. Im „Schmugglerdreieck" (wie man das westliche Mittelmeer zwischen Tanger, Genua und Marseille gern nennt) gehören Feuergefechte auf See, Piratenstücke, Mord und Totschlag und Betrügereien aller Art zu den Alltäglichkeiten dieses heftigen und aufregenden Konflikts mit dem Gesetz.

Zentrale des Schmuggelbetriebes ist der internationale Hafen Tanger jenseits der Straße von Gibraltar, von Spanien nur 32 Kilometer entfernt und strategisch vorteilhaft an der marokkanischen Küste gelegen. Diese neutrale Zone, die als Kondominium gemeinsam von Vertretern aus acht Nationen einschließlich der USA recht lahm regiert wird, beherbergt

eine der größten Ansammlungen polizeilich gesuchter Verbrecher. Der kleine Hafen wimmelt von wendigen, schnellen Schiffen, die unter britischer, amerikanischer, holländischer oder einer anderen Flagge fahren: die Schmugglerflotte, die für alles zu haben ist, wenn es nur ordentlich bezahlt wird.

Nicht weit vom Hafen haben die Mitglieder des inoffiziellen Verbandes der Zigarettenschieber ihre luxuriösen Büros. Zwei Großfirmen mit achtunggebietendem Kapital beherrschen den Markt. Ihre Tätigkeit hält sich streng im Rahmen der Gesetze. So kauft etwa die eine bis zu 5000 Kisten Zigaretten in New York ein und setzt sie dann in Tanger bei Zwischenhandelsagenten für den Export ab. Da jede Ausfuhr amerikanischer Waren aus Tanger vom dortigen Generalkonsul der Vereinigten Staaten genehmigt werden muß, legt ihm der Agent feierlich ein Ladungsverzeichnis vor, das zwar soweit auch stimmt — nur ist das darin angegebene Bestimmungsland fingiert. Zigaretten gelten jedoch nicht als Rüstungsgüter, und so ist es nicht die Aufgabe des Konsulats, nachzuprüfen, wohin sie tatsächlich gehen.

Jeder Agent verfügt über einen oder mehrere Schmugglerkapitäne, wetterharte Seebären aus aller Herren Ländern, unter denen sich ehemalige Unteroffiziere der amerikanischen Marine und GIs befinden, aus den Staaten abgeschobene Gangster und frühere Angehörige der Königlich Britischen Marine.

Um diese abgebrühten Herrschaften herum haben die schlauen Agenten in Tanger eine komplizierte Organisation aufgebaut. Typisch ist die Arbeitsweise eines der römischen Verteiler: „Fischerboote" treffen sich mit seinen Schmuggelschiffen außerhalb der italienischen Hoheitsgrenze 16 Kilometer vor der Küste und transportieren die Konterbande in eine Bucht unweit von Rom. Dort wird sie an Land gebracht und in Bauernkarren oder Autos umgeladen, die meistens über ein Versteck unter den Bodenbrettern oder in einem falschen Benzintank verfügen. Zwar pflegt der italienische Zollfahndungsdienst, die *Guardia di Finanza*, in den Schmuggelgebieten Straßensperren zu errichten, und ihre Leute haben auch für solche Tarntricks eine feine Nase, aber sobald sie einen entdeckt haben, wird doch gleich ein neuer ausgeheckt.

Die „Ware" wird in Geheimlager gebracht — Keller, leerstehende Häuser oder Scheunen; von dort schafft man die Zigaretten in kleineren Partien nach Rom, meistens in Privatautos. Dann übernimmt eine zweite Arbeitsgruppe die Sendung und verteilt sie an Friseure, Schankwirte, Straßenhändler, Hotelportiers und andere, aus denen sich das große Heer der Kleinverkäufer zusammensetzt.

Bis vor kurzem war der unbestrittene Meisteragent ein geheimnisvoller Herr namens Emile Cabut, der in Wirklichkeit Albert Marius Gerin heißt. Dieser kleine Mann mit dem

scharfgeschnittenen Gesicht, der am Marseiller Hafen aufgewachsen ist, war 1941 wegen Mordes auf die französische Teufelsinsel deportiert worden; sieben Jahre später tötete er zwei Aufseher der Strafkolonie und brach aus.

Binnen Jahresfrist war Cabut im westlichen Mittelmeergebiet einer der Machthaber der Unterwelt geworden. Er erwarb fünf Schnellfahrzeuge aus Restbeständen der amerikanischen Marine und zwei Flugboote, die ehemals italienische Aufklärer gewesen waren. Steuerte nun eines seiner Schiffe mit einer Ladung Zigaretten zum Beispiel die Bucht von Genua an, dann suchte ein Flugzeug das Gebiet nach Zollkuttern ab, während seine an der Küste stationierten Beobachter ihm die jeweiligen Positionen der Streifen der *Guardia di Finanza* meldeten. Dank dieser sorgfältigen Planung besaß er sehr bald drei Luxusvillen, eine Jacht und einen ganzen Autopark.

Cabut liebte es, zuweilen die Arbeit seiner kleineren Einheiten zu kontrollieren. Dabei wurde er durch reinen Zufall auf einem Lastwagen mit geschmuggelten Zigaretten von einer Zollstreife geschnappt, die in der Nähe von Livorno an der italienischen Westküste Stichproben machte. Man schickte Cabuts Foto und Fingerabdrücke an das römische Polizeipräsidium, wo sie von Dr. Giuseppe Dosi, dem großartigen Leiter der italienischen Kriminalpolizei, identifiziert wurden. Gerin wurde an Frankreich ausgeliefert und sitzt nun zum zweitenmal auf Lebenszeit im Zuchthaus.

Wirtschaftlich bietet der Schmuggel amerikanischer Zigaretten nach Frankreich und Italien in jedem Stadium des Zwischenhandels höchst anziehende Profite. Der Erstimporteur in Tanger zahlt einen Großhandelspreis von etwa 10 Cent für das Päckchen, das dann durch die Hände des Agenten und die des Verteilers im Bestimmungshafen geht, bis der Kleinverkäufer es dem Kunden für 40 Cent abgibt. Im offiziellen Verkauf kostet es 60 Cent. Der Gesamtabsatz ist so groß — die Zollbehörden schätzen die Jahresmenge auf rund 240 Millionen Päckchen —, daß die Gewinne jedes Risiko rechtfertigen.

Die tatkräftige, aber zahlenmäßig leider viel zu schwache *Guardia di Finanza* steht ebenso wie ihre französische Schwesterbehörde in einem harten Kampf. Für zwanzig Küstenwachkutter ist es recht schwierig, die unübersichtliche, 4000 Kilometer lange Küstenlinie unter Kontrolle zu halten. An Land wird der Zollbeamte durch unzureichende technische Ausrüstung und allzu milde Gerichte stark in seiner Arbeit behindert. Er muß mit seinem kleinen, langsamen Wagen gegen Schmuggler operieren, die Cadillacs fahren. Zur Schußwaffe darf er nur greifen, wenn es absolut notwendig ist. Schmuggler erhalten, falls sie erwischt werden, selten mehr als ein paar Monate Gefängnis. Im vorigen Jahr sind an die 30 000 Schwarzhändler verhaftet und

134 Tonnen Zigaretten beschlagnahmt worden, aber selbst das scheint diesem Gewerbe nur geringen Abbruch getan zu haben.

Da ein tüchtiger Agent an einer einzigen Sendung 20 000 Dollar verdienen kann, ist der „Verband" in der Lage, für seine Mitglieder zu sorgen. Er regelt durch Mittelsmänner die Bezahlung aller Geldbußen und unterstützt während der Strafzeit des Schmugglers dessen Angehörige. Mit einer solchen Rückendeckung sind die Schieber nur selten bereit, bei der Verhaftung den Behörden Angaben von wirklichem Wert zu machen.

Kürzlich hat ein Amerikaner, ein gewisser Elliott Forrest aus New York, das „Berufsethos" der Schmuggler ganz abscheulich verletzt: er pfuschte ihnen ins Geschäft, indem er einen Frachter kaperte.

Im vergangenen Oktober arbeitete sich nachts der kleine holländische Küstenfrachter *Combinatie*, der amerikanische Zigaretten im Wert von etwa 100 000 Dollar an Bord hatte, durch das Mittelmeer, als plötzlich längsseit eine Barkasse heranschoß. Fünf Männer in Kapuzen, mit Maschinenpistolen bewaffnet, kletterten an Bord des Dampfers und sperrten Kapitän van Delft und seine sechsköpfige Mannschaft in eine winzige Kabine. „Gebt euch keine Mühe, hier rauszukommen", sagte der offensichtlich amerikanische Anführer, „sonst knallen wir euch alle ab!"

Elf Tage lang schmachteten van Delft und seine Leute in ihrem schmutzigen Gefängnis. Unterdessen wurden die Zigaretten von Forrest, dem Piratenkapitän, verkauft und ausgeliefert, als ob sie und das Schiff sein Eigentum wären. Am zwölften Tag verschwand die Bande mitsamt den Einnahmen.

Die Schmugglerbrüderschaft war tief empört. Ihr geheimer Informationsdienst hatte den Schuldigen sehr bald heraus und leitete alle zweckdienlichen Angaben den Behörden zu. Seeräuberkapitän Forrest ist seither flüchtig.

In den letzten Monaten hat sich in dem ganzen Betrieb eine große Wandlung angebahnt. Sowohl die Schmuggler wie die Zollbehörden sind dabei, ihre Organisation der neuesten Technik anzupassen, und ihre Methoden werden immer rauher. Die *Guardia di Finanza* setzt jetzt Hubschrauber ein, während die französische Regierung schnelle, schwerbewaffnete und mit Radar ausgerüstete Kutter in Dienst stellt.

Außerdem aber besteht bei den Gesetzgebern in Paris und Rom eine zunehmende Neigung, den staatlichen Verkaufspreis für amerikanische Zigaretten so weit zu senken, daß dadurch die Schwarzhändler aus dem Geschäft gedrängt werden. In den Kreisen der Zigarettenschmuggler betrachtet man diese Möglichkeit mit Entsetzen. „Wie viele Menschen dadurch arbeitslos werden!" sagte mir einer ihrer Vertreter ganz traurig. „Ein Jammer! Aber vielleicht war die Sache doch zu illegal, um sich halten zu können."

LEERES LAND IM WEITEN SAND

Von John Gunther

NEIN, ich brauche mir keinen Stratosphärenanzug schneidern zu lassen und nicht nach einer Flugkarte für die erste Mondfahrt anzustehen. Ich weiß schon, wie es auf dem Mond aussieht, denn ich bin in Tamanrasset gewesen.

Ich habe viele Punkte dieser schönen Welt kennengelernt, nirgends aber war es so trostlos einsam wie in diesem Tamanrasset, im Herzen der Sahara. Schöne Welt? Davon kann hier keine Rede sein. In seiner schaurig-großartigen Öde und Weltverlassenheit ist dieses Land der blauverschleierten Tuareg tatsächlich eine wahre Mondlandschaft. Sogar die wenigen Bäume, die es hier gibt, haben etwas Mondhaftes, es sind entfernte Verwandte unserer Weide, knorrig verwachsen, aber dornig und mit einem unheimlich leblosen, grünlich-weißen Blattwerk.

Das Hoggar-Gebirge (arabisch Ahaggar) ist ein kahles, erstorbenes Massiv, ganz anders als alle Gebirge, die ich kenne. Aus einem Panorama zahlloser Bergspitzen erheben sich mächtige Felsgebilde, die wie die Rauchpilze von Atombombenexplo-

ZWISCHEN seinem ersten Buch *Inside Europe* und seinem jüngst erschienenen Werk *Eisenhower, The Man and the Symbol* hat John Gunther zahlreiche Bücher über die verschiedensten Länder und Völker geschrieben. Er ist ein alter erfahrener Zeitungskorrespondent, ein glänzender Beobachter und unermüdlicher Globetrotter. Der hier veröffentlichte Beitrag ist sein erster Reisebericht aus Afrika, wo er gegenwärtig Stoff für ein neues Buch sammelt.

sionen aussehen. Am Tage frißt das Sonnenlicht alle Farben weg, in der Dämmerung aber und bei Sonnenuntergang leuchten die Berge schieferblau und violett und gelborange und feuerrot.

Wir lernen, daß die Sahara flach und heiß ist und voller Sand. Bei Tamanrasset gibt es keinen Sand, das Land ist ungefähr so „flach" wie die Schweiz (es steigt bis fast 3000 Meter Höhe an) und im Winter kalt wie eine einzige riesige Schneewehe. Das arabische Wort „ßahrā" bedeutet „leeres Land", und das trifft auf keinen Teil der Sahara so zu wie auf diesen. Neuerdings kommt zwar regelmäßig — einmal in der Woche — ein Flugzeug von Algier herüber, jedoch nur im Winter. Im Sommer müssen die Flüge unterbleiben, weil es zu heiß ist. In einem Ort wie in Salah steigt das Quecksilber manchmal auf 60 Grad. Derartige Hitzegrade sind für Flugzeuge gefährlich.

ICH VERLIESS Algier mit meiner Frau an einem trüben Wintertag vor Sonnenaufgang. Nach kurzen Zwischenlandungen in El Goléa, Adrar und Aoulef kamen wir am späten Nachmittag in Tamanrasset an. In den Oasen, denen es Fracht und Post brachte, wurde das Flugzeug von den dort stationierten französischen Soldaten mit Freuden begrüßt. Diese Wüstensoldaten tragen blaue Käppis, weitgeschnittene schwarze Hosen und bunte arabische Sandalen. Die bei ihnen beschäftigten Eingeborenen sind gewöhnlich in die obligate Wüstentracht gehüllt, den Burnus, der zugleich Hut, Mantel und Decke ist.

In Tamanrasset nahm uns ein Hauptmann Lecointre in seinem Gästehaus auf, einem Bau mit hellen, ockerfarbenen Lehmwänden, die sich bei einem ordentlichen Guß wahrscheinlich in Wohlgefallen auflösen würden. Doch braucht man hier solche Befürchtungen nicht zu haben. Einmal ist in Tamanrasset volle sieben Jahre lang kein Tropfen gefallen. Aber Stürme, die gibt es, namentlich im September, wo sie manchmal mit vernichtender Gewalt toben.

Der Hauptmann, ein lebhafter, etwa vierzigjähriger kleiner Herr, alter Kamelreiter-Soldat, hat den ganzen riesigen „Annex" Hoggar unter sich. Es ist ein Gebiet dreiviertel so groß wie Frankreich, und doch kommt er für seinen Aufgabenkreis mit einer Handvoll Leute aus. Er ist nicht nur Verwaltungschef, sondern auch oberster Richter und spricht das letzte Wort in allen Angelegenheiten des Gesundheitswesens, der Landwirtschaft, der Bewässerung, des Straßenbaus und der gesamten Wirtschaft. „Das Leben ist bei uns oft recht hart", erklärte er uns. „Aber mir gefällt's!"

Wir froren wie die Schneider. Der Januar in Tamanrasset ist kalt, und Brennholz selten und kostbar wie Platin. Der Ort liegt auf einem 1440 Meter hohen Rücken, und wenn die Sonne untergeht, sinkt die Temperatur innerhalb einer Stunde

oft um zwanzig Grad und mehr. Dabei ist man hier, dicht unterhalb des nördlichen Wendekreises, ja schon in den Tropen.

Tamanrasset hat etwa 2000 Einwohner, darunter 135 Franzosen. Das Geschäftsleben wickelt sich in unbeschreiblich primitiven Basaren ab. Strom gibt es immer nur von 6 bis 9 Uhr abends, Telefon gar nicht. Die arabische Gemeinde ist nur klein, die meisten Bewohner sind Neger. Tamanrasset ist der Hauptort der Tuareg, doch leben hier — wenn überhaupt — nur wenige dieser Wüstensöhne. Die meisten nomadisieren mit ihren Zelten draußen in der Umgebung. In Tamanrasset fanden wir einen freundlichen, höflichen Menschenschlag. Fast jeder, dem wir auf der Straße begegneten, murmelte liebenswürdig sein „*Bonjour*".

Am zweiten Tag lernten wir Monsieur Blanguernon kennen, den Lehrer des Ortes, einen der originellsten, interessantesten Menschen, die mir je vorgekommen sind. Er und seine Frau, die ihm beim Unterrichten hilft, werden von der Einwohnerschaft förmlich vergöttert.

Blanguernon ist der „Vater der Nomadenschule": auf dem Kamelrücken zieht er mit einem der Stämme sieben Monate — ein ganzes „Schuljahr" — von Lager zu Lager. Nach diesem Vorbild arbeiten im Hoggar-Gebiet heute auch drei französische Junglehrer. In anderen Teilen der Sahara bürgert sich dieses Schulsystem ebenfalls ein.

Die Tuareg sind höchst malerische Erscheinungen. Bei ihnen gehen nicht die Frauen, sondern die Männer verschleiert. Die schön tiefblau gefärbten Schleier färben jedoch ab wie Kohlepapier, und so will es erscheinen, als hätten die Tuareg blaue Haut, um so mehr, als sie sich blaue Ringe um die Augen malen. Wir selber haben allerdings nie das Gesicht eines erwachsenen Tuareg oder „Targi" — wie die Einzahl von „Tuareg" eigentlich lautet — gesehen, denn die Männer sind stets verhüllt, sogar bei den Mahlzeiten; sie führen sich Speise und Trank unter dem Schleier zu. In ihren weißen Kapuzen und mit den blauen Schleiern sehen die Tuareg wie die in grotesken Schutzanzügen herumlaufenden Menschen der Zukunftsromane aus oder auch wie riesige Gewehrpatronen, seltsam, aber majestätisch und fesselnd.

Die Sitte des Mannesschleiers ist so alt, daß man ihren Sinn und Ursprung vergessen hat. Es steckt wohl nichts anderes dahinter als das Bedürfnis, sich vor der Sonne zu schützen.

Die Tuareg sind Berber, Angehörige jenes Volkes, in dem man die Reste der nordwestafrikanischen Urbevölkerung sieht. Bevor die Franzosen kamen, waren sie gefürchtete Krieger, Kamelräuber und Sklavenhändler, und noch heute sind sie berühmt als Züchter der unvergleichlichen „weißen" Reitkamele. Sie leben im Matriarchat. Zwar haben sie ein männliches Oberhaupt, den „Ameno-

kal", doch vollzieht sich die Berechnung der Abstammung in der mütterlichen Linie.

Es gibt bei ihnen drei Stämme von „Edlen", für die die übrigen Stämme, die „Abhängigen", arbeiten müssen. Heiratet ein Abhängiger eine Edle (was nicht oft geschieht), so gelten die Kinder als Edle. Heiratet ein Edler eine Abhängige, so gelten die Kinder als Abhängige.

Im Gegensatz zu den meisten anderen islamitischen Völkern halten es die Tuareg mit der Einehe. Sie sind arm und genügsam, aber sauber und redlich. Verbrechen kommen bei ihnen kaum vor. Sie leben vorwiegend von der Schafzucht und ziehen ständig umher, von einem Weideplatz zum nächsten. An Berghängen, wo sich Niederschlagsfeuchtigkeit sammelt, sind die Weidemöglichkeiten ganz leidlich.

Monsieur Blanguernon wollte uns gern einmal das Leben dieser Menschen zeigen. Zufällig waren gerade einige Edle in Tamanrasset. Ihr Lagerplatz war nicht weit entfernt; ein Läufer kündigte unseren Besuch für den nächsten Tag an.

Mit Vergnügen gingen die Edlen auf Blanguernons Vorschlag ein, mit uns in seinem offenen Lastwagen hinauszufahren. Ihre Kamele schickten sie mit einem Abhängigen zum Lager voraus. Der Mann muß den Weg wohl zu Fuß gemacht haben, denn wir sahen, daß die Edlen ihre Sättel mit sich trugen. Diese Tuareg-Sättel sind — ebenso wie die mit Antilopenfell bezogenen Schilde — prächtige Stücke. Der Sattelknopf ist wie das Heft eines mächtigen Schwertes geformt.

Weidende Esel und Schafe zeigten an, daß wir uns dem Lager näherten. Bald tauchten Kamele auf und schließlich Zelte. Das Empfangszelt bestand aus hell sandfarbenen Lederbahnen, die zwischen Pfählen straff ausgespannt waren. Ein roter Teppich zog sich bis vor den Eingang hinaus. Aus Reisig und Abfällen wurde ein kleines Feuer angemacht, und dann saßen wir mit untergeschlagenen Beinen und warteten, bis das Teewasser kochte. „Für Tee geben die Tuareg ihr Letztes her", erzählte uns Blanguernon.

Im Zelt hatten uns Mustafa, der Schwager des Amenokal, mit seiner Frau, ferner ein Neffe des Amenokal und die Witwe des früheren Amenokal erwartet. Die Damen hatten anfangs wie scheue Vögelchen im Hintergrund gesessen, rückten aber, von unwiderstehlicher Neugier getrieben, bald näher und befingerten den Schmuck meiner Frau. Eine Christophorus-Münze hatte es ihnen besonders angetan. Blanguernon erklärte ihnen die Bedeutung des kleinen Amuletts, worauf uns einer der Edlen mit breitem Lächeln seine eigenen, aus Leder gefertigten Amulette zeigte.

Zuerst gab es Kamelmilch, ein köstliches Getränk, das in einem großen Gefäß rundum ging. Dann kam der Tee, stark und dick eingesüßt. Der Sitte gemäß trank jeder drei Tassen.

Worüber wir uns unterhielten? Hauptsächlich über Weide und Wetter. Und dann wurde geklatscht. Auf der Rückfahrt brachten wir eine der Damen zu dem ein paar Kilometer entfernten Lager der Abhängigen. Es war ihre erste Autofahrt.

TAGS DARAUF verließen wir Tamanrasset und wandten uns nach Norden. Die französischen Behörden hatten uns ein Militärauto zur Verfügung gestellt, eine sogenannte Savanne, ein kurz und breit gebauter, äußerst leistungsfähiger Wagen mit hoher Karosserie, der jeder Art Wüstensand gewachsen ist. Eine mühselige Tagereise brachte uns nach Arak (390 Kilometer), eine zweite nach In Salah (270 Kilometer) und eine dritte nach El Goléa (415 Kilometer). El Goléa ist eine herrliche Oase. Siebzehn unterirdische Quellen spenden pro Minute über zwei Millionen Liter Wasser. Das kleine Paradies liegt auf einem schmalen Felsgürtel zwischen den beiden berüchtigtsten Gebieten der Sahara, der westlichen und der östlichen Großen Erg (Sandwüste). In El Goléa war es zum Umkommen kalt. Die Temperatur sank unter den Gefrierpunkt. Und Öfen gab es nicht.

Am ersten Tag unserer Fahrt hatten wir außer einem Autobus, den wir überholten, keinen einzigen Wagen gesehen. Hier und da kamen wir an einem Schild „Trinkbares Wasser" vorbei und einmal an einer Tafel, die uns verkündete, daß wir den Wendekreis des Krebses überschritten. Unser Fahrer, ein französischer Unteroffizier, fuhr dort plötzlich mitten in die Wüste hinein. Er hatte Gazellen entdeckt, jagte sie vor dem Wagen her und schoß mehrmals — zu meiner Freude, ohne zu treffen. Es sind so hübsche, behende Tierchen.

Am zweiten Tag blieb bald die letzte spärliche Vegetation hinter uns. Bis dahin hatten wir immer noch einmal ein vereinzeltes Gestrüpp von Wüstensträuchern gesehen. Jetzt war die Straße nur noch mit gebleichten Knochen gesäumt, Skeletten von Kamelen und anderen Tieren, die am Wege verendet waren.

Wer heute die Sahara im eigenen Fahrzeug durchqueren will, muß zuvor einen beträchtlichen Unkostenbeitrag für einen Suchwagen hinterlegen, der ihm nachgesandt wird, falls er innerhalb von vierundzwanzig Stunden nicht an seinem Ziel angekommen ist. Ohne Wasser übersteht man hier im Sommer keine zwölf Stunden. Ein ganzer Tag ohne einen Trunk unter der unbarmherzigen Sonne bedeutet sicheren Tod.

KAMELE sind sonderbare Tiere. Zu einer Freundschaft zwischen Mensch und Kamel kommt es kaum, man gibt einem Kamel im allgemeinen auch keinen Namen, und jeder, mit dem ich gesprochen habe, hat mir bestätigt, daß sein Reittier ihn selbst nach Monaten noch nicht erkennt.

Besonders geschätzt sind Reitkamele, deren Fell die Farbe einer blaßrosa getönten Eierschale hat. Ein auserlesenes Tier dieser Art

kostet 30 000 französische Franc (etwa 85 Dollar). Im allgemeinen bewältigt das „Schiff der Wüste" eine Tagesstrecke von 25 Kilometer; 40 Kilometer gelten selbst bei kühlem Wetter nur als Ausnahme. Im Winter kommt das Kamel, wenn man es arbeiten läßt, bei schlechter Weide fünf bis sechs Tage ohne Wasser aus, bei guter Weide etwa zehn Tage, und wenn es nicht arbeitet, sogar monatelang. Im Sommer aber muß man es alle paar Tage tränken.

Auf Kamelen zu reiten ist — sofern sie nicht galoppieren — viel weniger anstrengend als auf Pferden. Doch hat das Kamel eine äußerst peinliche Eigenschaft: wenn es erschöpft oder krank ist, läßt es sich nicht das geringste anmerken und fällt plötzlich tot um. Ich erkundigte mich, ob man das Kamel nicht eines Tages durch den Jeep ersetzen würde, den man heute ja schon in allen Weltteilen sieht. Nein, hieß es, einen Jeep kann man nicht essen, wenn er liegenbleibt, und Benzin ist teuer.

Im Fort Miribel und in der Oase El Goléa, wo es ein behaglich eingerichtetes Hotel gibt, stießen wir auf etwas, das dem Wesen der Sahara einen ganz neuen, hochdramatischen Zug aufprägt: Bohrtürme! Zwei große Erdölgesellschaften sind hier an der Arbeit. Man hat bisher zwar noch nichts gefunden, ist aber voller Hoffnung. Auch bei Ghardaïa wird jetzt gebohrt.

Manch einer, der die Sahara liebt, bedauert diese Entwicklung. Ein französischer Offizier erklärte uns: „Zwanzig Jahre lang haben wir versucht, hier eine ausreichende Landwirtschaft zu entwickeln, haben die Eingeborenen gelehrt, zu ackern, Bewässerungsanlagen zu bauen, damit sie ihren Lebensstandard durch Nutzung des Bodens verbessern können. Und nun kommt diese Invasion von Erdölleuten, und alles läuft zu den Bohrtürmen, um dort zu arbeiten. Gewiß, Erdöl kann die Sahara reich machen, es kann sie aber auch ruinieren."

Dann allerdings!

Ein Kunsthändler zeigte einem Kunden, der nicht recht wußte, was er eigentlich suchte, immer andere Bilder, Landschaften, Stilleben, ein Porträt, ein Blumenstück; alles vergebens. „Würde Sie vielleicht ein Akt interessieren?" fragte er schließlich.

„Um Gottes willen, nein!" erwiderte der Kunde. „Ich bin Arzt." E.D.

Nach einem Krankenbesuch bei einem alten Freund nahm der Besucher die sehr hübsche Krankenschwester beiseite und fragte: „Sagen Sie mir bitte die Wahrheit. Hat er schon irgendwelche Fortschritte gemacht?"

„Überhaupt keine", erklärte die Schwester bestimmt. „Er ist nicht mein Typ." B. C.

So retteten beherzte Holländer ihr Dorf vor dem Untergang

Aus der Zeitung Trouw, Amsterdam
von Dick Hendrikse

Als alles vorbei war, wußte in Colijnsplaat niemand so recht, was er von dem Ganzen halten sollte. Keiner dachte, sie hätten da etwas Außerordentliches vollbracht — in jener Schreckensnacht des 1. Februar 1953, als sie Schulter an Schulter gestanden und der See buchstäblich mit ihren Leibern Trotz geboten hatten.

„Steht fest!" schrie der Deichhauptmann jedesmal, wenn er wieder einen der riesigen Brecher brausend heranrollen sah. Dann stemmten er und seine Leute in der ersten Reihe die zerschundenen Schultern von neuem gegen die ächzenden Dammbalken; andere, die hinter diesen Männern in Reihen gedrängt standen, warfen sich mit übermenschlicher Anstrengung gegen sie — und so, als lebendige Sandsäcke und Stützbalken, hielten sie den Deich und mit ihm das Dorf Colijnsplaat und Tausende von Morgen fruchtbaren Bodens auf der Insel Nordbeveland.

Das Hochwasser hatte sie nicht überrascht. An jenem Samstagabend hatte der Deichhauptmann mit seinen Wachen die Runde gemacht und die kleinen Siele, die Deichschleusen, im Polder geschlossen. Um Mitternacht waren sie an die Deichscharte, eine zehn Meter breite Durchfahrtslücke zum Meer, gekommen, die in normalen Zeiten ein einfacheres Laden und Löschen der draußen anlegenden Schiffe ermöglichte, bei Hochwassergefahr aber zu schließen war. Jetzt sperrten sie sie mit den zu diesem Zweck bereitliegenden schweren Bohlen.

Schon war das Wasser bis über die äußere Steinverkleidung gestiegen, und mit jeder Minute wuchs das Toben der See. Die Männer wußten, daß in wenigen Stunden, wenn der höchste Wasserstand zu erwarten war, die eigentliche Belastungsprobe kommen mußte; so benachrichtigten sie vorsorglich den Bürgermeister und die Gemeinderäte.

Sandsäcke wurden herbeigeschafft, die Kirchenglocke begann zu läuten, und der Fischhändler ging mit seiner Klingel durch die Straßen und alarmierte den ganzen Ort. Männer standen aus ihren Betten auf und eilten an die Deichscharte — kamen in Holzschuhen oder Pantoffeln, in ihrem besten Sonntagsschuhwerk oder in Wasserstiefeln.

„Anfangs begriffen wir gar nicht,

was los war", erzählte einer von ihnen. „Wir haben angefangen, den Hausrat aus einem der schon unter Wasser stehenden Häuser zu bergen, und dachten, die Dammbalken in der Durchfahrt würden mit der Verstärkung durch Sandsäcke gewiß standhalten. Außerdem wurden zur weiteren Sicherung noch Holzbalken und Stahlträger herangeholt."

Da rief plötzlich einer, der in der Nähe eines der gemauerten Pfeiler der Durchfahrt stand: „Er gibt nach!"

Der schwere Eckpfeiler aus Ziegelstein war aus seinem Sockel gebrochen worden. Wenn er umstürzte, war alles verloren. Sandsäcke waren nicht mehr da, die Stützbalken noch nicht gekommen — statt dessen aber vierzig menschliche Leiber, vierzig starke und entschlossene Herzen. Die Männer stürmten in die Deichscharte hinunter, die kräftigsten unter ihnen warfen sich gegen den wankenden Pfeiler, und damit begann das Ringen. Neu herzueilende Hilfskräfte bohrten ihre Schultern in die angespannten Körper der vordersten Reihe.

Zwei furchtbare Stunden hindurch kämpften sie, ohne ein Wort. Bis auf ein paar Zoll kam die eisige Flut an den Rand der obersten Bohle herauf, einzelne Wellen spülten herüber und durchnäßten die Männer bis auf die Haut. Aber sie fühlten keine Müdigkeit, nichts von Kälte oder Schmerz, sie wurden ganz einfach eins mit dem Deich, ein rettender Damm aus Fleisch und Blut. Erst als alles hinter ihnen lag, begriffen sie, daß ein Versagen das Ende bedeutet hätte, ihr eigenes und das ihres Dorfes samt all ihrer Habe.

Schließlich, als sie schon der Erschöpfung nahe waren, kam Hilfe für sie, in Gestalt eines 100-Tonnen-Schiffes, das von der See zunächst auf die außendeichs liegende Steinverkleidung geschleudert und dann gerade vor die Durchfahrt gewälzt wurde. An ihm brach sich nun der erste Anprall der rasenden See, als die Sturmflut ihren Höhepunkt erreichte.

Beim ersten Morgengrauen war's geschafft: die Männer hatten den Deich von Colijnsplaat gerettet. Und doch sind sich alle bewußt, daß eine höhere Macht hier ein Wunder geschehen ließ.

Besser kann man's nicht sagen

Ein Wetterleuchten machte Schnappschüsse von einer weit entfernten Baumgruppe.

Eine schwarze Chiffon-Nacht, weich und schmiegsam.

In ihrem neuen Badeanzug sah sie aus wie barfuß bis zum Kinn.

Und zum Frühstück schlürfen sie starke schwarze Schlagzeilen.

Augen wie ein paar empörte Rosinen in einem Kuchen aus reinster Verachtung ...

Manchmal muß man einen Umweg machen, um sich seinen Platz in der Familie zurückzuerobern

Vater rettet seine Autorität

Von Bentz Plagemann

Als ich nach Kriegsende aus der Marine entlassen wurde und nach Haus kam, stand ich, wie so viele Ehemänner und Väter, sofort vor einem ernsten Familienproblem. Ich entdeckte, daß mein zehnjähriger Sohn, den wir Glubsch nennen, seine Konversation nahezu ausschließlich mit den übelsten Gassenausdrücken bestritt.

„Wenn wir einfach keine Notiz davon nehmen, wird er es bestimmt eines Tages wieder sein lassen", meinte meine Frau, während ihr Blick wieder einmal unmißverständlich sagte: „Wer hat denn alles auf dem Hals gehabt, solange du weg warst?"

„Hm!" erwiderte ich. Mehr konnte ich im Augenblick nicht sagen, weil Glubsch uns gute Nacht wünschte und dabei unbefangen auf meine Jahre und meine beschränkten geistigen Fähigkeiten anspielte („Gute Nacht, du alter Idiot", sagte er). Und das verschlug mir die Rede.

Jeder richtige Mann hätte so etwas im Moment in Ordnung gebracht, indem er seine Handfläche deutlich hörbar an die rechte Stelle placiert hätte, aber das tat ich nicht. Zu meiner Entschuldigung muß ich daran erinnern, daß ich eben erst aus dem Krieg zurückgekommen war. Meine Stellung innerhalb der Familie war natürlich nicht mehr die gleiche, seitdem sie entdeckt hatten, daß es auch ohne mich ging. Papa war, das konnte jeder Esel sehen, durchaus entbehrlich. So wanderte ich zunächst mit einem Lächeln, das für meine Existenz um Entschuldigung bitten sollte, im Haus umher und bemühte mich, wieder in Gnaden aufgenommen zu werden. Hinzu kam noch, daß Glubschs Mutter diese Dinge durchaus nüchtern betrachtete.

„Ellen sagt, das sei ein vorübergehendes Entwicklungsstadium, das

sie alle durchmachen müssen", erklärte sie. „Das erste Aufbegehren des Heranwachsenden gegen seine Eltern." (Ellen ist eine Kusine meiner Frau, eine gescheite, schreckliche Person, Kinderpsychologin ihres Zeichens.) „Ellen sagt, wir bringen ihm vielleicht einen Schuldkomplex bei, wenn wir ihm verbieten, solche Wörter zu gebrauchen", meinte meine Frau weiter. „Du wirst doch sicherlich auch nicht wollen, daß wir ihm beibringen, Wörter könnten an und für sich schlecht sein, nicht wahr?"

„Selbstverständlich nicht!" entgegnete ich und spürte wieder den Geschmack der Schmierseife, mit der meine Mutter mir den Mund auswusch, wenn ich „verdammt" gesagt hatte.

Immerhin ersuchte ich Glubsch, vom Gebrauch dieser Wörter in Gegenwart meiner Freunde abzusehen. Sie seien teilweise doch etwas altmodisch und könnten daran Anstoß nehmen. Was aber noch wichtiger sei: er wende die Wörter sehr oft falsch an, und er wolle doch sicherlich nicht, daß man ihn für einen Dilettanten halte.

Nach einigen Monaten begann ich mich in der Hoffnung zu wiegen, alles komme langsam wieder ins Gleis. Meine Frau hatte ihre Stellung aufgegeben und war wieder zu Haus. Wir waren weniger höflich zueinander, und es konnten Tage vergehen, ohne daß das fatale „das war natürlich in der Zeit, als du fort warst" im Gespräch auftauchte. Meine Stellung blieb allerdings auch weiterhin fragwürdig, aber ich ließ es dabei; ich spürte den Wendepunkt kommen.

Der Wendepunkt kam eines Abends nach dem Essen. Wir saßen miteinander im Wohnzimmer, Glubsch anscheinend über seinen Schularbeiten, seine Mutter beim Nähen, und ich las die Zeitung. Glubsch und seine Mutter unterhielten sich dabei über alles mögliche — jeder kluge Vater hat gelernt, daß er gut daran tut, sich aus solchen Gesprächen herauszuhalten. Da gebrauchte Glubsch ein ganz besonders scheußliches Wort.

Ich blickte von der Zeitung auf und sah sein verschmitztes Gesicht. Das Geräusch, das ich dabei hörte, kam von meinem Blut, das mir in den Kopf schoß. Als ich wieder klar sehen konnte, legte ich meine Zeitung hin und stand langsam auf. Totenstille. Ich nahm Glubsch beim Ohr und führte ihn in sein Zimmer.

Da standen wir und sahen einander an. „Herhören!" sagte ich.

Um verständlich zu machen, was nun folgte, muß ich etwas weiter ausholen. Bei der Marine hatte ich das Glück, unter dem vollendetsten Beherrscher aller Flüche und Schimpfwörter zu dienen. Er war Bootsmannsmaat auf einem Zerstörer, ein Dienstgrad und eine Schiffsgattung die aus einem Anfänger mit einem Ruck einen Meister machen. Er war in einem üblen Viertel von Chikago aufgewachsen, und wenn er fand, es sei nun Zeit, einmal loszulegen, dann blieb kein Auge trocken. Er stand dann breitbeinig auf Deck und

„sprach sich aus", geschlagene fünf Minuten hintereinander ohne Pause und ohne sich zu wiederholen, während die Adern an seinen Schläfen tickten wie ein Metronom.

„Ich habe dir schon einmal gesagt", erklärte ich Glubsch, „daß du keine Ahnung hast, wie man die Wörter, die du da ständig gebrauchst, richtig anwendet. Das macht man so!" Und nun hielt ich ihm eine Ansprache, in der ich — laut, deutlich und sehr ausführlich — jedes Wort unterbrachte, das der Bootsmannsmaat gebraucht und das ich behalten hatte.

Glubsch war sprachlos und wie betäubt. Mit verglasten Augen und offenem Mund blickte er noch hinter mir drein, als ich aus dem Zimmer ging und die Tür zuknallte. Vorher aber versetzte ich ihm noch den entscheidenden Schlag: „Und jetzt lasse dich ja nicht noch einmal dabei erwischen, daß du so ein Wort gebrauchst, bevor du nicht gelernt hast, es richtig, *wie ein Mann* zu benutzen."

Ich ging wieder hinunter ins Wohnzimmer und setzte mich, etwas außer Atem, hinter meine Zeitung.

Nun hatte ich Glubsch schon am selben Abend versprochen, ihn am nächsten Mittag mit dem Wagen von der Schule abzuholen. Es wurde Frühling, und Glubsch sollte einen Hockeyschläger haben.

Als ich am nächsten Mittag an der Schule vorfuhr, stand da eine Delegation seiner Schulkameraden in ihren verblichenen Kordhosen, flekkigen Jacken und zerknautschten Kappen und wartete auf mich. Aber statt des üblichen Schubsens und Knuffens, das sonst ihre Form gegenseitiger Verständigung bildet, standen alle diesmal ganz ruhig. Als ich die Wagentür öffnete, kam Glubsch heran und sagte mit Triumph in der Stimme: „Papa, mach ihnen vor, wie sie bei der Marine reden!"

Ich mußte für einen Moment die Augen zukneifen und heftig schlukken. Als ich sie wieder öffnete und in ihre ehrfürchtig zu mir erhobenen Gesichter sah, sagte ich barsch: „Los, ihr verdammten kleinen Drecksäue! Macht, daß ihr hier reinkommt — wie die geölten Blitze!" (Vielleicht habe ich mich auch etwas drastischer ausgedrückt.)

Sie stolperten hastig in den Wagen, und als ich anfuhr, ging unwillkürlich ein breites Grinsen über mein Gesicht. Ich wußte nun — und es hat sich später auch bestätigt —, das natürliche Gleichgewicht war wieder hergestellt. Papa hatte das Heft wieder in der Hand, die Welt war wieder in den Fugen.

Im Sportgeschäft gab ich dann mehr Geld aus, als ich eigentlich vorgehabt hatte. Glubsch brauchte nämlich zum Hockeyspielen unbedingt auch ein paar Beinschienen.

Es GEHÖRT schon sehr viel Gewissenhaftigkeit dazu, festzustellen, ob man müde ist oder faul. G. D.

Der Geist ist williger, als man denkt

Aus der Monatsschrift Your Life

Von Ardis Whitman

Ungeahnte Möglichkeiten, die wir nutzen könnten, schlummern in uns

ICH KENNE einen Garagenbesitzer, der die Nummern Hunderter von ihm betreuter Wagen auswendig weiß. Bei den Vereinten Nationen gibt es Dolmetscher, die in vier Sprachen perfekt sind und ohne weiteres von einer in die andere fallen können. Der englische Philosoph Jeremy Bentham (1748 bis 1832) konnte schon als Vierjähriger Latein und Griechisch. Der Hamburger Rechenkünstler Zacharias Dase (1824 bis 1861) multiplizierte zwei hundertstellige Zahlen und gab auf einen Blick genau die Zahl der Ziegel eines Daches an.

Uns gewöhnlichen Sterblichen scheinen solche Fertigkeiten so unerreichbar zu sein wie die Fähigkeit, auf dem Wasser zu gehen. Sind sie es wirklich? Schlummern nicht vielleicht auch in uns mancherlei Möglichkeiten, von denen wir nur nichts ahnen? Die Wissenschaft erklärt, der Durchschnittsmensch nutze seine geistigen Fähigkeiten immer nur zu einem kleinen Teil aus. Woher sie das weiß? Nun, es gibt schon allerlei Beweise dafür, daß auch ein durchaus nicht überragender Geist, wenn er nur gut geschult ist, Erstaunliches leisten kann.

Studenten einer amerikanischen Hochschule konnten in einem zwanzigstündigen Spezialkursus ihr Apperzeptionsvermögen (die Fähigkeit, Erschautes geistig einzuordnen) merklich verbessern. An einer anderen Hochschule steigerten Studenten ihr Lesetempo von durchschnittlich 230 Wörtern pro Minute innerhalb weniger Wochen auf 500 Wörter.

Wir alle verfügen über ungenutzte geistige Reserven, die wir höchstens im Notfall einmal angreifen. In Amerika stellte man kürzlich zehn frisch zur Universität gekommenen Studenten ein paar schwierige arithmetische Aufgaben und sagte ihnen, sie könnten sich mit guten Lösungen für die Aufnahme in einer Verbindung qualifizieren, bei der die Mitgliedschaft an besondere Leistungen gebunden ist. Sie erzielten um ein Drittel bessere Ergebnisse als ältere, fortgeschrittene Semester, denen man kein solches Antriebsmotiv gegeben hatte.

Es ist ja auch eine bekannte Tatsache, daß wir Dinge, die uns interessieren, am leichtesten lernen. Mancher Schuljunge, der Geschichtszahlen einfach nicht behalten kann, kennt seine Fußballtabellen in- und auswendig.

Wir wissen noch sehr wenig vom menschlichen Geist und seiner Leistungsfähigkeit. Auch das Gehirn selber, das „Organ des Geistes", ist noch weithin unerforschtes Gebiet. Was wir aber davon wissen, das weist auf einen unfaßbar vielschichtigen, verwickelten Mechanismus hin. Ein Gelehrter sagt: „Würde man aus sämtlichen elektrotechnischen und elektronischen Einzelteilen der Welt einen einzigen gigantischen Apparat bauen, er wäre bei weitem nicht so kompliziert wie die 1300 Gramm weiße und graue Substanz, die wir das menschliche Gehirn nennen."

Noch viel komplizierter aber als die Struktur des Gehirns sind die Gehirnfunktionen. Wie geschieht es zum Beispiel, daß für uns das *geschriebene* Wort „Haus" dasselbe bedeutet wie das *gesprochene*? Hier werden doch zwei ganz verschiedene Gehirnzentren beansprucht, einmal das Sehzentrum, zum andern das Hörzentrum. Sollte es da sozusagen ein „Mischpult" geben, das uns durch Koordinierung von Gesicht, Gehör, Gedächtnis und Vorstellung den Begriff „Haus" vermittelt?

Manche Wissenschaftler sind davon überzeugt, daß wir nicht nur im Wachzustand, sondern auch im Schlaf lernen können. An einer amerikanischen Universität stellte man Studenten die Aufgabe, fünfzehn Wörter mit drei Buchstaben in einer bestimmten Reihenfolge zu wiederholen. Einige wurden auffällig gut damit fertig. Es waren dieselben, denen man in der Nacht zuvor, als sie schliefen, heimlich die Wortfolge dreißigmal von einer Platte vorgespielt hatte.

In einem Ferienlager ließ man vor zwanzig Kindern, die das Nägelkauen nicht lassen wollten, Nacht für Nacht, ohne daß sie es ahnten, sechshundertmal den Satz „Meine Nägel schmecken abscheulich bitter" ablaufen, und siehe da, schon bald hatten sich sechs die Unart abgewöhnt. Vielleicht werden wir künftig nicht mehr wie bisher ein Drittel unseres Lebens verschlafen, ohne etwas von der Außenwelt aufzunehmen.

Mit einer hochinteressanten Methode sucht man gegenwärtig an der Klinik einer kanadischen Universität

hinter die Geheimnisse der Gehirnfunktionen zu kommen. Man hat zum Beispiel bei einem Patienten, der bei vollem Bewußtsein war, mit einer Elektrode systematisch die verschiedenen Gehirnpartien abgetastet. Berührte man dabei das Sehzentrum, so sah der Patient „Sternschnuppen". Geriet man an das Hörzentrum, so hörte er „Glockenläuten". Bei Berührung eines dritten Zentrums zwang ihn eine unwiderstehliche Macht, den Arm zu heben.

Aber es kommt noch besser. Bei Berührung einer bestimmten Gehirnstelle begann die Erinnerung des Patienten zu arbeiten. „Da ist ein Klavier", sagte er. „Meine Mutter spielt. Ich sehe, was sie anhat, ich nehme alles wahr, was vorgeht, als wäre ich dabei."

Das Wunderbare daran ist, daß der Patient bei diesem Experiment weit mehr erlebt als nur ein „Bild". Sein Erlebnis geht viel weiter und tiefer: er fühlt und denkt und deutet innerhalb des Bildes ganz so, wie er es vor vielen, vielen Jahren in der seiner Erinnerung zugrunde liegenden Situation getan hatte. Hier spielt alles zusammen: Gesicht, Gehör, Gedanke, Gefühl, Meinung und Urteilskraft.

Man glaubt, mit diesem Versuch schlagend bewiesen zu haben, daß es eine Gehirnzentrale gibt, ein wunderbar empfindliches und verwirrend kompliziertes Schaltwerk.

Welche Bedeutung hat dies alles nun für dich und mich? Können wir unserem Geist größere Kräfte verleihen und ihn uns besser nutzbar machen? Ja, das können wir, und daß ihm wohl schon im Mutterleib ein individuell begrenztes Fassungsvermögen vorgezeichnet ist, braucht uns dabei nicht zu bekümmern, denn das Maximum erreichen wir sowieso nicht. Hier ein paar Ratschläge:

1. Schließe deine Sinne auf. Weißt du noch, die Stimmung, damals in deiner Jugend, wenn nachts der Regen auf das Dach trommelte oder im Herbst der Geruch eines Kartoffelfeuers heranwehte? Wenn du älter wirst, kommt es dir so vor, als wäre die Welt nicht mehr so frisch und farbig wie früher. Nein, die Welt ist geblieben, wie sie war, du selber hast dich gewandelt, „dein Sinn ist zu, dein Herz ist tot". Ohne zu sehen und zu hören, gehst du an den Wundern des Daseins vorüber.

Das braucht nicht zu sein und sollte nicht sein. Laß dir die Sinneswelt nicht zur grauen Gewohnheit werden. Versenke dich immer von neuem in ihre Erscheinungen. Schau, wie das Licht auf den Flügeln der Biene spielt, wie sich die jagende Schwalbe gegen den Wind stellt. Schließe die Augen und horche, ob du die Herkunft naher und ferner Geräusche bestimmen kannst. Stelle dir einmal vor, du wärest taub geworden und erblindet, und plötzlich könntest du wieder hören und sehen.

Eine solche Erweckung der Sinne ist zur Stärkung unserer geistigen Potenz unentbehrlich, denn die Sinne sind die Werkzeuge der Erkenntnis und des Wissens und die Flügel der Phantasie. Wenn wir ihnen ihr

lebendige Empfänglichkeit nicht erhalten, bezieht unser Geist seine Eindrücke schließlich nur noch aus zweiter Hand und wird träge.

2. *Schule dein Gedächtnis.* Der englische Schriftsteller Thomas de Quincey (1785 bis 1859) hat einmal gesagt: „Es ist eine alte Erfahrung, daß unser Gedächtnis desto besser arbeitet, je mehr wir es beanspruchen, und daß wir ihm desto mehr vertrauen können, je mehr wir ihm zutrauen." Umgekehrt erlahmt das Gedächtnis, wenn man es brachliegen läßt. Trauen wir ihm also ruhig zu, daß es uns nicht im Stich läßt, wenn wir eine Telefonnummer wählen, ohne noch einmal nachzuschlagen, oder Einkäufe machen, ohne einen Merkzettel mitzunehmen. Damit stärken wir es fürs nächstemal.

Roosevelts Wahlpropagandaleiter James A. Farley schulte sein Gedächtnis systematisch und konnte, wie man sich erzählt, 20 000 Menschen, die er auf seinen Wahlreisen kennengelernt hatte, bei Namen nennen. Ein Steward, der jahrelang in einem amerikanischen Luxuszug arbeitete, erkannte Hunderte von Fahrgästen wieder, die er einmal bedient hatte. Wie machte er das? „Ich suchte herauszufinden, wofür sich ein Fahrgast besonders interessierte", erzählte er mir. Auf diese Weise wurde der anonyme Fahrgast für ihn zum menschlichen Einzelwesen, dessen individuelle Züge sich ihm leicht einprägten.

Frage dich, wenn du jemanden kennenlernst, was an ihm eigen und des Erinnerns wert sein mag. Wiederhole seinen Namen bei der Vorstellung und beim Abschied. Stelle dir vor, du müßtest ihn später, vielleicht in einem Brief, genau beschreiben.

3. *Trainiere darauf, deine Geisteskräfte jederzeit sammeln zu können.* Wir alle haben unsere guten Momente. Einmal funktioniert unser Gedächtnis hervorragend, ein andermal sind wir ungewöhnlich konzentriert, wieder ein andermal strömen uns die Einfälle nur so zu. Wenn das doch immer so wäre!

Können wir etwas dazu tun? Ja, wir brauchen uns nur geflissentlich an schwierigeren Aufgaben im disziplinierten Denken zu üben. Das ist das ganze Geheimnis. Ruf dir einmal eine Landschaft, die dir vertraut ist, ins Gedächtnis zurück und prüfe, ob du dich an alle Einzelheiten erinnern kannst. Wiederhole solche Experimente so lange, bis das Erinnerungsbild stimmt. Oder memoriere den Inhalt eines Artikels oder eines Buches und stelle dir vor, man fragte dich in einer Prüfung danach.

Stehst du vor einer schwierigen Entscheidung, so denke alles durch, als handelte es sich um das Problem eines Freundes, der deinen Rat sucht. Wir sind immer so gescheit und sicher und objektiv, wenn es um die Sorgen anderer Leute geht.

4. *Laß deinen Geist an fremden Gedankenwelten teilhaben.* Er braucht das. Es nährt ihn. Es regt ihn an. Und fürchte nicht, daß du ihm zuviel zumuten könntest. Er ist stark

und elastisch und kann viel mehr verdauen, als du ihm vorzusetzen vermagst. Geh also hin und laß dich über alles belehren, worauf du gerade stößt: wie man Diplomaten ausbildet, wie der Maler den Effekt von Sonnenlicht auf dem Meer hervorbringt, welchen Ursprung dieses Fremdwort oder jene sonderbare Redensart hat.

Wenn wir älter werden, erlahmt unsere Wißbegier, und wir neigen dazu, immer dieselben Gedanken zu denken und dieselben Anschauungen gutzuheißen. Muß das sein? Nein, viele ältere Leute sprudeln von Einfällen über und sind jedem geistigen Erlebnis weit aufgeschlossen.

Wenn dir dein Leben die nötigen Anregungen versagt, geh aus und such sie dir. Setze dich mit Gedankengut auseinander, dem du ablehnend gegenüberstehst. Suche Umgang mit Menschen, die andere Anschauungen haben als du. Freunde dich mit Menschen anderer Völker und anderer Rassen an. Du dienst dir selber damit.

5. *Trainiere die Kräfte deines Unterbewußtseins und vertraue ihnen.* Man weiß aus zahllosen Fällen, daß sich die Lösung einer schwierigen Aufgabe oft im Schlaf findet. Du mühst dich einen ganzen langen Abend mit einem wichtigen Bericht ab, wirfst schließlich „den ganzen Krempel" hin und gehst verärgert zu Bett. Und wenn du am nächsten Morgen aufwachst, liegt plötzlich alles klar und wohlgeordnet in deinem Kopf, als wären über Nacht Heinzelmännchen am Werk gewesen. Offenbar besitzen wir in einer tieferen Schicht Fähigkeiten, von denen wir gar nichts ahnen. Könnten wir doch diese verborgenen Quellen anzapfen und zum Fließen bringen!

Eins steht außer Zweifel: je mehr wir den bewußt denkenden Teil unseres Geistes pflegen, desto besser und eifriger arbeitet unser Unterbewußtsein mit. Hättest du nicht an jenem Abend so konzentriert über deinem Bericht gegrübelt, so hätte dir das Unterbewußtsein anderntags bestimmt nicht die fertige Lösung präsentieren können.

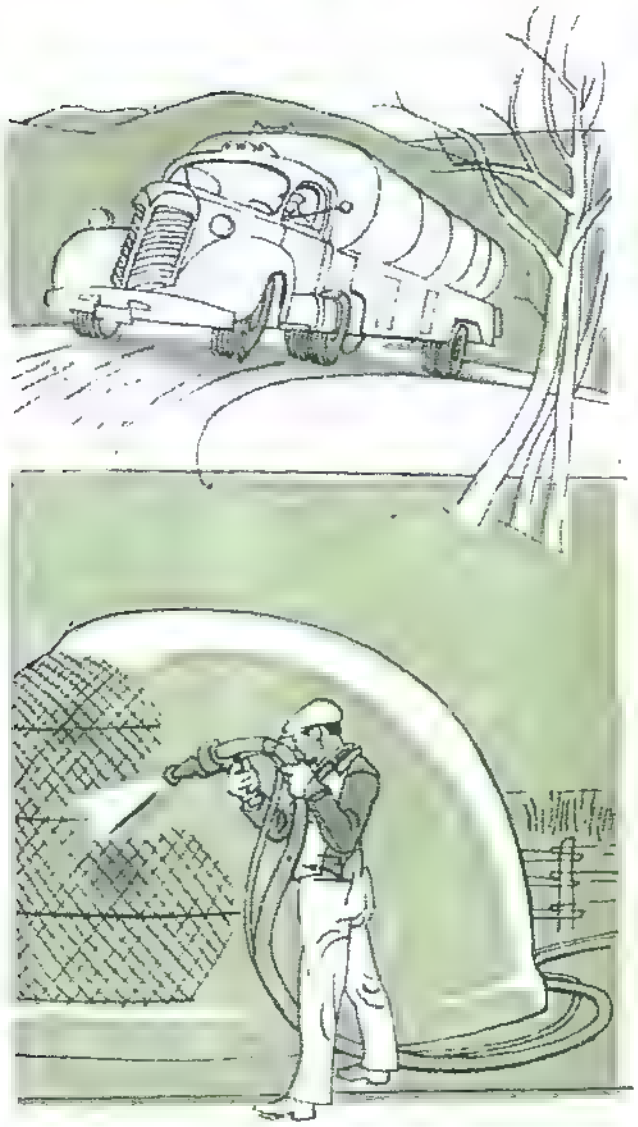
6. *Setze deinem Denken nicht willkürlich Grenzen.* Mach nicht kehrt vor geistigen Bezirken, die dir unverständlich, ja abenteuerlich erscheinen. Sei aufgeschlossen für eine neue Idee, auch wenn die Fachleute mit ihrem „Unmöglich!" kommen. Vielleicht verfügen wir über mehr Mittel des geistigen Erfassens und Begreifens, als wir selber ahnen. Die Elektrizität ist immer dagewesen. Nur hatten die Menschen diese Naturkraft lange nicht zu nutzen verstanden. Wie können wir sicher sein, daß es nicht auch Kräfte des Geistes gibt, die wir noch ebensowenig begriffen haben wie die Elektrizität und die wir uns doch nutzbar machen könnten, wenn wir nur wüßten, wie?

Ein guter Rat: behalte ihn für dich. A. J. V.

Ehe man sich's noch versieht, erobern sich die Erfinder auf diesem Gebiet schon wieder Neuland

Gummi - ein wahrhaft dehnbarer Begriff

Von Lloyd Stouffer



Das ungeheure Ansteigen des Kautschukbedarfs ist erst neueren Datums. Amerika, das heute jährlich 450 000 Tonnen Plantagenkautschuk einführt, 280 000 Tonnen Altgummi verarbeitet und 800 000 Tonnen Kunstkautschuk herstellt, kam 1826 mit ganzen acht Tonnen brasilianischem Wildkautschuk aus. Und in Deutschland, das 1890 kaum 2000 Tonnen Kautschuk verbrauchte, konnte noch vor fünfzig Jahren ein Fachkundiger den uns heute drollig anmutenden Satz schreiben: „*Besonders* durch die Herstellung pneumatischer *Gummireifen für Fahrräder* ist Kautschuk zu einem unentbehrlichen Bedürfnis erhoben."

In unseren Tagen werden nur wenige Industrieprodukte so vielfältig verwendet wie Gummi. Dazu haben nicht zuletzt die großen Gummifabriken beigetragen, die ständig mit bewunderungswürdigem Erfindungsreichtum daran arbeiten, ihrem Erzeugnis neue Eigenschaften und damit ungeahnte Verwendungsmöglichkeiten zu geben.

Da gibt es jetzt zum Beispiel auf Latex (Kautschukmilch) aufgebaute Anstrichfarben, mit denen man in Amerika bereits Umsätze von Millionen von Kilogramm erzielt. Viele, die nie

einen Pinsel angerührt haben, gehen dazu über, sich ihre Wände selber zu streichen, denn das Material läßt sich leicht auftragen, gibt keine Pinselspuren, riecht nicht „nach Farbe" und ist in zwanzig Minuten handtrocken. Wer sich sein Schlafzimmer streichen will, kann mit der Arbeit, wenn er ein bißchen flink ist, in ein paar Abendstunden fertig sein. Während er (mit Wasser und Seife) den Pinsel auswäscht, ist die ganze Geschichte bereits trocken, er kann die Bilder schon wieder aufhängen und die Möbel an ihren Platz rükken und zu Bett gehen.

Worauf es beruht, daß sich Kautschukfarben so gut streichen, weiß man nicht genau. Jedenfalls dehnen sie sich beim Trocknen aus, werden völlig glatt und korrigieren selbsttätig die bei ungelenker Maltechnik unvermeidlichen kleinen Fehler. Versehentlich ausgelassene Stellen kann man getrost nachmalen, denn der zweite Anstrich mischt sich mit dem ersten so, daß es keine Ränder gibt. Ein guter Farbauftrag enthält nach Verdunstung des Wassers 33 Prozent Kautschuk, ist abwaschbar und äußerst beständig — Vorzüge, die den etwas höheren Preis wettmachen.

Schulhöfe stattet man in Amerika neuerdings mit einem Gummibelag aus: eine noch warme Asphaltschicht wird zwei Zentimeter hoch mit Kautschukmasse übergossen und festgewalzt. Ein solcher Boden ist fast so weich und elastisch wie ein dicker Teppich. Auf den neuen Schulhöfen kommen viel weniger Abschürfungen an Knien und Ellbogen vor, und Stürze haben nur selten einmal ernstere Folgen.

Eine weitere Neuerung ist für Amerika die „Gummistraße". Man setzt dem Asphalt 5 bis 7 Prozent körnigen Kautschuk zu und erreicht damit, daß die Straßendecke bei Sonnenglut nicht so leicht aufweicht und bei starker Kälte nicht so leicht spröde wird. Den reibenden, schleifenden Wagenrädern leistet sie mehr Widerstand, die Rutschgefahr ist geringer. Der Bedarf an Naturkautschuk für den Straßenbau dürfte innerhalb der nächsten zehn Jahre Zahlen erreichen, wie man sie heute nur aus der Reifenindustrie kennt. Die Idee der Gummistraße stammt übrigens aus den Niederlanden. Dort sind einige Straßen schon seit zwanzig Jahren streckenweise mit einem Gummi-Asphalt-Belag versehen. Die vielbefahrene Hauptstrecke zwischen Amsterdam und dem Haag hat die ungeheure Beanspruchung durch Panzer und andere schwere Fahrzeuge im Krieg ohne Ausbesserung überstanden und ist noch heute in tadellosem Zustand.

Für den Versand von Flüssigkeiten haben die großen amerikanischen Gummiwerke *U. S. Rubber* einen neuartigen, 200 Liter fassenden Behälter aus Kunstkautschukstoff entwickelt. Der Empfänger faltet solche Behälter, nachdem er sie entleert hat, wie Luftballons zusammen

und schickt sie zur Neufüllung zurück; sie nehmen leer so wenig Platz ein, daß 2500 in einem Güterwagen unterkommen, der nur 300 leere Metallfässer gleichen Fassungsvermögens aufnehmen könnte, und sind so widerstandsfähig, daß sie gefüllt mit Fallschirmen abgeworfen werden können.

Amerikas Fensterputzer, deren Beruf im Land der Wolkenkratzer besonders gefährlich ist, verdanken der *General Tire & Rubber Co.* eine Erfindung, die ihre Tätigkeit ausschließlich zu einer „Innenarbeit" macht: luftgefüllte Fensterrahmen, die um eine Achse drehbar sind. Der Fensterputzer läßt die Luft heraus und dreht die Außenseite des Fensters nach innen. Nach getaner Arbeit pumpt er die Rahmen wieder auf. Sie schließen so bündig, daß nicht der geringste Luftzug hindurchkommt. Die erste Anlage dieser Art findet sich in einem kürzlich errichteten Wolkenkratzer in Pittsburgh. Die Fensterputzer führen hier neben Eimer und Lappen eine kleine Druckluftpumpe mit sich.

Eine Neuerung der *Goodyear*-Gummiwerke erleichtert die Konstruktion massiver Betonbauten. Ein Ballon aus gummiertem Stoff, ähnlich der Hülle eines Kleinluftschiffs, wird aufgepumpt und mit Spritzbeton überzogen. Nach Erstarren der Betonschicht wird die Luft abgelassen und die schlaffe Hülle durch die Türöffnung herausgezogen. Man errichtet auf diese Weise im Handumdrehen Kleinsilos und Geräteschuppen für die Landwirtschaft und kleine Bauten für militärische Zwecke. Das Verfahren spart Zeit und ist billig, denn man braucht ja für diese — in ihrer Form an die Schneehütten der Eskimos erinnernden — Konstruktionen kein Baugerippe.

Die *Goodrich*-Werke stellen für die amerikanischen Streitkräfte transportable Gummibaracken her, etwa als Kommandostellen für Fliegereinheiten. Das Material kann zerlegt und in acht *duffel bags* untergebracht werden, jenen rollenförmigen Segeltuchsäcken, die der amerikanische Soldat statt eines Tornisters trägt. An Ort und Stelle verbindet man die acht Teile mit Reißverschlüssen von insgesamt 96 Meter Länge, pumpt sinnreich verteilte Hohlräume auf, so daß sie als Träger dienen, und schon erhebt sich wie durch ein Wunder ein Gebäude, das Raum für hundert Mann bietet. Das Aufpumpen dauert nur sechs Minuten.

Gummi dient in der Elektrotechnik zur Isolierung. Setzt man jedoch dem Kautschuk einen sehr hohen Prozentsatz Ruß zu, so verwandelt sich, wie man bei der *U. S. Rubber* herausgefunden hat, das Isoliermittel in einen Leiter. Man bettet dünne Lagen dieses Materials zwischen Plastik- und Aluminiumfolie ein und tapeziert damit Wände und Decken. Bei Stromdurchgang strahlen diese Heizkissen-Tapeten eine wohlige

Wärme aus. Man hat hier eine ausgezeichnete Zimmerheizung für Gegenden mit billigem Strom. Da die Heizfläche so groß und so gleichmäßig verteilt ist, kommt man mit einer Oberflächentemperatur von 38 Grad völlig aus. Und die Feuersgefahr ist gebannt.

Die *Firestone*-Werke stellen jetzt eine blasebalgartig arbeitende Wagenfederung aus Gummi her, mit der bereits ein neuer Autobustyp der *General Motors* ausgerüstet wird. Die Wagen fahren damit unglaublich sanft und stoßfrei. Für den erforderlichen Luftdruck sorgt das System der Luftdruckbremsen des Autobus. Da komprimierte Luft ihren Widerstand desto mehr verstärkt, je mehr sie zusammengepreßt wird, kann diese Federung nahezu unbeschränkt Belastungen aushalten und Stöße abfangen. Es kommt bei ihr nie zu einem harten Durchschlagen. Man verwendet für sie einen äußerst widerstandsfähigen Kunstkautschuk, der mit Nylon-Reifengewebe verstärkt wird. Ihre Lebensdauer steht, wie Versuche bewiesen haben, hinter der des Autobus selber nicht zurück.

Bei *Goodrich* schließlich hat man einen dünnen, ölfesten Kunstkautschukstoff von unvergleichlicher Stärke und Haltbarkeit entwickelt. Damit ist die Herstellung transportabler Erdölleitungen möglich geworden, die man aus einem Lastwagen oder einem Hubschrauber abwinden und auf diese Weise im Vormarschtempo einer Truppe verlegen kann. Vorgeschobene Verteilungsstellen können nunmehr ohne Stockungen mit Benzin und anderen Flüssigkeiten versorgt werden. Der zehn Zentimeter starke Schlauch hat eine so dünne Wandung, daß er pro Meter nur anderthalb Kilogramm wiegt. Dabei besitzt er eine Bruchfestigkeit von 35 Kilogramm pro Quadratzentimeter. Man kann damit pro Tag eineinviertel Millionen Liter Benzin befördern, für die man sonst 153 Tankwagen von je 8000 Liter Fassungsvermögen braucht.

Ach so!

Eine Dame, die durch das Heilige Land reiste, erkundigte sich in einem Reisebüro nach den Straßenverhältnissen. Als sie erfuhr, man könne jetzt die ganze Strecke von Dan bis Beerseba mit dem Wagen zurücklegen, gestand sie: „Ich wußte gar nicht, daß Dan und Beerseba Orte sind. Ich dachte immer, das sei ein Ehepaar wie Sodom und Gomorrha." P. S.

„Woher wissen Sie denn so genau, daß Sie nicht schneller als 25 Kilometer in der Stunde gefahren sind?" fragte der Richter den Angeklagten.
„Ich war doch auf dem Weg zum Zahnarzt." P. N. C.

Komm in meinen Garten

Aus dem Buch „My Summer in a Garden" *von Charles Dudley Warner*

Diese Gedanken eines Gartenfreundes, vor mehr als 80 Jahren niedergeschrieben, haben bis heute ihren unnachahmlichen Charme behalten

ICH HABE einen Garten, und nichts schenkt mir zur Sommerszeit innigere Befriedigung als das Gemüse, das ich angebaut habe. Was hat das doch für eine Wirkung auf den Gemüsehändler. Es ist die reinste Unabhängigkeitserklärung, wenn er kommt, mir seine Erbsen, Rüben und Tomaten anbietet und ich dann ganz obenhin sage: „Nein, danke schön, ich ziehe dieses Jahr mein Gemüse selbst."

Nun, wird manch einer fragen, lohnt sich denn der Gartenbau? Es ist schwer zu definieren, was „sich lohnen" heißt. Die meisten Leute sind ja der Ansicht, wenn sich eine Sache nicht bezahlt mache, sollte man lieber die Finger davon lassen. Meiner Meinung nach könnte man dann ebensogut fragen: lohnt sich ein Sonnenuntergang?

Soll ich vielleicht einen Preis ansetzen für die zarten Spargel oder den frischen Salat — die Verkörperung des jungen Frühlings? Soll ich sie zur Handelsware machen, die leuchtenden Erdbeeren, die zartgrünen Erbsen, die lieblichen Himbeeren, die blutroten Rüben? Soll ich in Zahlen aufrechnen, welche Fülle an Erholung und Gesundheit und Lebensfreude mir mein Garten täglich schenkt, ganz zu schweigen von der Vorfreude, die mir mit den ersten zarten Keimen erwächst? Ich glaube, es wird mich jeder Gartenfreund verstehen, dem gleich mir nicht seine Bilanz, sondern der Garten selbst die Hauptsache ist.

Meine Gartenphilosophie. Nichts auf der Welt zeigt uns besser, wer unsere Freunde sind, als Glück und

reifes Obst! Ich hatte auf dem Lande einen guten Freund, den ich fast nie besuchte, außer in der Kirschenzeit. Denn: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Ja, die Früchte! Ich habe die Erfahrung machen müssen, daß der Obstbau gar kein Problem ist im Vergleich zur Obsternte. Die Macht, die ein Knabe hat, ist — jedenfalls für mich — etwas Gefährliches. Da kaufst du dir eine erlesene Birnensorte; du pflanzest das Bäumlein, du reicherst die Erde an, du schneidest es, du bekämpfst seine Schädlinge, du siehst es langsam, langsam wachsen ... Schließlich bringt es zwei oder drei Birnen hervor, die du zerlegst und mit der ganzen Familie teilst. Im nächsten Jahr steht es in voller Blüte, und im Herbst tragen seine zarten, schwerbeladenen Zweige einen ganzen Korb voll Früchte, die in der Sonne täglich süßer werden.

Und eines Nachts kommt ein Knabe daher, der kaum mehr Lenze zählt als der junge Baum. Und dieser Nichtsnutz erntet in fünf Minuten das ganze Bäumlein ab und verschwindet auf Nimmerwiedersehen. In fünf Minuten hat der gewissenlose Knabe das zerstört, woran du jahrelang gebaut hast! Nun ja — mit der Zeit lernst du verstehen, daß es besser ist, man hat Birnen gehabt und sie wieder verloren, als man hat überhaupt keine gehabt. Du erkennst, daß auch beim Obstbau das Essen die geringste Freude ist.

Ich habe meine Kartoffeln gehackt, falls sich jemand dafür interessieren sollte. Kartoffelhacken ist eine geruhsame Beschäftigung, doch alles andere als romantisch. Kartoffelhakken ist gut für das Seelenleben, vorausgesetzt, daß die Früchte nicht zu klein sind (viele von den meinen sind es). Was sind wir doch alle für kleine Erdenfrüchte, gemessen an dem, was wir sein könnten. Wir graben alle nicht tief genug. Nächstes Jahr werde ich den Spaten fester in die Erde drükken und den Knollen genügend Platz schaffen. Es ist so schön, die braunhäutigen Gesellen an die Sonne zu holen und sich, wenn sie dicht nebeneinander auf der warmen Erde liegen, an ihrem Glanz zu freuen. Das Leben schenkt uns selten solche Augenblicke. Aber dann muß man sich bücken und sie auflesen. Das Sichbückenmüssen ist auf dieser Welt immer die unangenehmere Seite.

Ich schäme mich, sooft ich Besuch durch meinen Garten führe und er merkt, daß ich keine Zwiebeln gepflanzt habe. In der Zwiebel steckt Kraft. Ohne die Zwiebel fehlt dem Garten die Würze. Die Zwiebel in ihrer Seidenhülle gehört zu den schönsten Gemüsen — ja, man könnte sagen, sie habe eine Seele. Eine Haut nach der andern zieht man ab, und immer noch ist es eine Zwiebel. Und wenn die letzte Hülle gefallen ist — wer möchte da behaupten, die Zwiebel selbst sei zerstört, obgleich man weinen kann über ihren entschwundenen Geist.

Was mich am meisten demütigt, ist das Armutszeugnis, das ein Garten dem Menschen ausstellt. Die Natur ist energisch, zweckvoll, unerschöpflich. Sie schleudert ihre Pflanzen mit freier Kraft dem Licht entgegen, und je wertloser die Pflanze, desto schneller und großartiger ihr Wachstum. „Ewiger Gartenbau ist der Preis der Freiheit" lautet der Wahlspruch, den ich über meine Gartenpforte schreiben würde, wenn ich eine hätte. Und doch liegt keine Freiheit in einem Garten. Der Mensch, der sich einem Garten verschrieben hat, wird unbarmherzig verfolgt: er hat einen Samen gesät, der des Nachts den Schlummer von seinem Kissen vertreibt. Kaum sind die Beete bepflanzt, muß er sich ans Jäten machen — über Nacht ist das Unkraut emporgeschossen.

Warum schätzen wir das eine Gewächs und verachten das andere? Die Bohne zum Beispiel ist ein zartes, vertrauenswürdiges, angenehmes Geschöpf, aber Bohnen dichtet man nicht an. Und da ist die kühle Gurke: wie so viele Menschen ist sie nichts mehr wert, wenn sie beim Reifen das Wilde, Ursprüngliche verloren hat.

Und dann der Salat! Er muß wie eine gute Unterhaltung sein: frisch und knusprig und so spritzig, daß man das Bittere darin kaum merkt. Doch wie die meisten Unterhalter ist der Salat geneigt, schnell ins Kraut zu schießen. Wie die Unterhaltung braucht der Salat ziemlich viel Öl, um Reibung zu vermeiden dann eine Prise Salz, ein wenig Pfeffer und unbedingt auch etwas Senf und Essig — aber so gut gemischt, daß man keine Schärfe spürt. Und ein bißchen Zucker. Wie in der Unterhaltung kann man alles in den Salat mischen, und je mehr, desto besser.

Nun reifen die Weinbeeren im flüssigen Gold des Herbstes, das wir Luft nennen. Die Trauben unter den Blättern werden violett. Auch die Birnen bekommen rote Bäckchen, werden schwer und lassen sich leicht abstreifen.

Die Moral: Daß Menschen reif sind, erkennt man an ihrer Bereitschaft, nachzugeben, sich zu lösen.

Und wieder einmal Frühling! Ein Fleckchen Erde zu besitzen, es umzugraben, Samen zu säen, zu beobachten, wie das Leben daraus neu geboren wird — in diese Freude teilt sich das ganze Menschengeschlecht. Es sind nicht einfach die Rüben und Kartoffeln und die Bohnen, die man pflanzt, es ist das Leben der Erde, das man weckt, damit es in die Samen gehe. Und es geht auch in den Menschen über, der es weckt. Die warme Sonne auf seinem Rücken, wenn er sich über die Hacke beugt oder bedächtig die warme, duftende Erde harkt, ist besser denn jede Arznei. Die Knospen brechen an den Büschen ringsum auf, die Obstbäume entfalten ihre Blüten, der Saft steigt in die Reben. Man kann die wilden Blumen vom nahen Ufer riechen. Und die Vögel fliegen und singen.

Zehn Tage hintereinander war ich täglich etwa um 11.30 Uhr zu einem Friseur in unserem Bürohaus gegangen, um mich rasieren zu lassen, und jedesmal saß auf dem ersten Stuhl ein Mann mit einem heißen Tuch über dem Gesicht. Nach einer Weile nahm er dann das Tuch ab, gab dem Gehilfen ein Trinkgeld und ging. Der Friseur hatte ihn offensichtlich überhaupt nicht bedient. Schließlich erkundigte ich mich.

„Das? Das ist der Direktor des Elektrizitätswerks", sagte der Friseur. „Er kommt jeden Tag herein und gibt meinem Kollegen ein Trinkgeld dafür, daß er sich auf dem ersten Stuhl eine halbe Stunde ausruhen kann. Er meint, ein heißes Tuch über dem Gesicht und dreißig Minuten lang keiner, der etwas von ihm will, das sei die beste Erholung, die er sich denken könne, das gäbe ihm Kraft für den Rest des Tages." W. J. H.

Im vergangenen März kam ich mit dem Wagen durch das Außenviertel einer Großstadt, als mein Blick plötzlich von einem grellen Farbfleck auf dem Rasenabhang zwischen der Straße und dem Eisengitter eines imposanten Anwesens angezogen wurde. Ich fuhr langsamer und sah, daß es Krokusse waren, so gepflanzt, daß sie in metergroßen Buchstaben verkündeten: DER LENZ IST DA! R. M.

Als ich in einer Zeitschrift gelesen hatte, wie wichtig es sei, abends, wenn der Mann nach Hause kommt, hübsch auszusehen, schlug mir das Gewissen. Ich war mit meinen zwei Jungen, dem Haushalt und der Wäsche oft noch mitten in irgendeiner Arbeit, wenn der Herr meines Herzens sich seiner Burg näherte. Nun wollte ich mich bessern.

Noch am gleichen Nachmittag fing ich eine halbe Stunde früher mit dem Kochen an und verschwendete die so gewonnenen 1800 Sekunden, um mich so „reizvoll" wie möglich zu machen. In einer Wolke seines Lieblingsparfüms schwebte ich zur Tür, um meinen Gebieter zu empfangen.

„Hmm, ich rieche etwas Gutes!" war sein erstes Wort.

„So? Was denn, Liebster?" schmachtete ich.

„Rindfleisch mit Bouillonkartoffeln!" rief er. Und gab mir einen *durchaus* zufriedenen Kuß. S. E. M.

Meine Mutter besaß lange Zeit in einem Fischerdorf ein Sommerhäuschen, in dem sie allein wohnte. Nur am Wochenende besuchten mein Bruder und ich sie für gewöhnlich. Im letzten Sommer gaben wir beide eine große Gesellschaft und vergaßen, die leeren Flaschen in den Müllkasten zu werfen. Zu meiner Verwunderung standen am Samstag darauf noch immer sieben Flaschen mahnend neben dem Ausguß. „Warum stehen die Flaschen noch da?" fragte ich meine Mutter.

„Du weißt doch", erwiderte sie, „daß seit zwanzig Jahren stets derselbe Mann meinen Müll abholt. Er soll nicht denken, daß wir diesen Schnaps an einem einzigen Wochenende ausgetrunken haben. Ich habe deshalb jeden Tag nur eine Flasche weggeworfen." B. R.

Er lebte, um anderen zu helfen

Aus der Monatsschrift Christian Herald von Ben Funk

EDDIE AXLRODS wahres Leben begann an jenem Tage, an dem er sein Todesurteil hörte. Es war im Juni 1938, und Eddie war dreizehn Jahre alt, als der Arzt ihm sagte, daß er bald sterben müsse.

Statt seinen Lebensmut zu zerstören, gab diese vernichtende Diagnose ihm die Kraft, sein Bett zu verlassen und ins Leben hinauszugehen, um seinen Schicksalsgefährten zu helfen, solange es ihm vergönnt war.

Die nächsten zehn Jahre, in denen er Hunderte von Männern und Frauen lehrte, ihre Behinderung zu überwinden und sich das Dasein zu erobern, bedeuteten soviel wie sonst ein ganzes Menschenleben voll selbstlosen Wirkens. Dann starb Eddie Axlrod, aber sein Werk lebt weiter.

Als Eddie neun Jahre alt war, erkrankte er an Gelenkrheumatismus, der einen schweren Herzschaden zurückließ. Seine Eltern waren verzweifelt, als sie hörten, daß er den Rest seines Lebens im Bett oder im Rollstuhl verbringen müsse, aber der Junge nahm das gelassen hin.

„Er war schon damals ein Mann!" sagt seine Mutter. Und er blieb nicht müßig. Bald machte sein Unternehmungsgeist sich bemerkbar. Sein Vater war ein kleiner Verkäufer in Miami, der in den Jahren der Wirtschaftskrise nicht mehr als das Lebensnotwendige verdiente. Um den Familienfinanzen aufzuhelfen, stellte Eddie Schmucknadeln und andere modische Neuheiten her, die in Basaren verkauft wurden. Als er 50 Dollar erspart hatte, kaufte er das nötige Material und konstruierte kleine Billardautomaten, die sein Vater in Restaurants und in anderen öffentlichen Lokalen aufstellte, wofür er einen Prozentsatz der eingeworfenen Beträge für sich beanspruchte. „Das war mehr, als mein Gehalt ausmachte", sagt sein Vater. Eddie hatte es zum Hauptverdiener der Familie gebracht.

Eddie las sehr viel. Mit Erwachsenen konnte er ernste Gespräche führen, aber mit der Jugend, die sich an seinem Bett versammelte, war er froh und heiter. Die Pfadfinder machten

ihn zu ihrem Führer und hielten in seinem Zimmer Treffen ab.

In dem Maße, wie Eddies Interessen wuchsen, wurde es schwerer, ihn im Bett zu halten. Bei einem seiner Besuche fand der Arzt den Rollstuhl leer und Eddie in einer Zimmerecke eifrig hämmernd. Der Doktor nahm den Jungen beiseite. „Geh zurück in dein Bett und bleib dort, sonst ist es eines Tages aus mit dir!"

Eddie rannte aus dem Haus. Sein Vater fand ihn schluchzend im Gras liegen. Er nahm ihn tröstend in die Arme. „Wenn ich schon sterben muß", stieß der Junge hervor, „so laß mich hier draußen sterben und nicht in diesem Bett."

„Niemand kann sagen, wie lange du zu leben hast, mein Junge", sagte Leo Axlrod. „Gott allein weiß es."

„Dann will ich auf Gott vertrauen und leben wie andere Menschen", sagte Eddie. „Und jede Minute, die mir noch vergönnt ist, will ich darauf verwenden, anderen, denen es geht wie mir, zu helfen."

Diese Worte wurden für den Rest seines kurzen Lebens Eddies Leitmotiv.

Eddies Schulunterricht hatte in der dritten Grundschulklasse aufgehört. Durch Selbstunterricht kam er nun so weit, daß er die Aufnahmeprüfung in die siebente Klasse bestand. Er war ein fröhlicher, aber außerordentlich konzentrierter Schüler. „Er wollte keine Minute verlieren", erzählte einer seiner Lehrer.

Drei Jahre später, als er auf dem Technikum in Miami studierte, machte er eine kleine Möbelreparaturwerkstätte auf. Als er mit achtzehn Jahren die Abschlußprüfungen ablegte, hatte er genügend Kapital beisammen, um mit seinem Vater zusammen eine kleine Fabrik zu gründen. Eddie war Chefkonstrukteur, Leo Axlrod war erster Verkäufer und Frau Axlrod Buchhalterin.

Eddie nahm nun Männer und Frauen auf, die körperlich irgendwie behindert waren, um sie nützlichen Berufen zuzuführen. Kein Fall erschien ihm hoffnungslos. Einer der ersten, die er aufnahm, hatte Tuberkulose und Schüttellähmung. Er wurde ein guter Möbeltischler. Eddie verabscheute das Wort „invalid". „Ein Mensch, der arbeitet und sich sein Brot verdient, ist kein Invalide, wenigstens nicht in meiner Fabrik!" sagte er.

Schließlich hatte er fünfzig Leute. Er entwarf Spezialgeräte für sie, wenn es nötig war. Ein Arbeiter, der nur einen Arm hatte, bekam zusätzliche Fußhebel; einem anderen, der beide Beine verloren hatte, halfen besondere Vorrichtungen für die Arme.

Sobald ein Arbeiter genügend Fertigkeit in seinem Fach hatte, wurde er „entlassen", und ein anderer „Lehrling" trat an seine Stelle. Das hatte zur Folge, daß die Fabrik dreimal im Jahr ihr gesamtes Personal wechselte.

Kurze Zeit nachdem Eddie Axlrod seinen Kreuzzug für die Stiefkinder des Lebens begonnen hatte, kam ein ausgemergeltes Individuum in offen-

sichtlich verzweifelter Lage in die Fabrik und bat um Arbeit. Der Mann hatte ein Herzleiden und geschlossene Tuberkulose.

„Wir haben im Augenblick schon viel zuviel Leute", sagte Eddie. „Aber ich mache Ihnen einen Vorschlag. Sie sollen Arbeit haben, wenn Sie mir versprechen, daß Sie, falls Sie je ein eigenes Geschäft haben sollten, nur Leute anstellen, denen es so geht wie Ihnen heute." Jetzt hat dieser Mann eine kleine Möbelwerkstatt und beschäftigt acht Mann — lauter Körperbehinderte.

Eddie Axlrod nahm auch anderen dieses Versprechen ab, wenn sie zu ihm kamen und ihm ihre Dankbarkeit beweisen wollten. Dadurch zog sein Beispiel immer weitere Kreise.

Sechs Jahre waren vergangen, seitdem Eddie das Bett verlassen hatte. Nie mehr hatte er einen Arzt aufgesucht. „Er hatte alle Furcht vor Schmerzen und vor dem Tode überwunden", sagte der Seelsorger der Familie. „Er war so sehr um das Wohlergehen anderer besorgt, daß ihm keine Zeit blieb, an sich selbst zu denken."

Als Eddie sich verlobte, erklärte er seiner Braut, er sei überzeugt, daß er sein Herzleiden überwunden habe. Kurz nach der Hochzeit wurde er zum Militärdienst einberufen. Bei der ärztlichen Untersuchung erfuhr er zum zweiten Male, daß er jeden Augenblick sterben könne.

Doch vergebens drangen seine Freunde in ihn, er solle sein Arbeitstempo verlangsamen; er zuckte nur die Achseln. Im Jahre 1945 war der Rahmen für seine Bemühungen bereits zu klein geworden. Er gründete mit einigen andern die *Independence, Inc.*, eine die ganze Stadt umfassende Organisation, die sich die Aufgabe gestellt hat, „aus Abhängigen Unabhängige zu machen".

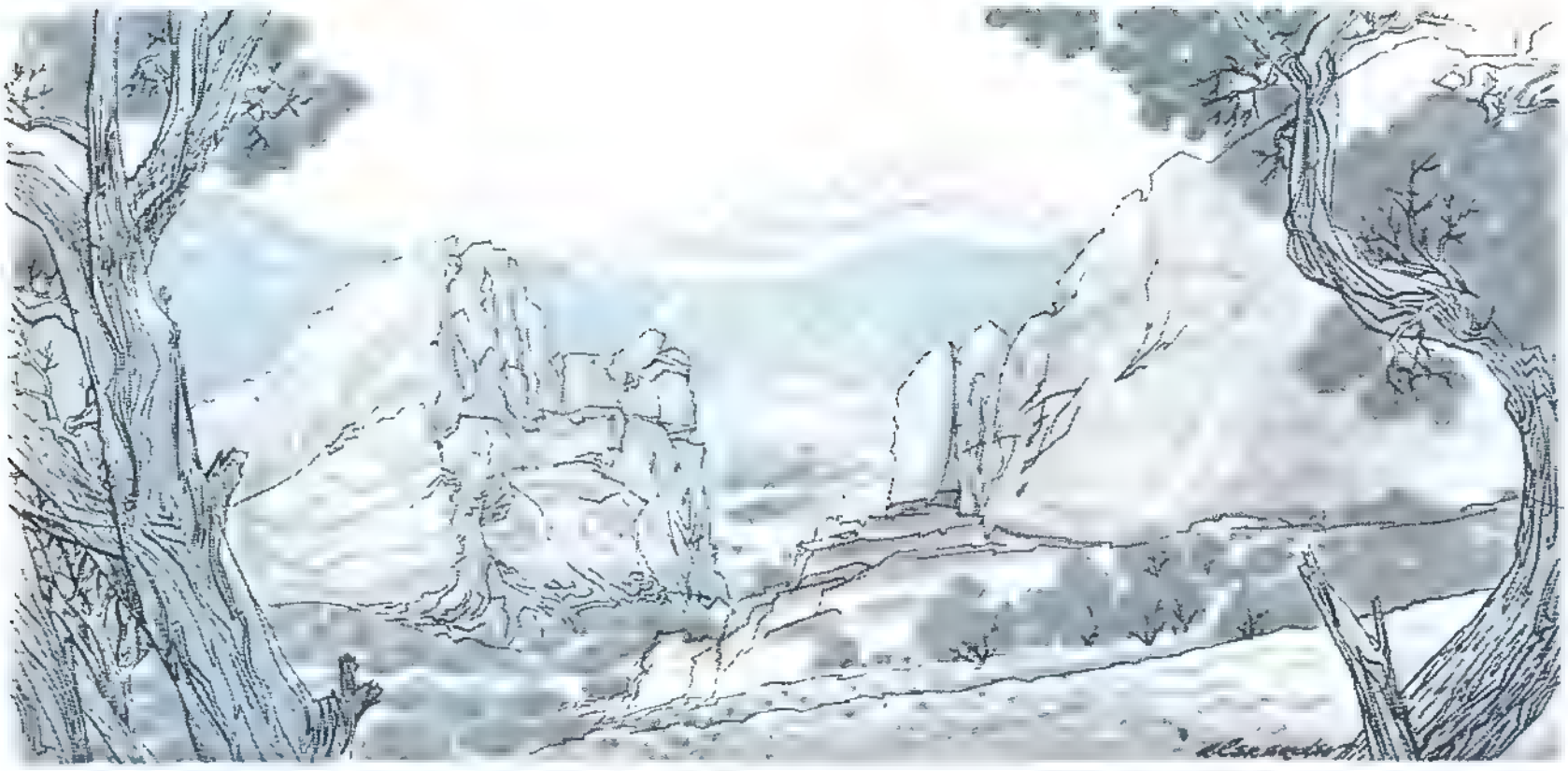
In den sieben Jahren ihres Bestehens hat die Independence, Inc., fast tausend Körperbehinderten Arbeit und Brot verschafft. Aber während der letzten Jahre mußte man sich ohne Eddie behelfen.

Im Oktober 1948 erwartete seine Frau ihr erstes Kind. Als sie ihre Stunde herannahen fühlte, wollte Eddie den Arzt holen. Unterwegs fuhr er den Wagen an den Randstein, schaltete den Motor ab und legte den Kopf aufs Lenkrad. So fand man ihn.

„Mir war zumute, als hätte ich nicht meinen Sohn, sondern meinen Vater verloren", sagt Leo Axlrod. „Er war die Stütze der ganzen Familie." Aber er führt Eddies Werk weiter.

Die Independence, Inc., hilft nicht nur selbst den Körperbehinderten, sie hat auch bei der Handelskammer von Miami den Ausschuß zur Unterbringung Körperbehinderter, dem Leo Axlrod vorsteht, ins Leben gerufen.

Seit beinahe fünf Jahren ist Eddie Axlrod nun tot, aber die Aufgabe, der er sein kurzes Leben weihte, wird fortgeführt. Hätte Eddie sich wohl ein schöneres Denkmal für sein großherziges Streben wünschen können?



KREUZ UND QUER DURCH DIE ROCKY MOUNTAINS

Von Donald und Louise Peattie

WENN MAN von Osten über die Prärien kommt, über die einst die Bisonherden zogen, sieht man endlich über dem weiten Horizont ein Gebilde, das wie eine niedrige, schimmernde Wolke aussieht. So erschien es dem ersten Amerikaner, der zu den Bergen Colorados vordrang, dem jungen Leutnant Zebulon Pike. Als er aber an jenem Tag des Jahres 1806 die vermeintliche Wolke durch sein Fernglas betrachtete, entdeckte er, daß sie ein hoher Berggipfel war — Pikes Peak (Pikes Gipfel), wie er jetzt ihm zu Ehren heißt. Und als er und seine kleine Schar mühsam und voller Eifer auf den Berg zustrebten, stieg vor ihnen, Gipfel hinter Gipfel, die Coloradokette des Felsengebirges immer höher empor, und als sie näher kamen, war der Fuß des Gebirges in dunkle Nadelwälder gehüllt und seine Spitzen mit glitzerndem Schnee bedeckt.

Colorado hat mehr hohe Gipfel als irgendein anderer amerikanischer Staat. Hier ist die Luft so trocken und rein, daß jeder Atemzug eine Wonne ist. Hier ist eine Wildnis mit einladenden Lagerplätzen; hier sind ausgestorbene und lebende Städte und Autostraßen, die auf hochalpinen Pässen an vielen Stellen die Wasserscheide zwischen Atlantik und Pazifik überqueren. Hier kann man tagelang bis zu den Knien in wilden Blumen oder bis zu den Hüften in murmelnden Forellenbächen waten. Im

Juli ist es kühl genug, daß ganze Wälder von Weihnachtsbäumen gedeihen können, und doch wieder so warm, daß man hemdsärmelig unter ihnen lagern kann. Und der Himmel ist meistens klar wie eine große blaue Glocke, wenn nicht gerade eins der schaurigen Hochgebirgsgewitter ausbricht — ein Zornausbruch der Natur, der bald wieder vorüber ist.

Die Hauptstadt dieser Bergwelt ist das lebensvolle Denver. In unmittelbarer Nähe der geschäftigen Stadt findet der Erholungsuchende einen Naturschutzpark von 5600 Hektar, das Denver Mountain Park System mit dem Mount Evans, auf dessen Gipfel die höchste Autostraße Nordamerikas führt. Denver selbst, 1630 Meter über dem Meer und rings von Bergen umgeben, ist eine Sehenswürdigkeit für sich — von der Münze der Vereinigten Staaten angefangen bis zu dem altmodischen Kapitol, auf dessen Kuppel echte Goldblättchen glitzern, die aus Colorado stammen. Manche Einwohner von Denver beklagen sich, daß die Stadt ihre wilde und gesetzlose Vergangenheit allzu tief unter solchen kulturellen Extravaganzen wie Symphoniekonzerten unter freiem Himmel und sommerlichen Theaterfestspielen begraben habe. Aber es ist immer noch eine männliche Stadt, wo Unternehmungsgeist in der Luft liegt. Und in was für einer Luft! So prickelnd, daß es einem dauernd in allen Gliedern zuckt.

Jedoch die meisten Ferienreisenden fahren nach Colorado (und vielleicht auch über seine Grenzen hinaus nach Wyoming mit seinem Beifußgestrüpp und nach dem sonnendurchglühten Neumexiko) nicht wegen städtischer Vergnügungen, sondern um die großartige Naturschönheit des Westens zu genießen, die ein unvergeßliches Erlebnis ist. Man fahre von Denver nach Boulder und von dort aus in den Rocky Mountain National Park; selbst wenn man von Colorado sonst nichts sieht, hat man immerhin einen Vorgeschmack von seinem schönsten Teil bekommen: über 1000 Quadratkilometer Naturschutzpark, im Kleinodienschmuck seiner Seen, in denen sich Bäume und Felsen widerspiegeln, im Rankenwerk seiner Wildbäche, die erst vor Minuten aus Gletschereis und Sommersonne entstanden sind. Mit einem Blick umfaßt man weiße Gipfel gegen das klare Azurblau — und ein langgestrecktes Tal, übersät mit Lupinen und Enzian, Rittersporn und Glockenblumen und Kastilleen; und der Stolz des Landes, seine Akelei, wird hier so groß, daß man meinen könnte, sie sei einem Garten entsprungen, in ihrer gespornten und duftigen Anmut ein beredter Zeuge sommerlicher Freiheit.

Der Alpinist findet im Nationalpark 47 Gipfel, die über 3600 Meter hoch sind, von denen der Longs Peak (4265 Meter) das lockendste Ziel ist. Auf den weniger ehrgeizigen Beschauer wirken die Berge im ewigen Schnee genau so erhaben, wenn er sie von unten, gemütlich auf Tan-

nennadeln hingestreckt, betrachtet, und auf der Trail Ridge Road kann man im Auto diese Gebirgskette direkt überqueren. Dort oben über der Baumgrenze, wo die Bergblumen sich vor den brausenden Stürmen ducken, hat man einen großartigen Ausblick über die Rockies — ein wildes, gewaltiges, unberührtes Massiv, ein Meer von weiß schäumenden Wogenkämmen, das sich ringsum in die Ferne erstreckt, eine Welt ohne Ende.

Manche der Ortschaften unten im Tal scheinen geradeswegs aus Wildwestfilmen zu stammen. Die ersten Goldfunde wurden 1858 in der Gegend von Denver gemacht, und im Jahr darauf wimmelte es auf den Prärien von Planwagen, die die Aufschrift trugen: „*Pikes Peak oder Untergang!*" Sechzehn Jahre lang beherrschte das Goldfieber die Menschen; alle Schluchten und Hänge suchten sie danach ab, ohne sich von Schnee und Lawinen, Hunger und Indianern abschrecken zu lassen. Und als es mit den raschen Goldfunden zu Ende war, hielt das Glück dramatischerweise an, denn plötzlich wurde Silber entdeckt. Städte wie Leadville, Telluride, Cripple Creek und Fairplay schossen über Nacht aus dem Boden hervor, wuchsen kunterbunt den Windungen der Cañons entlang oder kletterten neben den Erzadern über die Baumgrenze hinauf. Bei ihnen allen folgten Aufstieg und Niedergang (im Goldgräberspanisch *bonanza* und *borrasca* genannt) dem gleichen Schema, je nachdem, ob die Gold- und Silberpreise stiegen oder fielen, die Erzadern erschöpft waren oder neue Vorkommen entdeckt wurden.

In Bonanzazeiten scheffelten manche Männer so viel Geld, daß sie Diamanten für ihre Frauen kaufen, rauschende Gelage mit Champagner und Austern geben, Opernhäuser bauen und die Diva des Tages mit Gold überschütten konnten. Wenn dann die *borrasca* einsetzte, schmolz der Reichtum wieder ebenso schnell dahin, wie er gekommen war. Und wenn das Getöse der Pochwerke verstummte, kam es vor, daß über Nacht Hunderte von Einwohnern eine Stadt fluchtartig verließen.

Dieses Schicksal hatte Central City erlebt, das nur 56 Kilometer westlich von Denver liegt. Einst konnte es sich rühmen, „die reichste Quadratmeile auf Erden" zu sein. 1929 war es so gut wie ausgestorben. Dann schlossen eines Tages ein paar unternehmungslustige Leute aus Denver die Türen des Opernhauses von Central City wieder auf. Unter dem Staub kamen entzückende Wandmalereien zum Vorschein; der Kronleuchter bewahrte in seinen Kristallprismen noch einen Abglanz der Juwelen und Koloraturen verstorbener Diven. In der Zeit der tiefsten Wirtschaftsdepression dauerte es drei Jahre, bis man es aus seinem Dornröschenschlaf erweckt hatte, aber als sich endlich der Vorhang zur Premiere der *Kameliendame* mit dem ehemaligen Filmstar Lillian Gish in der Hauptrolle erhob, waren die Bo-

nanzatage wieder da. Jetzt bringen die Opernfestspiele in Central City jeden Sommer irgendein anderes klassisches Werk zur Aufführung. Und das Teller House, das alte Hotel aus der Goldgräberzeit, ist wieder voll besetzt, und in seiner Gold-Nugget-Bar herrscht fröhliches Treiben.

Nördlich von Denver kann man über den Rabbit-Ears-Paß nach Steamboat Springs hinauffahren, wo sich alljährlich Hunderte von Paaren in einem Volkstanzwettstreit drehen. Oder man kann lieber weiterziehen — über den Loveland- oder den Wolf-Creek-Paß, über die Medicine-Bow- und die verträumte Sangre-de-Cristo-Kette-, und nach einer Woche wird einem der Kopf beseligt schwirren von den Eindrücken schneebedeckter Gipfel, echoreicher Schluchten, brausender Gebirgsbäche und sich endlos hinziehender Wälder.

Die großen Bäume, wie mit Mondschein übergossen; sind Blaufichten, Colorados verbreitetster Baum. Jene dort in ihrer bleistifthaften Schlankheit und dem dunklen Nadelkleid sind Engelmannsfichten. Die langgeschwänzten, schwarz-weiß-grünen Vögel, die von der Straße auffliegen, sind Elstern, und dort drüben schimpft ein Blauhäher aus dem Geäst herunter. Wenn man haltmacht, um ein Stück Rotwild und sein Kalb am Waldrand zu fotografieren, erkennt man an den großen Ohren, daß es Maultierhirsche sind. Und man kann unter Umständen sogar ein struppiges, hundeähnliches Geschöpf ins Gehölz davonschleichen sehen — einen Coyoten, den Blutsbruder der Einsamkeit.

Früher oder später wird man Aspen entdecken, einen Ort, der weltberühmt geworden ist — zur Überraschung seiner 1000 Einwohner, die von den 15 000 unternehmungslustigen Bewohnern aus der Goldgräberzeit übriggeblieben sind. Als die große Zeit des Silberbergbaus mit dem vergangenen Jahrhundert zu Ende ging, geriet Aspen, das abgeschieden in einem Gebirgskessel liegt, in Vergessenheit. Aber es wurde in den dreißiger Jahren als ideales Skigelände zu neuem Leben erweckt. Heute ist es ein Wintersportplatz, den die Skiläufer aller Länder kennen, mit dem längsten Sessellift der Welt und atemraubenden Abfahrten. Im Sommer locken Aspens kulturelle Veranstaltungen mit ihren Vorträgen, Konzerten und Diskussionen, die von berühmten Künstlern und Wissenschaftlern abgehalten werden, Scharen von Besuchern an.

Wenn auch die Hauptsaison Winter und Sommer sind, ist der Herbst in Aspen mindestens so lohnend. Denn Ende September und Anfang Oktober ist die Zeit, in der sich mit den Espen die ganze Bergwelt zu voller Pracht entfaltet. Ihr fahles sommerliches Grün verwandelt sich in sonnengeschmolzenes Gold, und ihre hellen Stämme stehen wie Engel gegen das nackte Blau des Herbsthimmels. Sie strömen in feuerfarbenen Kaskaden die

Hänge hinab und prangen strahlend und flüsternd unter den dunklen Massen schweigender Fichten und Tannen. Kein Wunder, daß Nachtsonderzüge von Denver nach Steamboat Springs fahren, von wo aus die Ausflügler im Autobus Tagesrundfahrten ins „Espenland" unternehmen.

Wenn man auf dem Million Dollar Highway mit seinen schwindelerregenden Kurven und Steigungen nach dem Mesa-Verde-Naturschutzpark im südwestlichsten Winkel von Colorado fährt, reist man nicht nur meilenweit in die herrlichste Einsamkeit hinein, sondern auch Jahrhunderte in die Geschichte zurück. Mesa verde heißt auf spanisch „grüner Tisch", eine treffende Bezeichnung für dieses steil aufragende Plateau, das sich aus der glutheißen Wüste erhebt, mit einem niedrigen, würzig duftenden Gestrüpp von Wacholder und Nußkiefern bedeckt und von tief eingeschnittenen Cañons durchzogen. In den Nischen dieser Felswände erblickt man die verlassenen, uralten Behausungen der indianischen Höhlenbewohner. Hunderte solcher Ruinen sind in der Mesa Verde vorhanden, und in dem dortigen Museum kann man noch Saatgut sehen, das die ersten Ackerbauer des amerikanischen Kontinents gesammelt, und Stoffe, die sie gewebt haben, Jagdwaffen, Körbe und Töpferwaren — sogar Puppenschüsseln, die von den Händen kleiner Mädchen geformt sind, die „Mutter helfen" wollten. Sie sind längst verschwunden, die Menschen, die die Sonne und die Luft dieser Wüste, den Duft des Wacholders, das ferne Krächzen der Raben, die über dem Abgrund schweben, geliebt hatten — schon zwei Jahrhunderte vor Kolumbus sind sie dahingegangen.

Am Fuß des Pikes Peak hingekauert liegt das Fremdenverkehrszentrum Colorado Springs. Der Entdecker des Berges prophezeite, daß sein furchterregender Gipfel nie erobert werden könnte, aber jetzt führen eine gepflasterte Straße und eine Zahnradbahn bis hinauf. Ein gleichfalls sehr beliebtes Ausflugsziel ist der „Garten der Götter", eine phantastische Wildnis von massigen, seltsam geformten roten Felsen. Sie stehen zwischen verkrüppelten Wacholderbäumen, die älter als Methusalem sind. Man muß frühmorgens hingehen, in der ersten Frische des jungen Tages, wenn niemand dort ist außer den Göttern, und hoch droben im strahlenden Morgenlicht die kreisenden Segler und der schneebedeckte Bergriese.

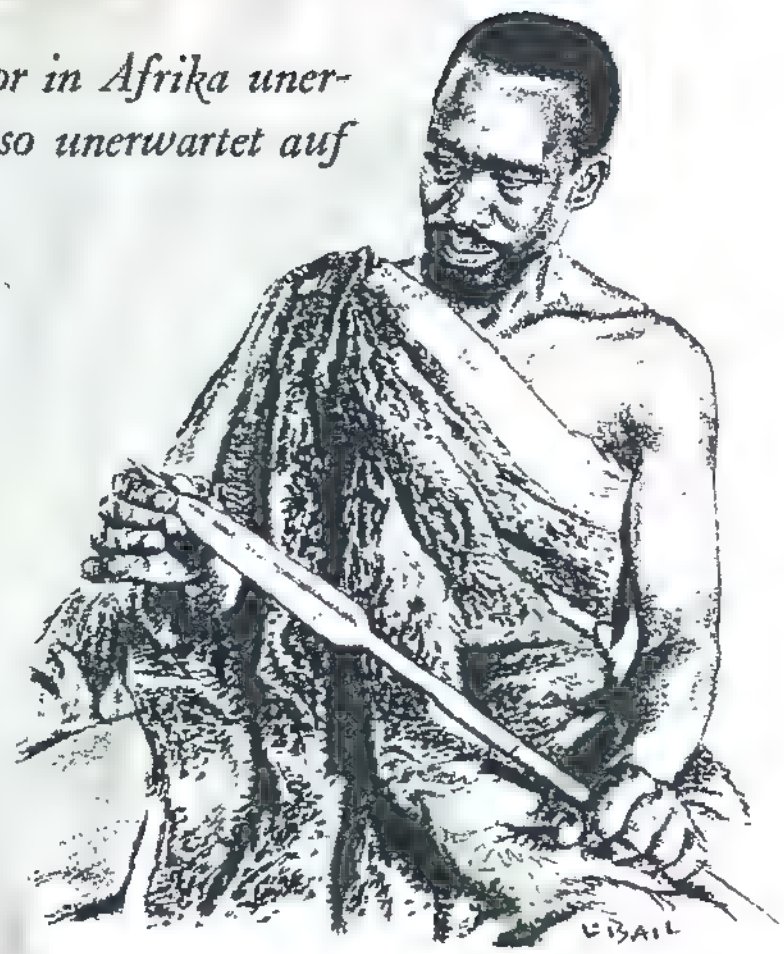
Die Pässe des Felsengebirges sind die Fenster, die sich zum Westen Amerikas öffnen. Dort sind erst gestern die kühnen Pioniere des homerischen Zeitalters Amerikas hinübergezogen. In dem ganzen Kampf um die Eroberung eines Kontinents waren es vor allem die Rocky Mountains, die die amerikanische Willenskraft auf die Probe gestellt und erwiesen haben.

Irgendwo schlägt heute der Mau-Mau-Terror in Afrika unerwartet zu, und irgendwo anders hört er ebenso unerwartet auf

„WIR LEBEN MIT DER WAFFE IN DER HAND“

Aus der Wochenschrift Life

von Robert Ruark



Jomo Kenyatta, laut Gerichtsurteil führender Mau-Mau-Terrorist

IM STAMMESGEBIET der Kikuju in der Kolonie Kenia in Ostafrika trennt sich heute kein Weißer auch nur einen Augenblick von seiner Schußwaffe. Tagsüber hat er seine Pistole im Gurt oder in der Hand oder griffbereit neben seinem Teller. Er legt sie in die Seifenschale, wenn er ein Bad nimmt, und unter sein Kissen, wenn er schlafen geht.

Dies nämlich ist Mau-Mau-Gebiet, ein Streifen hochgelegenen Farmlandes in Kenia, wo Eindringlinge nach Einbruch der Dunkelheit ohne Warnung erschossen werden und wo jeder Eingeborene, der zu irgendeiner Tages- oder Nachtzeit eine Schußwaffe oder nach Sonnenuntergang ein *panga*, ein Buschmesser, bei sich führt, ein Todeskandidat ist. Überall geht die Hilfspolizei unermüdlich Streife und kontrolliert allnächtlich die Sicherheit der Farmen.

Jeder, der zum Kikuju-Stamm gehört, steht unter Verdacht. Jeder Weiße muß damit rechnen, daß einer seiner Diener — und sei es der *head boy* mit zwanzigjähriger Dienstzeit — Mau-Mau-Mitglied ist. Vielleicht erfährt er es erst in einer finsteren Nacht, wenn der Diener seinen Mau-Mau-Genossen die Tür öffnet, damit sie ihn grausam zerstückeln. Wer einen Kikuju weiter bei sich beschäftigt, setzt sein Leben aufs Spiel. Infolgedessen haben Tausende von Kikuju, die nicht Mau-Mau-Mitglieder sind, unter der Blutschuld ihrer Stammesbrüder zu leiden. Sie werden entlassen oder in die Reservationen, die Sperrbezirke für Eingeborene, verschickt — ein Verfahren, das Erbitterung hervorruft und somit der Mau-Mau-Bewegung leicht neue Mitglieder zuführt.

Was ist Mau-Mau? Es ist im we-

sentlichen eine geheime Terrororganisation, die die übelsten Schattenseiten der Religion, der Politik und des Barbarentums miteinander verquickt. Ihr erklärtes Ziel ist die Vertreibung des weißen Mannes aus Kenia. Von einigen Ausnahmen abgesehen, sind die obersten Führer der Bewegung unbekannt geblieben, haben es aber doch fertiggebracht, die Verbitterung vieler einfacher irregeleiteter Menschen für ihre Zwecke hinterlistig zu mißbrauchen.

Der weiße Mann in Kenia, jener erste Landnehmer mit sonnenverbranntem Nacken und schwieligen Händen, der seine welligen grünen Felder dem Boden abgerungen, Dürre und Heuschrecken, den Löwen, das Nashorn und den Elefanten bekämpft hat, schlägt auf seine Pistole und lacht verächtlich über Mau-Mau, aber hinter seiner zur Schau getragenen Selbstsicherheit verbirgt sich oft der Mut der Verzweiflung. Er ist nicht gesonnen, das Land zu verlassen, das er mit soviel Mühe urbar gemacht, eingezäunt, bewässert und bepflanzt hat.

Aber die Weißen sind eine verschwindend kleine Minderheit von etwa 30 000 Menschen in einem Meer von fünf Millionen Schwarzen, von denen eine Million Kikuju sind — und jeder Kikuju kommt als Mau-Mau-Mitglied in Frage. Der europäische Siedler weiß, daß die Ereignisse in Indochina, Marokko und Südafrika Erscheinungsformen ein und derselben Zeitströmung sind und daß die gleiche Strömung auch seinen eigenen Hof zu unterspülen beginnt. Noch hat die Mau-Mau-Bewegung die anderen vier Millionen Neger in Kenia nicht erfaßt. Noch hat sie nicht auf Uganda, Tanganjika, Rhodesien oder Somaliland übergegriffen. Noch nicht ... Und so redet er sich ein, daß Mau-Mau ausgerottet werden wird, sobald Regierung und Volk die zweckmäßigste Methode dazu gefunden haben werden. Aber er hat bereits die Sicherheit verloren, um derentwillen er die besten Jahre seines Lebens im Kampf mit dem Lande drangab. Ein knappes Jahr hat genügt, um Kenia in ein Chaos zu stürzen.

Der Eingeborene in Kenia war stets in ganz besonderem Maße ein Mündel der britischen Krone. Sein Grundbesitz und seine gesetzlichen Rechte unterstehen ihrem Schutz. Die Öffentlichkeit ist infolgedessen geteilter Meinung darüber, wie das Mau-Mau-Problem zu lösen sei. Die Regierung hat die Lancashire-Füsiliere entsandt, um die Siedler zu schützen. Sie hat den Aufbau einer Kenia-Hilfspolizei, einer zahlenmäßig starken Eingeborenenwehr und eigener Kommandos zum Aufstöbern und Vernichten von Mau-Mau-Gruppen in besonders bedrohten Gebieten gestattet. Der Gesetzgebende Rat in Kenia hat ein Gesetz beschlossen, welches das Abnehmen des Mau-Mau-Eides unter Todesstrafe stellt.

Inoffiziell aber ist die Regierung recht besorgt über die Möglichkeit, daß die anderen Stämme und die

loyalen Kikuju, wenn sie in ihrem Kampf gegen Mau-Mau zu erfolgreich sind, ihrerseits einen heiligen Krieg entfesseln könnten, der die vereinzelten Terrorhandlungen von Mau-Mau weit in den Schatten stellen würde.

Viele führende Europäer in Kenia sind der stillschweigenden Überzeugung, daß eine regelrechte Kriegführung nicht das geeignete Mittel ist, der Mau-Mau-Schlange den Kopf zu zertreten. Sie haben einen Nachrichtendienst aufgezogen, der Auskünfte zusammenträgt, um die Rädelsführer zur Strecke zu bringen, insbesondere diejenigen, die den Mau-Mau-Eid abnehmen. Nachdem im vorigen Herbst eine scheußliche Folge blutiger Mordtaten das flache Land in Aufruhr versetzt hatte, machten sich besondere, aus Polizei, Leuten vom Nachrichtendienst und weißen Berufsjägern bestehende Kommandos auf, um in den Bergen bekannte Mau-Mau-Mitglieder aufzuspüren; sie hatten beträchtlichen Erfolg.

Manchmal wirkt die Entdeckung eines Mau-Mau-Mitgliedes unter den engsten Mitarbeitern eines Weißen wie bitterer Hohn. Andrew Holmberg, einer der Jäger meiner Jagdkarawane, ist jetzt seinen besten Gewehrträger los, einen Mann, den er seit achtzehn Jahren kennt. Njuguna, ein erstklassiger Schütze und ausgezeichneter Fährtenfinder, wurde als Mau-Mau-Mitglied und dazu noch als Vereidiger neuer Mitglieder entlarvt. Ein anderer Jäger stellte fest, daß sein Lastwagenfahrer die Mitgliedsnummer 27 auf der Mau-Mau-Führerliste hatte und gleichzeitig Hauptanwerber für den Nanjuki-Bezirk war. Die Hollywood-Firma Metro-Goldwyn-Mayer entdeckte, daß eine Anzahl ihrer für den Film *Mogambo* eingestellten Lastwagenfahrer Mau-Mau-Mitglieder waren. Nach einer Razzia bei der Wagenkolonne der Filmgesellschaft mußten mehrere schwere Lastwagen hilf- und fahrerlos am Straßenrand zurückgelassen werden.

Wir mußten aus einem höchst einfachen Grund alle Kikuju außer einem aus unserer Jagdkarawane entlassen. Meine Jäger sind Harry Selby aus Nanjuki und Andrew Holmberg. Da sich beide tatkräftig an gegen Mau-Mau gerichteten Unternehmungen beteiligt haben, stehen sie auf der Vernichtungsliste von Mau-Mau an oberster Stelle. In Nairobi wurde dem Bestimmungsort und Abmarschzeitpunkt unserer Jagdkarawane von seiten der Kikuju ein auffälliges Interesse entgegengebracht. Alle diesem Stamm angehörenden Taxifahrer, Kellner und so weiter waren um unser Wohlergehen besorgt, als ob ihr Leben davon abhinge. (Einem meiner Zimmerdiener im Hotel wurde am Abend nach unserem Abmarsch der Kopf abgehackt, vielleicht, weil er nicht „gespurt“ hatte.)

Die Ermordung von Weißen wird meist mit Hilfe von Negern eingefädelt, die zum Haushalt gehören, im allgemeinen von einem Diener, der das Vertrauen der Familie genießt.

Viele dieser Morde waren sinnlos, da die Opfer im allgemeinen Menschen gewesen sind, deren wohlwollende Behandlung ihrer eigenen und anderer Neger seit langem anerkannt war. Jock Meiklejohn wurde mit Buschmessern zu Tode gehackt; seine Frau, blutüberströmt und bewußtlos, wurde für tot gehalten und liegen gelassen. Ihr Heim glich einem Schlachthaus. Das Verbrechen wurde von Dienern vorbereitet, die jetzt wegen Mordes vor Gericht stehen.

In ähnlicher Weise wurden Richard Bingley und C. H. Ferguson, zwei gutmütige Farmer, in der Neujahrsnacht aus keinem anderen Grunde zu Tode gehackt, als daß sich gerade Gelegenheit dazu bot.

Aber oft mißlingen Mau-Mau-Pläne auch und bringen den Tätern Verderben. Zwei gute Bekannte von mir, Kitty Hesselberger, eine Deutsche, und Dorothy Raynes-Simson, wohnen in einer auf einer Anhöhe gelegenen Farm bei Naro-Muro. Eines Abends saßen Dorothy, die groß und schlank ist, und Kitty, die klein, blond und resolut ist, in ihrem großen Wohnzimmer. Auf dem Rasen vor dem Haus leuchtete eine helle Laterne kilometerweit von der Anhöhe ins Land. Solange sie brannte, wußten die Streifen der Hilfspolizei, daß bei Dorothy und Kitty alles in Ordnung war.

Es war gegen neun Uhr, als Kitty aus ihrem Sessel aufstand, um an dem drei Schritte entfernten Tisch eine Nuß zu knacken. Zwei große Boxerhunde streckten sich auf dem Fußboden; ein Cockerspaniel schlief in einer Ecke. In dem Augenblick kam ein Hausdiener mit heißem Wasser herein, oder vielmehr, wie Dorothy später sagte, er stahl sich geradezu herein. Dorothy hatte ihre Pistole bei sich, Kittys Pistole lag auf dem Stuhl. Kitty blickte von ihren Nüssen auf— und einem schwarzen Riesen ins Gesicht, der ein *simi*, ein messerscharfes Kurzschwert, in der Hand hatte. Ein gleichfalls bewaffneter Mann stand hinter ihm.

Dieser zweite Mann stürzte sich auf Kitty und holte schon mit seinem zweischneidigen

Kurzschwert aus, als einer der Boxerhunde aufsprang und sich in den erhobenen Arm des Negers verbiß. In der Verwirrung, die dabei entstand, gelang es Dorothy, ihre Waffe hochzureißen und den Riesen an der Schwelle zusammenzuschießen. Dann drückte sie gegen den mit Kitty und dem Hund ringenden Mann ab, doch die Pistole versagte. Der nächste Schuß ging los und verwundete den Mann; der übernächste tötete unglücklicherweise den Hund. Der Verwundete floh, und sie schoß hinter ihm her.

Kitty langte ihre Pistole, und die beiden tapferen Frauen liefen hinaus in die Dunkelheit, wo sie über den Mann mit dem Kurzschwert stolperten, der tot zwischen den Blumen auf dem grünen Rasen lag. Sie luden wieder und gingen ins Haus zurück. In der dunklen Diele tauchten die Umrisse einer Gestalt auf, und Kitty streckte sie mit einem Schuß nieder. Es war der Koch. Einer der Hausdiener floh in die Nacht hinaus. Der andere, der die Männer von draußen hereingeführt hatte, rannte ins Badezimmer und schloß sich ein. Kitty und Dorothy durchlöcherten die Tür mit Schüssen und verwundeten ihn. Er sprang durchs Fenster. Später wurde er gefangengenommen.

Die beiden Frauen luden von neuem, und jetzt erinnerten sie sich an ihr Notsignal — das Auslöschen der Laterne. Kitty schoß sie aus. Innerhalb einer Stunde war Hilfe da. Einige Wochen später, als ich Kitty aus dem Sessel aufstehen sah, bemerkte ich, daß sie ihre Waffe an der Hüfte trug.

Dieser Überfall war ausschließlich vom Personal geplant worden. Der Koch und die beiden Hausdiener hatten sogar ihre Schuhe schon vor der Haustür sauber in Reih und Glied zur eiligen Flucht bereitgestellt. Für gewöhnlich steigt ein Kikuju einfach irgendwo aus seinen Schuhen heraus und läßt sie dort stehen.

Die beiden jungen Frauen wohnen immer noch allein auf ihrem hohen Hügel. Wahrscheinlich werden sie nicht wieder belästigt werden; aber sollte es doch der Fall sein, so werden sie bestimmt nicht weglaufen. Sie haben nicht die Absicht, ihr Land zu verlassen.

Die feierliche Aufnahme in die Gemeinschaft der Mau-Mau ist reiner Hexenzauber. Zwei gekrümmte Äste bilden einen hohen Bogen, der mit Bananenblättern überdeckt und mit zwei Schafsaugen verziert ist, die mit Dornen daran befestigt sind. Das neue Mitglied kriecht von einer Seite hinein und schwört einen Eid, der etwa wie folgt lautet:

„So mir befohlen wird, den Kopf eines Europäers zu bringen, werde ich es tun, oder dieser Eid soll mich töten ...

So Mau-Mau mich mitten in der Nacht aufruft und ich bin nackt, werde ich nackt losgehen, oder dieser Eid soll mich töten.

Jederzeit werde ich sagen, daß all dies Land den Kikuju gehört, oder dieser Eid soll mich töten.

Ich werde meine Kinder nicht auf

Staatsschulen schicken, oder dieser Eid soll mich töten ..."

Die Macht, die dieser Eid über die abergläubischen Menschen hat, ist fast unbegreiflich. Wird bei dem Versuch, irgendwelche Rädelsführer ausfindig zu machen, auf Mitglieder Druck ausgeübt, so gibt es viele, die lieber sterben, als daß sie Aussagen machen.

Ich bin überzeugt, daß Jomo Kenyatta*), der führende Mau-Mau-Prophet, der mit fünf Genossen vom Gericht verurteilt worden ist, keineswegs auf eigene Kappe gehandelt hat. Der hochintelligente Mann hat sich seine Bildung im Ausland angeeignet, ist auch einige Zeit in Moskau gewesen und hat eine Weiße zur Frau.

Ich besitze die Abschrift eines Schreibens, in dem die berüchtigten Weihnachtsmorde versprochen wurden und das Mau-Mau als den „Afrikaner-Kommunistenverband" bezeichnet. In der Übersetzung eines indischen Sekretärs lautet es etwa so:

„Weihnachtsgrüße aus Kenia an die afrikanisch-kommunistische Verein. Von Afrikaner-Regierung Wahrheit.

Wir erreichen jetzt Zeit für eigene Selbstregierung, denn als Europäer nicht waren in diesem Land, wir hielten Ziegen, Kühe und Gartens ... Wir sein sehr böse auf Europäer wegen geben den Afrikanern viel Störung und zielen auf uns mit Waffen; vergeßt nicht, wir sein Menschen. Europäer sein Fremde in dies Land; dies ist Afrikanern ihr Land ... Wir wünschen ein Dutzend Köpfe zum Weihnacht dieses Monat. Wir sein die Afrikaner-Kommunistenverband."

Zu Neujahr hatten sie elf Köpi zusammen. Vierundzwanzig Stunden später hatten sie mit Ferguson und Bingley ihr Soll übererfüllt. Die meisten Morde — es sind jetzt schon Hunderte — sind von Kikuju an Kikuju begangen worden — zwecks Werbung von Mitgliedern. Fast täglich werden Leichen entdeckt, denen gewöhnlich die Köpfe fehlen.

Man kann ruhig behaupten, daß Mau-Mau den weißen Mann nicht aus Afrika vertreiben wird, es sei denn, daß diese Bewegung auf andere Stämme übergreift, mit dem Rassenkampf im Süden verschmilzt und sich weit nach Norden ausbreitet. In Kenia werden die Siedler den Kampf fortsetzen; sie sind überzeugt, daß das Land ihnen gehört, daß sie es durch mühevolle Arbeit erkauft haben. Den Ausgang kann niemand vorhersagen. Die Eingeborenen haben ein Wort dafür: „*shauri a Mungu*" — es steht nunmehr in Gottes Hand.

*) Am 8. April 1953 wurden Jomo Kenyatta und seine fünf Genossen für schuldig befunden und zu Höchststrafen verurteilt. Jeder wurde wegen Leitung und Beihilfe zur Leitung von Mau-Mau und wegen Mitgliedschaft in dem verbotenen Geheimbund mit sieben Jahren Zwangsarbeit bestraft.

Erweitern Sie Ihren Wortschatz

Von Peter Dülberg

unter Mitwirkung von Dr. Oskar Jancke

„Die Vernachlässigung des Anzuges Geringschätzung der Gesellschaft, in die man tritt, verrät, so bezeugt flüchtiger, nachlässiger, schlechter Stil eine beleidigende Geringschätzung des Lesers."

Diese Bemerkung Schopenhauers gilt auch für das gesprochene Wort; Sorgfalt in der Wahl des Ausdrucks setzt aber voraus, daß wir unsere Sprache nicht nur grammatisch beherrschen — auch Umfang und Qualität unseres Wortschatzes sind dabei wichtig. Vielleicht können Sie den Ihrigen mit Hilfe der folgenden Kollektion noch bereichern; aber vergessen Sie bitte nicht, daß von den vier Angaben zu jedem Wort nur *eine* die richtige ist! Auf der nächsten Seite können Sie hinterher feststellen, ob Sie gut gewählt haben.

(1) Latent — A: *verborgen.* B: *genau.* C: *beharrlich.* D: *verzögernd.*

(2) Zikade — A: *Singvogelart.* B: *geflügeltes Kerbtier.* C: *gezuckerte Fruchtschale.* D: *Rosinenart.*

(3) Granulieren — A: *auslaugen.* B: *zu Staub zermahlen.* C: *zu Körnern zerkleinern.* D: *mischen, untermengen.*

(4) Efendi — A: *Mekkapilger.* B: *türkisches Adelsgeschlecht.* C: *arabischer Häuptling.* D: *türkischer Höflichkeitstitel.*

(5) Arianisch — A: *soviel wie persisch.* B: *soviel wie indo-europäisch.* C: *nach Art einer Gesangspartie.* D: *zur Ketzerlehre des Arius gehörend.*

(6) Guttapercha — A: *blasenziehendes Heilpflaster.* B: *geschmeidige Heilsalbe.* C: *isolierendes Harz.* D: *schleierartiges Gewebe.*

(7) Vage — A: *irreführend.* B: *äußerst fein.* C: *ungenau.* D: *sinnbildlich.*

(8) Doyen — A: *Staatsoberhaupt im alten Venedig.* B: *Wortführer der diplomatischen Vertreter.* C: *Schreiber; Schriftführer.* D: *Sonderbeauftragter.*

(9) Somatisch — A: *das Seelische betreffend.* B: *das Körperliche betreffend.* C: *bezeichnend.* B: *zeichenhaft.*

(10) Auskultieren — A: *abhorchen, zuhören.* B: *ausfragen.* C: *ausscheiden.* D: *unterrichten, mitteilen.*

(11) Trousseau — A: *fürstliche Privatkasse.* B: *Aussteuer.* C: *Stiftung.* D: *Erbschaft.*

(12) Abstrus — A: *unvermittelt.* B: *ungegenständlich.* C: *verworren.* D: *ketzerisch.*

(13) Stornieren — A: *umwandeln.* B: *vertagen.* C: *annehmen.* D: *rückgängig machen.*

(14) Danaergeschenk — A: *trügerisches Luftbild.* B: *überreiche Gabe.* C: *armselige Spende.* D: *Geschenk, das dem Empfänger Unheil bringt.*

(15) Ambivalent — A: *zweideutig.* B: *umherziehend.* C: *zweiwertig.* D: *unerheblich.*

(16) Moräne — A: *aalähnlicher Fisch.* B: *Geröllmasse eines Gletschers.* C: *Sumpf.* D: *Wüste.*

(17) Fritten — A: *durch Spänung formen.* B: *Glasmasse herstellen.* C: *durchseihen.* D: *gefrieren lassen.*

(18) A la longue — A: *an der Leine.* B: *auf der Zunge.* C: *auf die Dauer.* D: *der Länge nach.*

(19) Virtuell — A: *meisterhaft.* B: *männlich-kräftig.* C: *aufs Sehen oder Sichtbare bezüglich.* D: *der Kraft nach vorhanden, wirkungsfähig.*

(20) Almanach — A: *Kalenderbuch.* B: *Gebetbuch.* C: *Abc-Buch.* D: *Tagebuch.*

Antworten zu

»ERWEITERN SIE IHREN WORTSCHATZ«

(1) LATENT: A. Vom lateinischen *latens* ‚verborgen, heimlich'. Eine latente Fähigkeit ist gebunden, noch nicht frei tätig. Das Latenzstadium einer Krankheit ist das zwischen Ansteckung und Ausbruch.

(2) DIE ZIKADE: B. Lateinisch *cicada* ‚Baumgrille'. Deutsch auch ‚Zirpe' genannt. Insektengruppe, deren Männchen bei manchen Arten lautes Schrillen erzeugen können; in Ostasien hält man sie in kleinen Käfigen.

(3) GRANULIEREN: C. Vom französischen *granuler* ‚körnen', aus dem lateinischen *granum* ‚Korn, Kern'. Die Granulation: Verzierung von Schmuck durch Gold- oder Silberkügelchen; auch soviel wie (Haut-)Körnung.

(4) DER EFENDI: D. Auch ‚Effendi' geschrieben. Türkischer Titel, den man Beamten und „Gebildeten" gibt. Aus dem griechischen *authéntēs* ‚Urheber, Herr'. Als Anrede *Efendim* ‚mein Herr'.

(5) ARIANISCH: D. Nach dem Vorsteher der Christengemeinde von Alexandria *Arius* (†336), der die Wesensgleichheit Christi mit Gott dem Vater verneinte. Seine als Ketzerei verworfene Lehre hielt sich bei germanischen Stämmen bis ins 7. Jahrhundert.

(6) DIE oder DAS GUTTAPERCHA: C. Malaiisch *getáh pertjá* ‚Gummisaft einer Baumart Sumatras (*pertjá*)'. Der eingetrocknete Saft dient zur Isolierung von Kabeln und (im sog. Guttaperchapapier) feuchten Umschlägen.

(7) VAG(E) (‚v' spr. ‚w'): C. Französisch *vague*, vom lateinischen *vagus* ‚unstet, unbestimmt'. „Aus so vagen Andeutungen läßt sich alles mögliche herauslesen."

(8) DER DOYEN (spr. duajäng, nasal): B. Mehrzahl auf -s. Französisch ‚Ältester einer Gesellschaft': der Gesandte, der am längsten bei einer Regierung beglaubigt und daher der Wortführer des diplomatischen Korps ist.

(9) SOMATISCH: B. Vom griechischen *sōma* ‚Leib'. Meist im Gegensatz zu „psychisch" (A) gebraucht. „Somatische und psychische Vorgänge stehen oft in Wechselbeziehung zueinander."

(10) AUSKULTIEREN: A. Lateinisch *auscultare* ‚horchen, zuhören'. Das Abhorchen (die Auskultation) und Beurteilen der Schallerscheinungen der inneren Organe, vor allem von Herz und Lunge, gehört zum Abc ärztlicher Kunst.

(11) DER TROUSSEAU (spr. trussóh): B. Französisch ‚Bündel; Instrumententasche'. Auch soviel wie Schlüsselbund. „Der Vollständigkeit des Trousseaus galt früher der ganze Ehrgeiz der Brautmutter."

(12) ABSTRUS: C. Lateinisch *abstrusus* ‚versteckt', daher soviel wie schwer- oder unbegreiflich, unklar. „Seinen abstrusen Gedankengängen war kaum zu folgen."

(13) STORNIEREN: D. Italienisch *stornare* ‚ablenken; rückgängig machen'. Im Handel: (einen Auftrag) zurückziehen; (eine Buchung) berichtigen. Hauptwort: der Storno ‚Berichtigung durch Gegenbuchung, Löschung'.

(14) DAS DANAERGESCHENK: D. Vom lateinischen *danaus* ‚griechisch, Grieche'. Der Sage nach stellten die Griechen den Trojanern ein Riesenholzpferd als Geschenk vor ihre belagerte Stadt; die darin versteckten Krieger führten dann das Ende Trojas herbei.

(15) AMBIVALENT (‚v' spr. ‚w'): C. Aus lateinisch *amb-* ‚beide' und *valens* ‚stark seiend, geltend'. Hauptwort: die Ambivalenz (Doppelwertigkeit): in der Psychologie das gleichzeitige Bestehen entgegengesetzter Gefühlswerte, z. B. die sogenannte Haßliebe.

(16) DIE MORÄNE: B. Französisch *moraine*, wohl vom provenzalischen *mourreno*. Schuttwall, den Gletscher vor und neben sich herschieben und beim Zurückgehen liegenlassen. „Aus der Eiszeit haben sich bei uns viele ‚Endmoränen' als Hügelwälle erhalten."

(17) FRITTEN: B. Englisch *to frit*, aus dem italienischen *fritta* ‚gebackene (Masse)'. Eine pulverförmige Mischung (Fritte) bis zur Erweichung und zum Zusammenhaften der Teilchen erhitzen. Frittenporzellan ist stark durchscheinend und springt leicht beim Erhitzen.

(18) A LA LONGUE (spr. allalóngg, ‚ong' nasal): C. Französisch ‚auf die Länge'. „Seine Witzeleien waren à la longue unerträglich."

(19) VIRTUELL (‚v' spr. ‚w'): D. Französisch *virtuel*, vom lateinischen *virtus* ‚Tugend, Eigenschaft'. Was auf Grund der Gegebenheiten als möglich gelten muß; auch soviel wie ‚scheinbar', z. B. in der Optik: virtuelles Bild.

(20) DER ALMANACH: A. Durch das Arabische aus spätgriechisch *almenichiaká*: so hieß ein astrologischer Traktat. Seit dem 18. Jahrhundert soviel wie Kalenderbüchlein mit dichterischen Beigaben.

 Bewertung: 18—20 richtig: Ausgezeichnet. 15—17 richtig: Sehr gut. 12—14 richtig: Gut.

Der Urlaub des Kriminalkommissars

Von Octavus Roy Cohen

David Robinson wandte sich ratsuchend an mich. Man hatte ihm gesagt, ich wüßte vermutlich, was es in dem noch kaum besiedelten Gebiet, in dem ich lebte, alles zu fischen und zu jagen gab. Robinson war beinahe ein Meter achtzig groß und breit gebaut. Aus seiner Karte ging hervor, daß er Kriminalkommissar in Los Angeles war. Ich mochte ihn vom ersten Augenblick an gern.

Er hatte die weite Reise gemacht, weil er von dem großen Wild- und Fischbestand in unserer Gegend gehört hatte. „Mit meinem Jahresurlaub und den mir noch zustehenden dienstfreien Tagen komme ich auf beinahe einen Monat Ferien", teilte er mir mit. „Und die will ich richtig genießen."

Er hatte in dem einzigen kleinen Gasthaus im Ort kein Zimmer mehr bekommen, darum fragte er mich, ob ich nicht eine Privatunterkunft für ihn wüßte. Außerdem wollte er sich einen Jagdführer mieten, der einen guten Hühnerhund besaß. Ich schlug ihm vor, mit mir zu Esau Hepburn zu fahren.

Hepburn war Farmer und Jäger und kannte jeden Fußbreit des Landes. Er hatte ein gemütliches Heim, eine Frau und zwei Kinder, John und Mattie, und eine ganze Menge Jagdhunde. Da Hepburn zu dieser Zeit des Jahres mit der Farm nicht viel Arbeit hatte, willigte er ein, Robinson als Feriengast aufzunehmen und ihn auf der Jagd zu begleiten.

Doris Hepburn war beträchtlich jünger als ihr Mann und ihm offensichtlich sehr zugetan. Sie war schlank, blond und hübsch und ohne Zweifel sehr tüchtig. Nach einem ausgiebigen Mahl fuhr ich mit David Robinson zurück zur Stadt, um sein Gepäck zu holen.

„Frau Hepburn sieht so jung aus, daß sie kaum die Mutter der beiden Kinder sein kann", meinte er unterwegs.

„Sie ist es auch nicht", erklärte ich. „Esau Hepburns erste Frau ist vor mehreren Jahren gestorben. Er hat Doris auf einer Reise kennengelernt und sich in sie verliebt. Zuerst dachten wir alle, sie wäre nicht die richtige Frau für ihn, aber es gibt kein glücklicheres Paar als die beiden."

In meinem Anwaltsbüro wartete ein Klient auf mich, und deshalb bat ich einen Freund, Robinson mit seinem Gepäck zu den Hepburns zurückzubringen. Robinson bedankte sich überschwenglich bei mir und sagte: „Ich bin froh, daß Sie nicht erwähnt haben, daß ich Kriminalkommissar bin. Sagen Sie es bitte niemandem. Wenn friedliche Leute hören, daß man von der Kriminalpolizei ist, dann glauben sie immer, man sei eine andere Sorte Mensch. Und das bin ich nicht."

Einige Tage später traf ich Robinson und Hepburn zufällig im Dorfladen, wo sie ihre Jagdvorräte ergänzten. Sie verstanden sich offensichtlich glänzend. Hepburn lud mich ein, am nächsten Abend zum Essen zu kommen. Ich ließ mich nicht lange drängen, denn ich wußte, was für eine ausgezeichnete Köchin Doris war.

Es wurde ein reizender Abend. Doris spielte ein paar einfache Weisen auf einem altmodischen Harmonium, und Esau Hepburn holte seine Gitarre hervor. Doch ertappte ich Robinson mehrmals dabei, wie er mit forschendem Blick unverwandt zu Doris hinübersah.

Am Dienstag darauf kam Hepburn zu mir ins Büro. Er machte einen bedrückten Eindruck. „Herr Robinson ist krank", sagte er. „Der Arzt hält es für Lungenentzündung."

Ich fuhr mit zu den Hepburns hinaus. Wäre Esau Hepburn selbst der Patient gewesen, so hätte der Haushalt seinen Bedürfnissen nicht umsichtiger angepaßt werden können. Hepburn hatte neben Robinsons Bett eine Klingel angebracht, deren Leitung in die Küche führte. Die Kinder waren im Wohnzimmer und spielten ganz leise, um den Fremden, den sie zutraulich „Onkel David" nannten, nur ja nicht zu stören.

Doktor Simpson behandelte Robinson, und Doris selbst hatte seine

Pflege übernommen. An der Art, wie sie im Krankenzimmer waltete, merkte man, daß sie einmal Schwester gewesen sein mußte. Hepburn erzählte mir, Robinson habe durchaus ins nächste Krankenhaus gewollt, aber Doris sei dagegen gewesen. „Sie sind dort knapp an Schwestern. Er braucht aber ständige Pflege, und die findet er bei Doris."

Obwohl Robinson sehr schwer krank gewesen war, erholte er sich rasch. Zu seinem Ferienmonat wurde ihm nun noch ein zusätzlicher Erholungsurlaub bewilligt.

In der Zeit seiner Genesung fiel mir eine irgendwie gespannte Atmosphäre im Hause Hepburn auf. Ich machte mir Sorgen deswegen, wenn ich auch den Grund nicht kannte. Als Robinson sich so weit erholt hatte, daß er ein wenig spazierengehen konnte, bat er mich um eine Unterredung. Wir gingen zu einer Bank am Brunnen in der Nähe der Farm und setzten uns.

„Was ich Ihnen zu sagen habe, bleibt bitte unter uns", begann Robinson. „Doris Hepburn wird unter ihrem Mädchennamen steckbrieflich gesucht. Als ich ihr das erste Mal gegenüberstand, war mir gleich, als ob ich ihr Bild schon im Polizeipräsidium gesehen hätte. Aber als ich krank war und sie mich pflegte, wurde ich meiner Sache völlig sicher, denn das Mädchen, das die Polizei seit mehreren Jahren sucht, ist Krankenschwester gewesen. Und die Personalbeschreibung trifft ebenfalls zu."

„Was hat sie denn getan?" fragte ich.

„Eines Abends wurden zwei junge Burschen bei einem Raubüberfall gefaßt, und sie saß im Auto der beiden. Vielleicht diente sie ihnen als Wachposten, vielleicht auch nicht. Jedenfalls ist es meine Pflicht, sie der Polizei in Los Angeles zu übergeben. Aber es ist kein leichter Entschluß für mich — schließlich war sie es ja, die mich gesundgepflegt hat."

Ich konnte mir vorstellen, welcher Kampf sich in seinem Innern abspielte. Ich dachte an Esau Hepburn und die beiden Kinder und an das Heim voller Wärme und Glück, das Doris ihnen geschaffen hatte.

„Weiß Doris, daß Sie sie erkannt haben?"

„Wir haben nicht darüber gesprochen, aber ich bin sicher, daß sie es weiß."

„Wie Sie selbst sagten, lautet der Steckbrief nicht auf ihren jetzigen Namen. Vielleicht irren Sie sich doch", wandte ich ein.

„Nein, wenn ein geschulter Kriminalist eine Fotografie sieht, behält er sie ein für allemal im Gedächtnis. Es ist, wie wenn man etwas in einem Schubfach verwahrt, um es jederzeit zur Hand zu haben."

„Nach ihrer Schilderung hat Doris an dem Raubüberfall nicht aktiv teilgenommen", erwiderte ich. „Und seitdem hat sie sich so gewandelt, wie jede Besserungsanstalt es nur wünschen kann. Es ist schon Strafe genug für sie, zu wissen, daß Sie sie verdächtigen, zu wissen, daß Sie sie der

Polizei ausliefern und das Glück dieser Familie zerstören könnten."

„Denken Sie, ich hätte mir das alles nicht schon selbst hundertmal überlegt?" rief er ärgerlich aus. „Glauben Sie vielleicht, es macht mir Spaß, Doris und Esau Hepburn und die Kinder unglücklich zu machen?"

Sein Ärger schwand so schnell, wie er gekommen war, und an seine Stelle traten wieder Verzweiflung und Ratlosigkeit.

„Sie sind nicht im Dienst", warf ich ein. „Sie haben Urlaub."

„Ein Kriminalbeamter ist immer im Dienst, vierundzwanzig Stunden am Tag. Nichts kann ihn von seiner Pflicht entbinden."

Ich beschloß, mich nicht weiter einzumischen. Dies war Robinsons Angelegenheit. Die Entscheidung mußte ihm selbst überlassen bleiben. So ließ ich ihn allein und fuhr nach Hause.

Die Tage verstrichen langsam und bedrückend, und ich hoffte stets, Robinson werde einsehen, daß weiß nicht immer weiß und schwarz nicht immer schwarz ist. Die Zeit verging, und er konnte seine Entscheidung nicht ewig hinausschieben.

Dann brach ein Samstagmorgen an, dessen Düsterkeit ein nahendes Unwetter ankündigte. Hepburn rief mich an und bat mich, am Nachmittag zu ihnen hinauszukommen — sie hätten etwas Wichtiges mit mir zu besprechen.

Ich erreichte die Hepburnsche Farm kurz nach vier Uhr. Inzwischen war ein heftiger Sturm aufgekommen. Robinson, Hepburn und seine Frau führten mich ins Wohnzimmer. John und Mattie waren hinauf ins Kinderzimmer geschickt worden. Da brach plötzlich der Regen los — eine wahre Sintflut prasselte aufs Dach und an die Fenster.

„Ich möchte, daß Sie zugegen sind", begann Hepburn. „Herr Robinson sagte mir, daß er mit Ihnen über die Angelegenheit bereits gesprochen hat." Ich nickte.

„Bevor Doris mich geheiratet hat, erzählte sie mir, was damals in Los Angeles geschehen ist", fuhr Hepburn fort. „Gestern abend nun teilte uns Herr Robinson mit, welchen Beruf er ausübt. Weder Doris noch ich haben versucht, seine Entscheidung zu beeinflussen. Wenn er Doris nach Los Angeles zurückbringen will, werde ich mit ihr gehen und die Kinder zu Nachbarn in Pflege geben. Ich wollte Sie wissen lassen, daß wir für Herrn Robinsons Lage volles Verständnis haben. Er muß tun, was er für richtig hält."

Ein abgebrochener Ast wurde vom Sturm ergriffen und gegen das Haus geschleudert. Keiner von uns rührte sich, niemand sprach ein Wort. Doris blickte zu Boden, alle Farbe war aus ihren Wangen gewichen, ihre Haltung und ihr Gesicht drückten tiefste Niedergeschlagenheit aus. Robinson starrte auf seine Hände. Auch er machte einen unglücklichen Eindruck.

Plötzlich tat es einen furchtbaren, donnerähnlichen Schlag. Eine große

Fichte neben dem Haus war im Sturz auf das Dach niedergeschmettert. Gerade über dem Kinderzimmer splitterte das Gebälk unter dem geborstenen Stamm. Wir stürzten alle zum Treppenhaus.

John und Mattie kamen uns angsterfüllt, doch unverletzt entgegengerannt. Am Fuß der Treppe blieben sie einen Augenblick unschlüssig stehen und eilten dann beide auf David Robinson zu. John schlang seine Arme um Robinsons Beine, und Mattie klammerte sich an seine Hand. Sie weinte, während John sich mannhaft bemühte, seine Tränen zu unterdrücken. Robinson nahm die Kleine auf den Arm.

„Hier bist du ganz sicher", sagte er begütigend. „Es ist alles wieder gut."

„Ich habe solche Angst gehabt, Onkel David", wimmerte Mattie.

„Aber jetzt hast du keine Angst mehr, nicht wahr?" fragte Robinson.

„Nein", antwortete der Junge. „Du paßt schon auf, daß uns nichts passiert; das tust du doch, Onkel David?"

„Aber ja", erwiderte der Mann, „das tue ich." David Robinson richtete sich auf. Mit einem Blick, der klar und lauter war wie sein Gewissen, sah er Hepburn an.

Da wußte ich, daß die Entscheidung gefallen war.

Hepburn und Doris waren ganz still. Die Dankbarkeit, die sie empfanden, ließ sich nicht in Worte fassen. Draußen wütete noch der Sturm, doch schien er bereits nachzulassen. Und drinnen im Hause war die Furcht geschwunden. Die Prüfung war vorüber.

Am liebsten hätte ich applaudiert: ein prächtiger Mensch hatte das getan, was er für richtig hielt.

Ungeahnter Erfolg

In den Vereinigten Staaten gibt es bekanntlich viele Freilichtkinos, große Parkplätze, auf denen man sich den Film vom Wagen aus ansehen kann — natürlich erst nach Einbruch der Dunkelheit. In einem solchen Freilichtkino wurde plötzlich die Vorstellung unterbrochen, und eine Stimme sprach durch den Lautsprecher zu den Besuchern. „Hier spricht der Geschäftsführer", sagte die Stimme. „Ich bitte um Entschuldigung, daß ich die Vorstellung unterbrechen muß. Hier am Eingang ist ein Herr, der behauptet, er wisse genau, daß seine Frau mit einem anderen Mann im Theater ist. Er besteht darauf, von Wagen zu Wagen zu gehen, bis er sie gefunden hat. Ich lasse daher jetzt für eine Minute die Leinwand dunkel und bitte die Dame, falls sie tatsächlich hier sein sollte, das Theater sofort zu verlassen. Ich möchte jeden Streit vermeiden."

Das Ganze war nur ein Spaß. Der Geschäftsführer hatte deshalb auch zwei Wagen bereitgestellt, die während der Verdunkelung davonbrausen sollten — damit seine Besucher etwas zu lachen hätten. Zu seiner Verblüffung fuhren aber vier Wagen weg. T. M. T.

Feuertaufe

Aus
New York World-Telegram und The Sun
von Kriegsberichter Jim G. Lucas

Der „Roy" dieser Geschichte steht für viele junge Männer, die in Korea ihre Feuertaufe empfingen. Ich habe Burschen seiner Art während und nach der Bewährungsprobe erlebt. Ich könnte mir denken, daß sie sich bloßgestellt fühlen, wenn ich ihre wahren Namen nennen würde. Außerdem kommt es hier ja nicht auf Namen an. „Roy" ist jeder Soldat, der nachts zum ersten Mal auf den Feind stößt. J. G. L.

Roy wusste, diese Nacht würde sich in seinem Leben nicht wiederholen — selbst wenn er tausend Jahre alt würde. „Hauptsache", so redete er sich immer wieder ein, „die anderen merken nicht, daß ich der einzige bin, der Angst hat." Er trat von einem Bein aufs andere und lehnte sich gegen die Grabenwand. Zu gerne hätte er gewußt, was die anderen von ihm dachten, was sie über ihn sagten. Vielleicht — bei dem Gedanken schon lief's ihm eiskalt über den Rücken — fürchteten sie, daß er eine Gefahr für sie sei. Vielleicht flüsterten sie einander zu: „Der Kleine hat die Hosen voll. Er wird durchdrehen und uns alle ins Verderben reißen."

Jemand klopfte Roy auf die Schulter. Er fuhr zusammen. Gleich danach aber schämte er sich darüber.

„Wie ist dir zumute, Kleiner?" fragte der Sergeant. Roy konnte es nicht leiden, daß er „Kleiner" zu ihm sagte. Pete redete er auch nicht so an. Er rief ihn einfach „Black!" — wie sich's unter Männern gehört.

„Alles in Ordnung?" fragte der Sergeant noch einmal. Jetzt erst merkte Roy, daß er keine Antwort gegeben hatte. Das war dumm. Ein richtiger Mann sollte in Form sein, wenn er auf Stoßtrupp geht.

„Klar", sagte Roy.

„Hast du alles behalten?" Roy kapierte sofort, daß er die Instruktionen für das Unternehmen meinte.

„Kleinigkeit", antwortete er mit gespielter Selbstsicherheit.

Der Sergeant sah ihn an. „Das erste Mal haben alle Angst, Kleiner", sagte er auf einmal. Roy war ertappt. Der Sergeant hatte seine Angst längst bemerkt und wollte ihm nun Mut machen! „Willst du was essen?" fragte er ihn.

„Gern", sagte Roy, „ich habe

einen Mordshunger." Das war natürlich gelogen. Er setzte sich aber auf seinen Helm und kaute ein paar Minuten an irgend etwas Eßbarem herum. Er brachte kaum einen Bissen hinunter.

„Auf geht's!" sagte der Sergeant unvermittelt. Für Roy war dieser Befehl die Erlösung. Er überlegte sich, ob er beten sollte. Plötzlich war er schon mitten drin. „Gott", sagte er, „hilf mir, daß ich mich wie ein anständiger Kerl benehme!"

In Reihe gingen sie ins Tal hinab, dem Niemandsland entgegen. Es war dunkel. Bis dahin fand Roy alles recht harmlos. Soweit kannte er die Aufgabe genau. Er hatte schon einmal mit in einem Hinterhalt gelegen — ohne daß viel passiert wäre. Aber das war das reinste Kinderspiel damals, im Vergleich zu heute.

Unten im Tal stellte der Sergeant sie auf. Es vergingen zehn Minuten, dann zwanzig. Roys Augen hatten sich mittlerweile so an das Dunkel gewöhnt, daß er schon einzelne Gegenstände wahrnehmen konnte. „Am Boden bleiben, Kleiner!" sagte der Sergeant an Roys Schulter. Die Steine vor ihnen schienen sich auf einmal zu bewegen. Roy legte an.

„Nicht schießen!" zischte der Sergeant. In den zwei Worten schwang für Roy der Befehl mit: „Reiß dich zusammen!"

Dann gab der Sergeant im Flüsterton Befehl zum Vorgehen. Roy sprang auf und tigerte behend nach vorn. Langsam kehrte sein Vertrauen zurück. Schließlich war ja noch nichts passiert — und, wer weiß, vielleicht würde auch gar nichts passieren? Da hob der Sergeant die Hand. Roy und die anderen erstarrten zu Salzsäulen. Roy hatte nichts Verdächtiges gehört. „Los, Black", flüsterte der Sergeant, „nimm Monty und Jones mit!"

Die drei verschwanden. Roy blieb, wo er war. Erst nach Stunden, so schien es, kam Black zurück. Er meldete dem Sergeanten flüsternd, vor ihnen befände sich ein feindlicher Hinterhalt. Der Sergeant ließ die Männer sofort ausschwärmen.

Was danach kam, weiß Roy nicht mehr genau. Er erinnert sich nur, daß er zu schießen anfing, einmal, zweimal durchlud, vorwärtslief, sich hinschmiß und wieder zurückrannte. Auch daran erinnert er sich, daß der Sergeant etwas rief. Und natürlich die Granatwerfer! Er sah, wie einer zusammensackte — einer von drüben. Die Beine schienen dem Mann weich zu werden, er stürzte auf die Knie, hielt sich den Bauch und krümmte sich vor Schmerzen.

Roy kletterte in den Schutz der eigenen Stellung zurück. Er schluchzte vor Erschöpfung und japste nach Luft. Niedergeschlagen saß er da und wartete, daß er vom Sergeanten vorgenommen würde.

„Boyd!" sagte in diesem Augenblick der Sergeant. Das muß ich sein, dachte Roy. Zum ersten Mal hatte der Sergeant ihn nicht mehr „Kleiner" genannt!

„Leg dich aufs Ohr, Boyd", sagte der Sergeant, „du hast's verdient!"

SILHOUETTEN UND PROFILE

Jetzt, da Queen Mary tot ist, kann man auch die Geschichte erzählen, wie das Schiff der Cunard-Linie zu seinem Namen kam. Die Tradition der Reederei ließ nur Namen zu, die mit der Silbe „ia" endeten. Die Direktion hatte daher beschlossen, das Schiff, das 1934 vom Stapel laufen sollte, nach der Königin Viktoria zu benennen. Sir Percy Bates, der Generaldirektor der Cunard-Linie, begab sich also zu König Georg V., um ihn zu verständigen, das Schiff solle „den Namen einer der hervorragendsten englischen Königinnen tragen..."

„Oh", unterbrach ihn der König strahlend, „da wird sich Ihre Majestät sehr freuen."

Königin Mary taufte das Schiff, und die Cunard-Linie behielt die Geschichte für sich. König Georg hat nie erfahren, daß er es war, der der *Queen Mary* den Namen gegeben hat. UP

Die Frau eines jungen Offiziers fühlte sich, da sie nicht im Ausbildungslager wohnen konnte und 50 Kilometer entfernt in der Stadt leben mußte, verzweifelt einsam. An einem Wochenende hielt sie es nicht mehr aus; sie mußte ihn sehen. In der Garage stand zwar der Wagen ihrer Eltern, aber sie hatte keine Ahnung vom Fahren. Also ließ sie sich von einem Nachbarn zeigen, wie man anfährt und die Gänge schaltet, rief ihren Mann an und fuhr los.

Vor dem Tor stand ängstlich wartend der junge Offizier. Endlich, da kam sie. Der Wagen war unbeschädigt und kam langsam, etwas ruckend heran. Er winkte lachend. „Ike", rief Mamie Eisenhower, „schnell, spring auf das Trittbrett! Ich weiß nicht, wie man anhält!" A. H.

Der verstorbene Universitätsprofessor Copeland hatte einst einige seiner besten Studenten zu sich eingeladen. Einer von ihnen fragte: „Wie wird man eigentlich ein guter Unterhalter?" Der Professor hob belehrend den Zeigefinger. „Hören Sie zu, mein Sohn." Alles schwieg und wartete, dann sagte der Student: „Ich höre zu, Herr Professor." Copeland erwiderte: „Mehr ist darüber nicht zu sagen." B. C.

Bundesrichter Black ist einer der eifrigsten Tennisspieler in Washington. Jeden Tag spielt er lange und scharfe Partien.

„Meinen Sie nicht, daß sechs Sätze Tennis an einem Tag ein bißchen viel sind für einen Mann von sechsundsechzig?" fragte ihn ein Bekannter.

„Als ich vierzig war", entgegnete der Richter, „hat mir der Arzt gesagt, ein Mann in den Vierzigern dürfe auf keinen Fall Tennis spielen. Ich habe seine Vorschrift auch streng beachtet, konnte es allerdings kaum erwarten, bis ich fünfzig wurde, damit ich wieder spielen konnte." L. L.

Der Schriftsteller Carl Sandburg hatte sich dazu überreden lassen, der Generalprobe des sehr ernsten neuen Stücks eines sehr ernsten jungen Autors beizuwohnen, verschlief aber unseligerweise den größten Teil der Vorstellung. Der Verfasser war außer sich. „Wie konnten Sie nur schlafen, wo Sie wußten, wieviel mir an Ihrem Urteil liegt?"

„Junger Freund", entgegnete Sandburg, „Schlafen *ist* ein Urteil." B. C.

Der Bruder des Präsidenten

Von
Stanley High

Bei der heiklen Aufgabe, Fernziele der amerikanischen Politik festzulegen und sie im einzelnen zu umreißen, wirkt als einflußreichste Persönlichkeit der neuen Regierung ein Mann mit, der offiziell überhaupt nicht in der Regierung sitzt. Er ist kein Politiker und ist auch nie einer gewesen. Er wohnt nicht einmal in Washington. Dieser Mann ist Dwight Eisenhowers Bruder Milton, der Rektor des Pennsylvania State College. Ihn hat der Präsident vor kurzem als seinen Vertreter zu einem Freundschaftsbesuch in die lateinamerikanischen Staaten geschickt.

Anfang Januar 1953 veranstaltete die *American Heart Association* ein Festessen in New York zu Ehren ihres neuen Vorsitzenden Milton S. Eisenhower. Unter den Gästen erschien unangemeldet auch der soeben gewählte Präsident der Vereinigten Staaten. Nach Milton Eisenhowers offizieller — übrigens ausgezeichneter — Ansprache hielt Dwight Eisenhower aus dem Stegreif eine kurze Rede.

„Als das Kuratorium der Columbia-Universität mich zum Rektor gewählt hatte", sagte er, „da dachte mancher, der meinen Bruder Milton kannte, man hätte den falschen Eisenhower gewählt. Wenn die Amerikaner noch ein paar solche Reden hören wie die meines Vorredners, dann werden sie bald dasselbe im Hinblick auf mein neues Amt denken."

In dieser Bemerkung lag mehr als bloße Bruderliebe. Es lag auch mehr darin als das Wissen von dem ausgezeichneten Ruf, den Milton Eisenhower als Pädagoge genießt.

Lange bevor sich General Eisenhower der Politik zuwandte, sagte er einmal: „Miltons Ansichten überzeu-

gen mich immer mehr als die anderer Menschen." Und er fügte hinzu: „So einen jüngeren Bruder findet man nicht so leicht — all seine älteren Brüder schauen zu ihm auf."

Kaum jemand kennt sich in dem fast unübersehbaren Mechanismus der amerikanischen Bundesregierung besser aus als Milton Eisenhower. Zehn Jahre lang hat er eine Hochschule geleitet, und vorher war er schon neunzehn Jahre lang im Staatsdienst tätig gewesen — neun unter den Republikanern, zehn unter den Demokraten — und hat dabei alle möglichen Ämter bekleidet.

Daß er Hervorragendes leistete und folglich in hohem Ansehen stand, beweist eine Geschichte, die der Präsident selbst erzählt hat. Im Frühling 1942 wurde General Eisenhower eines Tages zu einer Konferenz mit Präsident Roosevelt und Winston Churchill ins Weiße Haus gerufen. Am Schluß der Konferenz sagte der Präsident zum General: „Wissen Sie, was ich den ganzen Vormittag getan habe? Ich habe versucht, unter vier Regierungsstellen, die alle Ihr Brüderchen angefordert haben, die für ihn passendste auszuwählen. Er hat wirklich was los."

Mit sechsundzwanzig Jahren trat Milton Eisenhower unter Präsident Coolidge als Verwaltungsassistent im Landwirtschaftsministerium in den Staatsdienst. Dort arbeitete er unter vier Landwirtschaftsministern: zwei republikanischen und zwei demokratischen. Er reorganisierte die Beratungsabteilung dieses Ministeriums und wurde ihr Leiter — der jüngste seit ihrem Bestehen. Er entwarf einen Plan zur organisatorischen Umgestaltung des ganzen Ministeriums und leitete dann die Durchführung. Durch Artikel, Reden und wöchentliche Rundfunkvorträge, die alle Sender der Vereinigten Staaten übertrugen, wurde er zum ersten Sprecher des Ministeriums in allen Fragen des Bodenschutzes und der besseren Bodennutzung.

Kurz nach dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg wurde er von Präsident Roosevelt mit der Aufgabe betraut, 112 000 Japaner von der Westküste Amerikas umzusiedeln. Ihm unterstand die Verwaltungsabteilung im Kriegsinformationsamt, er entwarf in Nordafrika einen Plan zur Lösung des Flüchtlingsproblems, bereitete den Italienfeldzug propagandistisch vor und organisierte als Sonderbeauftragter des Präsidenten die Konferenz von Quebec. Als er 1943 Rektor des Kansas State College wurde, galt er als einer der aussichtsreichsten Verwaltungsbeamten der Regierung, der es zugleich am besten verstand, mit Schwierigkeiten fertig zu werden.

Milton Eisenhower erledigt seine Aufgaben, wie sein Terminkalender zeigt, in einem Minimum an Zeit. Aber er handelt nicht einfach nach eigenem Ermessen. Als Rektor hat er sich gerade dadurch ausgezeichnet, daß er nichts unternahm, ohne sich mit Professoren und Studenten zu beraten, und daß die Zusammenarbeit mit ihm so tadellos klappte.

Im Herbst 1952 traten die gewerkschaftlich organisierten nichtakademischen Angestellten des Pennsylvania State College in den Streik. Milton Eisenhower trug den Gewerkschaftsdelegierten den Fall sachlich vor, erklärte ihnen in aller Ruhe, wie weit er ihnen entgegenkommen würde, und schickte sie dann in ihre Gewerkschaftsversammlung zurück. Seine Offenheit hatte sie so für ihn eingenommen, daß der Streik – zum Kummer einiger betriebsfremder Organisatoren — mit einer einstimmigen Vertrauenserklärung für ihn beendet wurde.

Da Milton Eisenhower sich im Staatsapparat so gründlich auskennt und für Verwaltungsaufgaben hervorragend begabt ist, setzt ihn der Präsident überall seinen Fähigkeiten entsprechend ein. In dem alten Gebäude des Außenministeriums, dem Weißen Hause direkt gegenüber, verbringt Milton Eisenhower viele Stunden, gewöhnlich an jedem Wochenende, als Mitarbeiter im Beratenden Komitee des Präsidenten für Verwaltungsorganisation. Die beiden anderen Mitglieder des Komitees sind Nelson Rockefeller, der Vorsitzende, und Arthur S. Flemming, der über langjährige Erfahrungen als Regierungsbeamter verfügt und Rektor der Wesley-Universität im Staate Ohio ist.

Die Berichte des Komitees gehen unmittelbar an den Präsidenten und werden nicht veröffentlicht. Welche Wirkung die Vorschläge gehabt haben, erkennt man bereits an der Umgestaltung des Landwirtschaftsministeriums und an der komplizierten Aufgabe, das Amt für soziale Sicherheit in den Rang eines Ministeriums zu erheben.

Zahlreiche Beobachter sind der Überzeugung, daß die hinter den Kulissen verrichtete Arbeit dieses Komitees eher zu einer gründlichen Überholung des bürokratisierten Staatsapparates führen werde als alle früheren Bemühungen um eine Reorganisation.

Infolge des Altersunterschieds von neun Jahren — Milton ist dreiundfünfzig, der Präsident zweiundsechzig — kamen die beiden Brüder nicht viel zusammen, bis der jüngere den Staatsapparat aus eigener Erfahrung kennenlernte. Damals entwickelte sich allmählich das herzliche Verhältnis, das heute zwischen ihnen besteht. Dwight Eisenhower war als Major dem Chef des Generalstabs, General Douglas MacArthur, zugeteilt. Wenn er Milton Eisenhower in dessen Heim im nahegelegenen Falls Church im Staate Virginia besuchte, nahm er seine Schriftstücke mit. Die beiden Brüder breiteten ihre Papiere auf dem Tisch im Eßzimmer aus und machten sich Seite an Seite an die Arbeit.

Erst bei diesen Zusammenkünften lernte Dwight Eisenhower seinen Bruder richtig kennen; er sagte später von ihm: „Ich frage ihn immer um Rat, wenn es mir darum geht, haargenau das, was ich meine, zu Papier zu bringen."

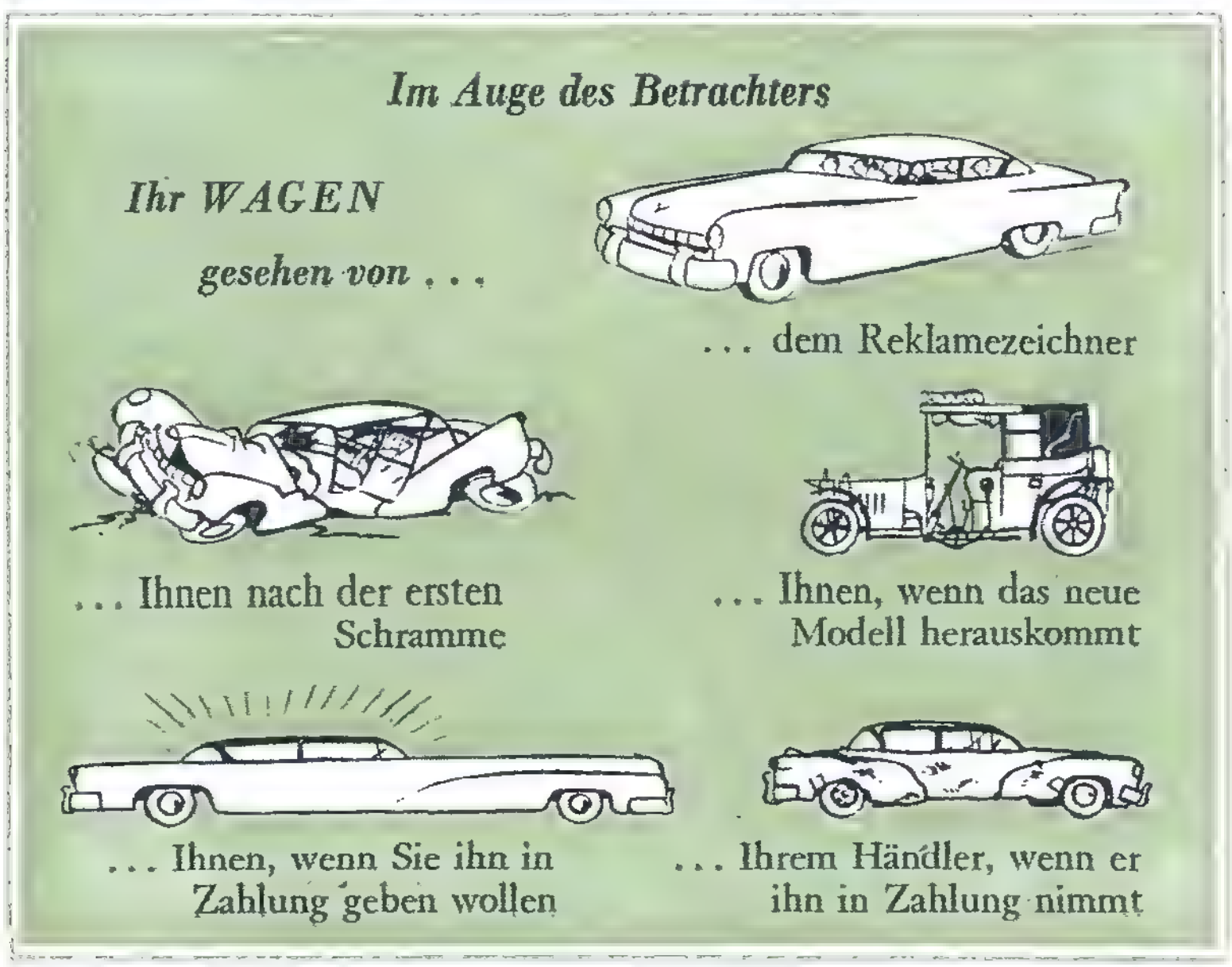
Nach Milton Eisenhowers Mei-

nung wiederum waren die Zusammenkünfte in Falls Church Anfang der dreißiger Jahre „durchaus zu beiderseitigem Nutzen. Ike half mir, und ich half Ike. Wenn keiner etwas Besonderes zu tun hatte, tauschten wir eben unsere Gedanken aus."

Sie stellten bald fest, daß ihre Gedankengänge die gleichen waren und daß ihr Denken sie zu ähnlichen Schlüssen und Überzeugungen führte. Der Präsident hat seine Philosophie ausführlich dargelegt — die Lehre vom goldenen Mittelweg, die die Brüder vor Jahren im Gedankenaustausch entwickelt hatten.

„In einem Lande, in dem die Majorität entscheidet", sagt Milton Eisenhower, „muß man bei weittragenden Entscheidungen zu gegenseitiger Verständigung gelangen, und die findet man weder auf der äußersten Rechten noch auf der äußersten Linken, sondern zwischen den beiden Extremen ungefähr in der Mitte. Einzig und allein auf diesem Mittelweg ist in einer freien Gesellschaft positives Handeln möglich."

Daran mitzuarbeiten, daß diese Überzeugung immer mehr zum Grundgedanken der Regierung Eisenhower und zur Richtschnur ihres politischen Handelns wird, sieht Milton Eisenhower als seine wohl wichtigste Aufgabe an. Gelingt das, dann werden die Vereinigten Staaten und die übrigen Länder der freien Welt, die so lange schon von radikalen Kräften bedroht werden, nur dabei gewinnen.



Panik im Zirkuszelt

Von T. E. Murphy

Am 6. Juli 1944 ging über Hartfort in Connecticut die Sonne in einer bösen Glut auf. Die Wettervorhersage prophezeite einen glühend heißen Tag. Ich wollte eigentlich gar nicht in den Zirkus gehen, denn ich wußte im voraus, daß das große Zelt ein Backofen sein würde. Wir hatten 38 Grad. Aber schließlich — wer kann den flehentlichen Bitten seines fünfjährigen Sohnes widerstehen?

Um 2.10 Uhr betraten wir das Zelt. Wir mußten, um an unsere Plätze zu gelangen, über stählerne Gitterwölbungen steigen, die zu beiden Seiten der numerierten Sitze quer durch die Reihen liefen. Diese halbkreisförmigen Gitter waren über einen Meter hoch und dienten als Laufgänge für die Löwen und die anderen wilden Tiere. Ein paar rohe Stufen führten jeweils hinüber. Die Zuschauer auf den reservierten Plätzen waren also zu beiden Seiten von diesen Gittern eingeschlossen. Am nördlichen Laufgang, der am weitesten vom Eingang entfernt war, sollten sich wenige Minuten später die andrängenden Menschenmassen wie an einer Mauer zu Tode rennen.

Es gab sehr Junge und sehr Alte in der Menge, aber nur wenige in mittleren Jahren. Kaum einige Männer unter vierzig. (Die jungen Väter und älteren Brüder waren an der Front.) Wohin man blickte, sah man Kinder, die von ihren Müttern oder Großeltern in den Zirkus begleitet wurden. Sie kauften Limonade, Papierfächer und Erdnüsse. Fast alle waren heiter und lachten.

Die Zirkuskapelle spielte die üblichen lauten und wohlbekannten Weisen, die sich alle so ähnlich sind. Dann folgte die Nationalhymne, und die Menge erhob sich. Jeder fühlte

sich plötzlich an die düstere Wirklichkeit, an den Krieg gemahnt.

Kaum war der ernste Augenblick vorbei, als alles wieder Platz nahm und bald ganz im Banne des absonderlichen Treibens der Clowns und des ganzen Zirkuszaubers war. Es herrschte allgemein unbekümmerte Fröhlichkeit. Als erstes kam ein als Löwe verkleideter Akrobat; er schlug Purzelbäume, knallte mit der Peitsche und jagte ein Dutzend in kurze gelbe Röckchen gekleidete Mädchen durch die Manege. Als sie durch den Ausgang verschwunden waren, wurden die fauchenden echten Löwen durch die Laufgänge getrieben. Ein Bär torkelte von der Seite her in die Arena. Er trank Milch aus einer Flasche und markierte den Betrunkenen. Die Menge tobte vor Vergnügen.

Die Löwen machten ihre üblichen Kunststücke und wurden wieder in die eisernen Laufgänge zurückgetrieben. Es war kurz nach halb drei Uhr. Die „fliegenden Wallendas" kletterten die Strickleiter zu ihren luftigen Trapezen hinauf. Männer kamen, um die Laufgänge wegzuräumen, denn bald sollte die große Parade der Elefanten, Pferde und Artisten rund um die Manege beginnen.

Genau in diesem Augenblick kam ein frischer Luftzug von Südwesten her, und der Mann, der die Feuerwache auf dieser Seite hatte, ließ seine Wassereimer stehen und ging zum anderen Ende des Zeltes hinüber. Offenbar fürchtete er, die Arbeiter könnten beim Abbau der Laufgänge die Stützen unter den Sitzreihen wegstoßen. Er war wohl der Ansicht, daß der Mann, der auf dieser Seite die Brandwache hatte, nicht imstande sein würde, es zu verhindern.

Die Sonne brannte erbarmungslos auf das Zeltdach, das, wie üblich, mit Paraffin imprägniert war. Die Zirkusdirektion hatte sich bemüht, die Zeltkuppel auch feuersicher machen zu lassen, aber alle dazu nötigen Chemikalien waren für militärische Zwecke beschlagnahmt.

Alles fügte sich zur Tragödie zusammen: die erhitzte, mit Paraffin getränkte Zeltleinwand, der verlassene Feuerposten, der aufkommende Wind.

Die Männer beeilten sich mit dem Wegräumen der Laufgänge. Eine Minute später — und der Weg von einem Ende des Zeltes zum andern wäre frei gewesen.

Mein Sohn, der auf meinem Schoß saß, wurde mir langsam etwas zu heiß, und ich fragte ihn, ob er nicht ein wenig aufstehen wolle. Bei dieser Gelegenheit sah ich wieder auf die Uhr: es war 2.40 Uhr. Im gleichen Augenblick hörte ich eine Frau hinter mir erschrocken flüstern: „Feuer!"

Es war ein winziges, flackerndes Flämmchen, ein paar Schritte links vom Haupteingang. Ein Mann rief mit schriller Stimme: „Bitte Ruhe bewahren! Nur keine Aufregung!" Und die Leute setzten sich wieder hin.

Eine grauhaarige Frau vor mir meinte: „Sie werden es rasch löschen",

und ihr Mann nickte dazu. Aber alle Blicke hefteten sich auf das Flämmchen, das da mühselig um sein Leben kämpfte. Es war winzig, harmlos. Die Seitenplanen des Zeltes, die nicht imprägniert waren, fingen nicht so rasch Feuer. Die Flamme zuckte – man hätte sie mit einer Hand ausdrücken können.

Da aber geschah das Unbegreifliche: ein plötzlicher Windstoß aus Südwesten fachte die schwache Flamme an, sie schlug in die Höhe, erreichte den oberen, paraffingetränkten Zeltstoff — und mit Blitzesschnelle wuchs sie zu einem wilden Element an, raste über die ganze Kuppel, sprang zischend und brüllend empor und warf brennende Stücke von Zeltleinwand und Tauwerk auf die vor Entsetzen erstarrte Menge.

Der menschliche Geist nimmt das Unvorhergesehene, das noch nie Erfahrene nicht so rasch auf. Als die Feuermauer auf die Menschen vorrückte, wichen sie in die schmalen Seitengänge zurück und bewegten sich auf die Ausgänge zu. Sie gingen schnell, aber es entstand keine Panik. Sogar die Kinder liefen nicht. Mein Sohn, der sich mit allen vieren an mich klammerte, sagte kein Wort.

Erst als wir an den eisernen Laufgang kamen, brach Panik aus. Ohne jede Scham und ohne alle Würde kletterten die Alten hastig über die Wölbung. Ein Kind wimmerte, als die Leiber der Alten die Jüngeren in ihrem Lauf aufhielten. Die Panik wuchs, und ich fühlte einen plötzlichen Zorn auf die Frau unmittelbar vor mir. Nicht Mitleid, sondern Zorn. Sie kletterte ungeschickt und keuchend vorwärts. Ich packte meinen Sohn auf die eine Seite, stützte ihren Körper mit meiner linken Schulter und gab ihr mit aller Kraft einen Schubs. Sie kam über das Hindernis und stolperte weiter. Eine Frau in einem zitronengelben Kleid wurde ohnmächtig. Der Mann, der sie aufgefangen hatte, versuchte mit schreckerfüllten Blicken, den Menschenstrom von ihr wegzuhalten. „Laßt sie an die Luft!" rief er ein ums andere Mal.

Der Tod rief nun jeden von uns beim Namen, und wir wußten es. Im Gedränge geriet mein linkes Knie zwischen die gebogenen Gitterstäbe. Ich zerrte es heraus und dachte dabei, daß es nicht einmal das Schlimmste wäre, ein Bein zu verlieren. Ich bemerkte die klaffende Wunde erst zwei Stunden später.

Die Frauen kreischten, als brennende Stücke von oben auf sie herunterfielen, und zerrten an ihren Haaren und ihren leichten Sommerfähnchen. Irgend jemand schrie gellend: „Der große Mast bricht gleich! Raus, raus! Sonst ersticken wir alle!"

Im Augenblick des Todes verliert man alle Maßstäbe. Als ich so mit dem feurigen Feinde um die Wette lief, fühlte ich lediglich einen sonderbaren, heftigen Zorn darüber, daß mir dies widerfuhr. „Wie unsinnig und nutzlos, so zu sterben", dachte ich. „In einem Zirkus, in den ich gar nicht gehen wollte!"

Am Rande des Zeltes blieb ich stehen und sah mich um. Ich war gerettet und mein Kind auch. Dann nahm ich plötzlich ein lautes, keuchendes Geräusch wahr, wie das eines verfolgten, in die Enge getriebenen Tieres. Es war mein eigener Atem — ich sog die Luft in krampfhaft gierigen Zügen ein. In der Hast des Entkommens hatte ich meine letzten Kräfte hergegeben.

Vor dem Laufgang stauten sich die Menschen, stießen sich und reckten verzweifelt die Arme. Es war die grauenhafte Karikatur einer Menschenmenge, die sich beim Ausverkauf um die besten Stücke reißt. Diese Hände da, die so erbarmungswürdig ins Leere faßten, griffen nach einem Leben, das schon außerhalb ihrer Reichweite lag.

Von den 7000, die an diesem Tag den Zirkus besucht hatten, sind 169 umgekommen; 225 werden ihr Leben lang die sichtbaren Spuren dieses Unglücks tragen, und tausend andere Narben, die man nicht sieht.

Draußen liefen die Leute ziellos umher mit Gesichtern, die vor Schrecken erstarrt waren. Viele hatten keine Schuhe mehr an. Mit monotonen Stimmen riefen sie nach ihren Kindern. Eine Frau, deren Hände von einem Tau aufgerissen waren und bluteten, murmelte unausgesetzt: „O Jesus, wo ist er? O Jesus, wo ist er?"

Es war erst 2.45 Uhr. Fünf Minuten nur waren vergangen, seitdem die Frau den unterdrückten Ruf „Feuer" ausgestoßen hatte. In der Ferne hörte man eine Sirene. Also hat die übrige Welt endlich Nachricht von uns und kommt uns zu Hilfe, dachte ich. Wir sind der Mittelpunkt einer Tragödie — ein sonderbares Gefühl.

Ich ging in ein leerstehendes Haus und rief zu Hause und bei meiner Zeitung an. Als ich wieder herauskam, stürzte das große Zelt zusammen. Die gewaltigen Masten fielen um wie riesige Bäume — mitten hinein in das Stöhnen und Schreien der unglücklichen Opfer. Einige starrten unbeweglich und mit versteinerten Blicken auf das Unfaßbare. Aber das Schluchzen der Frauen wurde unwillkürlich heftiger.

Die Feuerwehr kam, hielt hart vor den rauchenden Trümmern und richtete ihre Wasserstrahlen auf den schmalen Raum, in dem die Zurückgebliebenen übereinanderlagen. Die Clowns liefen mit sinnlosen Wassereimern umher — ein tragikomischer Anblick. Einer von ihnen, in meiner Nähe, weinte still vor sich hin. Tränen und Schweiß hatten seine Schminke halb abgewaschen.

Die Feuerwehrleute bahnten sich ihren Weg durch die qualmenden und glühenden Trümmer zu den um Hilfe schreienden Sterbenden und den schweigenden Toten. Neben jener grausamen Eisenbarriere lagen, in jammervollen Haufen verkrümmt und durcheinandergeworfen, die rauchenden, verkohlten Reste derer, die eine Viertelstunde vorher noch fröhlich gelacht hatten. Der Clown schluchzte laut auf. Für ihn war auch der Zirkus gestorben.

Sechs Jahre später, im Juli 1950, wurde ein kräftiger junger Zirkusarbeiter, Robert Dale Segee, den die anderen Zirkusleute „Bobby" nannten, wegen Brandstiftung verhaftet. Er gestand drei Morde und zehn Brandstiftungen — eine davon war jener Zirkusbrand in Hartford. Im November 1950 wurde er zweimal verurteilt, einmal zu zwei und einmal zu zwanzig Jahren Zuchthaus.

„Ich bin mein ganzes Leben lang für jede Kleinigkeit geschlagen worden", sagte Segee. „Wenn Sie so eine Horde von Brüdern hätten, die immer nur auf Ihnen herumhackt — vielleicht würden Sie's verstehen. Ich bin nie auch nur einen einzigen Tag in meinem Leben glücklich gewesen."

Nur selten zahlt die menschliche Gesellschaft auf solche Weise für die Grausamkeit, die an einem ihrer Glieder verübt wurde. Der Brand in Hartford zeigt wieder mit allem Nachdruck, wie verhängnisvoll ein Einzelschicksal für die Allgemeinheit werden kann. •

Spuren des roten Mannes

Die Europäer, aus denen dann Amerikaner wurden, übernahmen vor fünfhundert Jahren von den Indianern nicht nur den Kontinent, sondern auch vieles andere. Betrachten wir einiges davon, das seinen Weg von Amerika auch nach Europa gefunden hat: Tabak, Mais, Kartoffeln, Tomaten, Erdnüsse, Schokolade, Ananas, Mokassins, Hängematten, Chinin, Schneebrillen — das alles ist indianischen Ursprungs. Ebenso das Rindenkanu und die Sitte, ein Zeichen auf den Bug eines Kanus zu malen.

Auch im deutschen Wortschatz finden sich zahlreiche Wörter indianischer Herkunft: „Tabak" ist ein indianisches Wort, ebenso „Mais". Viele Indianer kauten Tabak, andere schnupften ihn, und beinahe alle rauchten Pfeife, Zigarren oder Zigaretten. Der weiße Mann übernahm diese Gewohnheiten nur zu gern. Die Bezeichnungen Chinin, Schokolade, Kanu sind alle indianisch. Hin und wieder hat sich ein Wort auf dem Weg zu uns verändert, manchmal nur so wenig wie bei „Kakao", das ursprünglich „Cacahuatl" hieß.

Sechsundzwanzig der achtundvierzig vereinigten Staaten haben indianische Namen, außerdem zahlreiche Städte, Ortschaften, Seen, Flüsse und Berge. Denken wir an Arkansas, Ohio, Wisconsin, Wyoming, Alabama, Minnesota, Missouri, Kentucky, Ontario, Alleghany, Milwaukee, Chicago, Potomac. Alles herrliche Namen, angenehm auszusprechen und vor allem wohlklingend. Man könnte ein Kind mit einem Lied in den Schlaf singen, das nur aus diesen Namen besteht.

BERNARD DEVOTO

Bedeutet Frieden Depression?

Aus The Wall Street Journal

Es ist widersinnig, zu glauben, daß es einem Volk gut gehe, wenn die Regierung Geld für Rüstungszwecke ausgibt, und daß es ihm schlecht gehe, wenn diese Ausgaben eingestellt werden.

Es ist zwar sehr wahrscheinlich, daß ein Rückgang in den Rüstungsausgaben eintritt, wenn die internationalen Spannungen nachlassen. Daraus jedoch zu folgern, dies sei von Nachteil für die Wirtschaft, ist heller Wahnsinn.

Geringere Staatsausgaben ermöglichen eine geringere Steuerlast. Die Regierung wird weniger Geld für Güter ausgeben, die nur der Zerstörung dienen, und die Bürger werden mehr Geld für wirtschaftlich nützliche Güter ausgeben können. Wenn unser Wirtschaftssystem heute Schwächen aufweist, so resultieren sie daraus, daß das durch Steuern und Inflation verarmte Volk nicht genügend Geld besitzt, gewisse Verbrauchsgüter zu kaufen.

Wäre es wahr, daß ein Volk wohlhabend werden könnte, wenn es einen großen Teil seiner Energie zur Erzeugung von Waffen aufwendete, so könnte es immer wohlhabender dadurch werden, daß es immer mehr Menschen dem Arbeitsprozeß entzieht und sie in Uniform steckt; daß es immer mehr Maschinen aus der nützlichen Produktion herauszieht und sie für die Erzeugung von Dingen einsetzt, die in die Luft gesprengt werden sollen. Je größer die Heere, um so weniger brauchte man eine Arbeitslosigkeit zu befürchten; je länger der Krieg, um so geringer wäre die Sorge um die „überschüssige Produktionskapazität".

Wenn dieser Gedankengang sinnvoll wäre, könnte man all das viel einfacher machen. Man könnte die eine Hälfte des Volkes damit beschäftigen, Ballons herzustellen, und die andere, Nadeln hineinzustechen; die Folge wäre ein phantastischer Beschäftigungsgrad und eine erstaunliche Betriebsamkeit.

Tatsache aber ist, daß jede Kriegswirtschaft ein Land auf die Daue ruiniert. Sie führt zur Inflation, unc Inflation in ihrer schlimmsten Forn bringt Chaos und Armut mit sich Kriegswirtschaft führt sogar dan zum Ruin, wenn nichts in die Luf gesprengt wird, denn sie läßt Heer von Menschen und Maschinen Ar beit verrichten, die nutzlos ist.

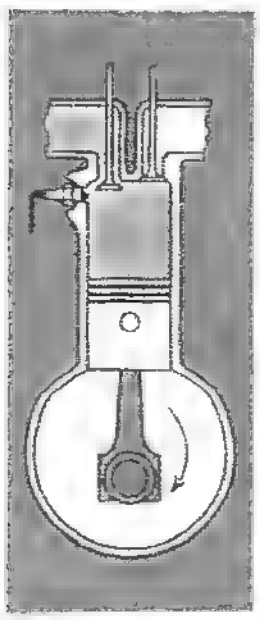
Jede Aussicht auf Frieden ist scho ein Vorbote größeren Wohlstand: denn Frieden ist der Boden, auf de allein eine Wirtschaft gedeihen kan Der Krieg ist schrecklich, mindeste so schrecklich aber ist die Tatsach daß es Menschen gibt, die vom Fri den reden, als ob *er* schrecklich wär

Über Oktanzahlen und hochverdichtete Automobilmotoren

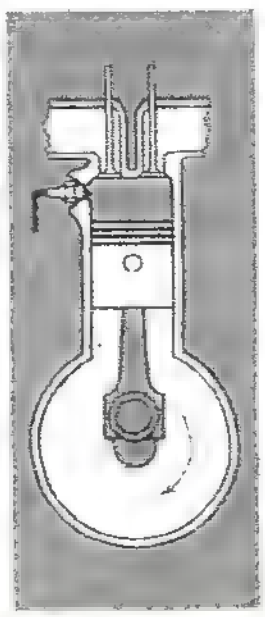
Wissenschaft im Alltagsleben - IV

Von Harland Manchester

Der Autofahrer liest heutzutage häufig von hochverdichteten Motoren und von Benzin mit hoher Oktanzahl. Was bedeuten diese Fachausdrücke eigentlich, und wie ist es möglich, daß der moderne, hochverdichtete Motor aus einem Liter Benzin 50 Prozent mehr Leistung herausholt als sein Vorfahr von 1925?

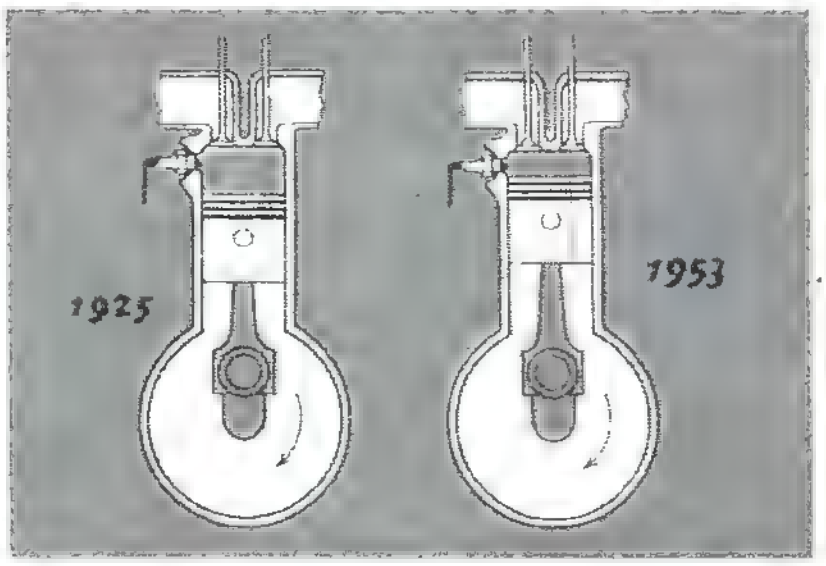


Am leichtesten begreift man es, wenn man sich klarmacht, was im Zylinder eines Motors vor sich geht. Bei einem Abwärtshub saugt der Kolben den Zylinder mit feinzerstäubtem Benzin voll. Beim anschließenden Aufwärtshub preßt er diese Treibstoffladung auf einen engen Raum, den Verbrennungsraum, um Entzünden zusammen. Den Unterschied zwischen dem Raum im Zylinder beim tiefsten und beim höchsten Stand des Kolbens nennt man das Verdichtungsverhältnis.



Die Ingenieure wissen längst, daß sie, um mehr Energie aus dem Benzin zu gewinnen, vor allem das Verdichtungsverhältnis des Motors erhöhen — das heißt, das Brennstoffgemisch auf möglichst engem Raum zusammenpressen müssen. Denn je stärker die Verdichtung, um so größer die nach unten wirkende Expansionskraft der Gase.

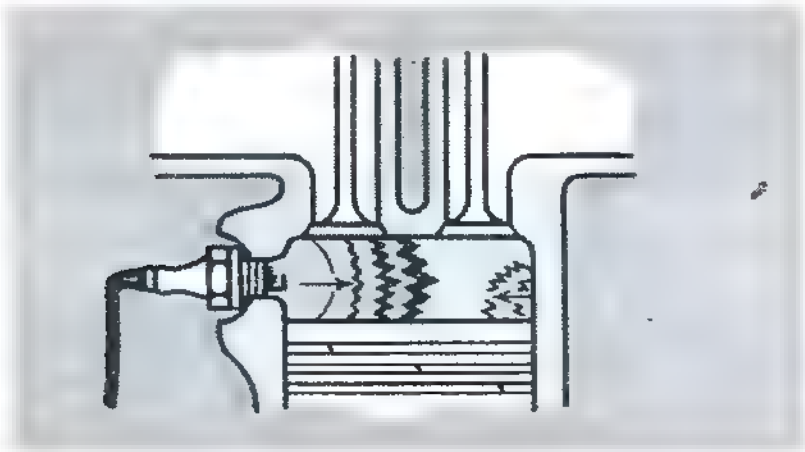
Die Techniker haben den Verbrennungsraum im Laufe der Zeit immer weiter verkleinert, bis der heutige Motor die Treibstoffladung auf einen Raum zusammenpreßt, der etwa nur noch halb so groß ist wie 1925 (siehe die Skizzen).



Im Jahre 1925 betrug das Verdichtungsverhältnis beim normalen Motor 4,5 zu 1. Beim heutigen Durchschnittsmotor ist es 7,49 zu 1. Und Versuchsmaschinen arbeiten jetzt mit einer Kompression von 10 bis 12 zu 1, wobei sie aus einem Liter Benzin das Doppelte an Leistung herausholen wie der Motor von 1925.

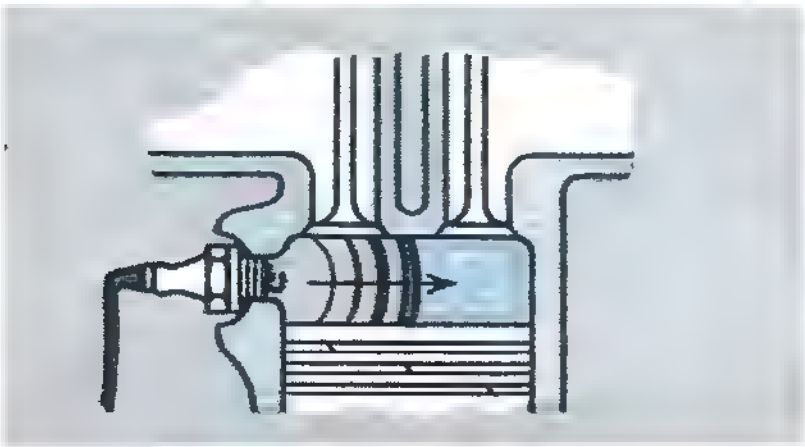
Die Weiterentwicklung war jedoch stets durch das Klopfen des Motors gehemmt worden. Ein Motor klopft,

wenn die am weitesten von der Zündkerze entfernten Benzingase sich vorzeitig von selbst entzünden, ehe sie



vom Zündfunken erreicht werden. Die Maschine hemmt sich dadurch selbst, verschwendet Brennstoff und wird heiß. Frühere Versuche, die Verdichtung zu erhöhen, verschlimmerten nur das Klopfen und mußten aufgegeben werden.

Dann entdeckte Anfang der zwanziger Jahre Dr. Thomas Midgley, daß ein Schuß Bleitetraäthyl im Treibstoff



den Verbrennungsprozeß verlangsamte. Die Ladung verbrannte ruhig und stetig und preßte den Kolben mit gleichmäßigem Druck hinunter.

Midgleys Antiklopfmittel ermöglichte es, das Brennstoffgemisch auf ein geringeres Volumen zu komprimieren, und erschloß damit neue Kraftreserven. Dann gelang es den Raffinerien in komplizierten Krackverfahren Treibstoffe herzustellen, die auch ohne Zusatz von Antiklopfmitteln schon in hohem Maße klopffest sind. Seitdem diese neuen Kraftstoffe entwickelt wurden, wetteifern Automobil- und Treibstoffindustrie, das Verdichtungsverhältnis der Motoren und die Klopffestigkeit des Benzins immer weiter zu verbessern.

Die geheimnisvolle „Oktanzahl" ist lediglich ein technischer Maßstab für die Eigenschaft eines Benzins, sich — ohne zu klopfen — verdichten zu lassen. Beim gewöhnlichen Durchschnittsbenzin wurde die Oktanzahl von etwa 55 im Jahre 1925 auf 83 gesteigert (bei hochwertigen Benzinen liegt sie etwas höher), um den Bedürfnissen der leistungsfähigeren Maschinen von heute zu genügen.

Den Vorteil davon hat der Autofahrer: größere Kraftreserve, höhere Geschwindigkeit, gesteigertes Anzugsvermögen und verbesserte Kilometerleistung.

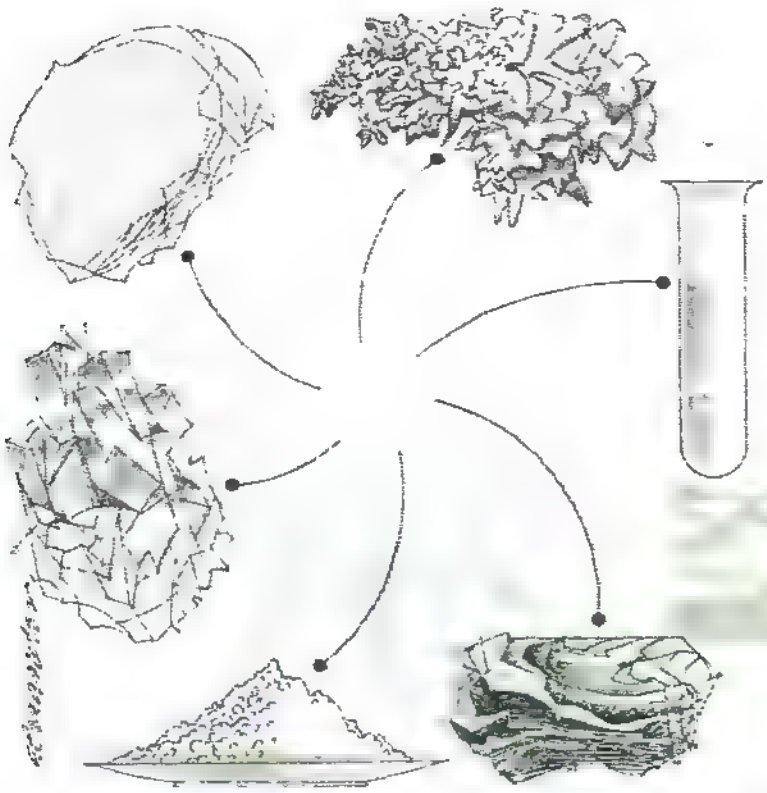
Stegreif-Definitionen

Fachmann: ein Mensch, der einem etwas, was man schon weiß, so erklären kann, daß man es nicht mehr begreift.

Heiratsantrag: etwas, bei dem ein Mädchen schneller zuhört, als ein Mann sprechen kann.

Theater: ein Raum, in dem vor dir lange, hinter dir schwatzhafte und rechts und links von dir wanderlustige Menschen sitzen.

Richtig angesetzt, können die geheimnisvollen Kräfte der Chemie uns für immer von der Sorge um das Schwinden unserer natürlichen Rohstoffquellen befreien



Minerale im Überfluss

Aus dem Buch
„The Road to Abundance"

von Jacob Rosin und Max Eastman

DIE MINERALVORRÄTE der Erde galten früher als unerschöpflich. Dieser Glaube ist aber durch den zweiten Weltkrieg, der Milliarden Tonnen der wertvollsten Mineralien und Hunderte von Millionen Tonnen Öl verschlungen hat, erschüttert worden.

Ein offizieller Bericht aus dem Jahre 1947 schätzt zum Beispiel für die Vereinigten Staaten, daß die Vorräte an Quecksilber zu 97 Prozent, an Silber und Blei zu 83, an Bauxit zu 70, an Zink Kupfer und Öl zu 60 Prozent aufgebraucht sind; die hochprozentigen Eisenerzlager sind fast völlig erschöpft.

Dieses Problem kann gelöst werden, indem wir uns von den gegenwärtigen Rohstoffquellen, zum Beispiel Bergwerken, unabhängig machen. Zu diesem Zweck brauchen wir nur unsere Physiker und Chemiker richtig einzusetzen und ihnen

The Road to Abundance, das gemeinsame Werk eines hervorragenden Chemikers, Dr. Rosin, und eines bekannten Schriftstellers, Max Eastman, ist eine äußerst fesselnde, auf gründlicher Sachkenntnis beruhende Abhandlung, die Ausblicke in eine bessere Zukunft eröffnet. Vielleicht wird sich der Leser nicht allen Voraussagen der Verfasser anschließen können — ich selbst kann es auch nicht —, denn allzu groß ist die Kluft zwischen dem, was nach den Naturgesetzen *möglich* ist, und dem, was bei der Unberechenbarkeit des Menschen *wahrscheinlich* daraus werden wird. Aber das Buch stützt sich auf gründliche und stichhaltige Kenntnisse der Physik und Chemie, und seine Schlußfolgerungen stimmen durchaus mit den Naturgesetzen überein.

C. C. FURNAS
Leiter des Aeronautischen Laboratoriums Cornell

unbeschränkte moralische und finanzielle Unterstützung zu geben.

Unabhängigkeit vom Bergbau können wir auf dreierlei Weise erreichen: in erster Linie, indem wir die fein verteilten Mineralvorkommen nutzbar machen, die überall im Überfluß vorhanden sind; denn Meer und Erdrinde enthalten riesige Vorräte an all den mineralischen Rohstoffen, die wir benötigen.

In den 1 425 Billiarden Tonnen Wasser der fünf Weltmeere finden sich weit größere Metallmengen als in allen Bergwerken der Erde zusammen, zum Beispiel über zwei Milliarden Tonnen Uran — genug, die Menschheit für Äonen mit Atomenergie zu versorgen. Außerdem wird der Gehalt des Meeres an Mineralien aller Art ständig durch das Regenwasser vermehrt, das sie aus dem Boden auslaugt und in den Flüssen dem Meere zuführt.

Gold gilt im allgemeinen als seltenes Metall. Aber es gibt wohl kaum einen Quadratmeter Erde, der kein Gold enthält, und die Flüsse schwemmen es ins Meer; 8,5 Millionen Tonnen sind bereits darin aufgespeichert.

Dieses Gold läßt sich aus dem Meerwasser ausscheiden; der beste Beweis dafür ist eine Meerespflanze, die Gold absorbiert. Nun ist diese Pflanze im Vergleich zu einer chemischen Fabrik sehr primitiv. Sie funktioniert nur bei einer bestimmten Temperatur, kann weder mit Vakuum noch mit verschiedenen Drücken arbeiten, weder Zentrifugen und Filterpressen benutzen noch kochen, kondensieren, destillieren oder rekristallisieren. Wenn trotz all diesen Beschränkungen die Pflanze Gold aus dem Meerwasser gewinnen kann, so wären die Chemiker dazu erst recht in der Lage, sofern ihnen die Möglichkeit dazu gegeben wird.

Als während des Krieges für die Herstellung von Flugzeugen und Brandbomben dringend Magnesium gebraucht wurde, erhielt plötzlich die Tatsache Bedeutung, daß jede Tonne Meerwasser mehr als ein Kilo Magnesium enthält. Mit ganz neuen Ideen ging man in kostspieliger Forschungsarbeit daran, es aus dem Meerwasser auszuscheiden. Die Dow Chemical Company löste die Frage. Eine riesige Fabrik wurde in Freeport in Texas gebaut, und der ständig steigende Bedarf der Alliierten an Magnesium konnte mühelos gedeckt werden.

Nicht minder wertvoll ist das Brom, das wir heute dem Meere entnehmen. Eine Tonne Meerwasser enthält 57 Gramm davon. Früher war Brom teuer und schwer zu bekommen, und die Herstellung klopffesten Benzins steigerte die Nachfrage ins Ungeheure. Und wieder gelang es der Firma Dow, den Bedarf zu decken, indem man Brom aus dem Meere gewann.

Indessen enthält nicht nur das Meer, sondern auch unsere gute alte Erde im Überfluß alles, was wir brauchen. Wir müssen uns nur an den Gedanken gewöhnen, daß selbst die feinste Verteilung eines Stoffes kein

unüberwindliches Hindernis für seine Gewinnung ist. Es ist doch lächerlich, von einer Erschöpfung der Eisenvorräte zu sprechen, wenn die Erdrinde zu fünf Prozent aus diesem Metall besteht. Tatsächlich gibt es kaum einen Kubikmeter Erde, der kein Eisen enthält. Und was die Gewinnung des Eisens angeht, so sind unser bestes Vorbild die Zellen unseres Körpers, die es den winzigen Beimengungen in unserer Nahrung entnehmen.

Man darf natürlich die Schwierigkeiten nicht unterschätzen. Bei den heutigen Energiekosten wäre die Gewinnung von derart fein verteilten Mineralien unwirtschaftlich. Aber bisher haben wir ja erst einen winzigen Bruchteil der Energie ausgenützt, die uns zur Verfügung steht. Denn wenn wir die gesamte Energie der natürlichen Brennstoffe unseres Planeten zusammenrechnen—Kohle, Öl, Erdgas und sämtliches Holz der Wälder —, so kommt das kaum an die Energie heran, die die Sonne in nur drei Tagen auf die Erde herabstrahlt. Zur Zeit laufende Versuche aber lassen kaum einen Zweifel daran, daß wir in der Lage sein werden, auch die Sonnenenergie nutzbar zu machen, lange bevor unsere Kohlenflöze und Öllagerstätten erschöpft sind.

Bisher sind wir weitgehend auf Pflanzen angewiesen, um Sonnenenergie in Brennstoff umzuwandeln – denn auch Kohle und Öl stammen von prähistorischen Pflanzen. Nun nutzen Pflanzen nur etwa 0,01 Prozent der Sonnenenergie aus, die auf ihre Blätter herabstrahlt; es ist aber durchaus möglich, den Nutzeffekt der Pflanzen zu steigern, und bei der einzelligen Alge *Chlorella pyrenoidosa* ist dies bereits erreicht worden. Sie kann zu Koks verarbeitet werden, der dann direkt als Brennstoff verwendet oder in Benzin umgewandelt wird. Forschern der Stanford-Universität ist es gelungen, Chlorella in einer Menge zu züchten, die einem Ertrag von 125 Tonnen je Hektar entspricht, während Luzerne, die ergiebigste Nutzpflanze, nur 12½ Tonnen je Hektar ergibt. Ein Gebiet von der Größe Griechenlands könnte, wenn es nur der Erzeugung von Chlorella diente, etwa 135 Millionen Tonnen Benzin im Jahre liefern.

Experimentell hat man auch bereits Sonnenstrahlen mittels fotogalvanischer Zellen in elektrische Energie umgewandelt; belichtet man eine Zelle und läßt die andere dunkel, so entsteht zwischen ihnen ein elektrischer Strom. Die Einfachheit des Verfahrens leuchtet ein, wenn man es mit anderen vergleicht, bei denen zum Beispiel die Kohle erst aus dem Bergwerk gefördert und verbrannt wird, um Dampf zu erzeugen, der dann wieder einen Dynamo treibt.

Auch in riesigen Linsen und Spiegeln hat man schon die Sonnenstrahlen gesammelt, um versuchsweise Dampf zu erzeugen oder Eisen zu schmelzen. In den französischen Pyrenäen gibt es zum Beispiel einen solchen Sonnenhochofen, der in der

Stunde 59 Kilogramm Eisen liefert. Auf Grund bereits vorliegender Versuchsergebnisse schätzt H. C. Mottel vom Technologischen Institut von Massachusetts, daß im westlichen Wüstengebiet der Vereinigten Staaten aufgestellte Parabolspiegel ein Gebiet von rund 150 000 Quadratkilometer, also knapp die Hälfte des wüstenreichen Staates Arizona, bedecken müßten, um damit die gesamte Wärme und Elektrizität zu erzeugen, die zur Zeit in den Vereinigten Staaten verbraucht wird.

Kurz, es liegen bereits genügend Beweise dafür vor, daß wir uns einmal nicht zu sorgen brauchen werden, woher die Energie kommen soll, um die unerschöpflichen Mineralreserven der Natur zu erschließen.

Eine zweite reichlich fließende Rohstoffquelle bilden die sogenannten Abfallprodukte der Industrie. Es ist nicht übertrieben, wenn man sagt, daß über die Hälfte unserer Rohstoffe als Schrott, Müll, Abwasser und Rauch verlorengeht. All diese Abfälle könnten wieder verwertet werden, und das wird auch geschehen, sobald unsere Wissenschaftler dem Problem in Friedenszeiten ebenso ernsthaft zu Leibe gehen wie zum Beispiel der Herstellung von synthetischem Gummi im Kriege.

Bei der Fabrikation von Chlor und von Ätznatron aus Sole entsteht zum Beispiel Wasserstoff. Dieses sehr wertvolle Gas wird häufig an der Luft verbrannt, weil die Fabriken, die Wasserstoff als Rohmaterial gebrauchen, meist zu weit entfernt sind. Ebenso werden unter der Bezeichnung „verbrauchte Säuren", „Schlämmwässer" und „Ausscheidungsrückstände" wertvolle Mineralien in verblüffender Menge vergeudet, einfach weil es für den Betrieb wirtschaftlicher ist, sie weglaufen zu lassen, als sie wiederzuverwenden. In Wahrheit ist kaum ein einziger als Abfall angesehener Stoff wirklich nutzlos.

Wie wertvoll diese Abfallmengen sind, zeigt am besten das Beispiel von Eastman Kodak. Diese Firma gewinnt jährlich 75 000 Kilogramm Silber aus den Filmen, die bei der Fabrikation als Ausschuß aussortiert werden, und aus den winzigen Lochungen der Filmstreifen. Das ist mehr als die Jahresproduktion des größten Silberbergwerks.

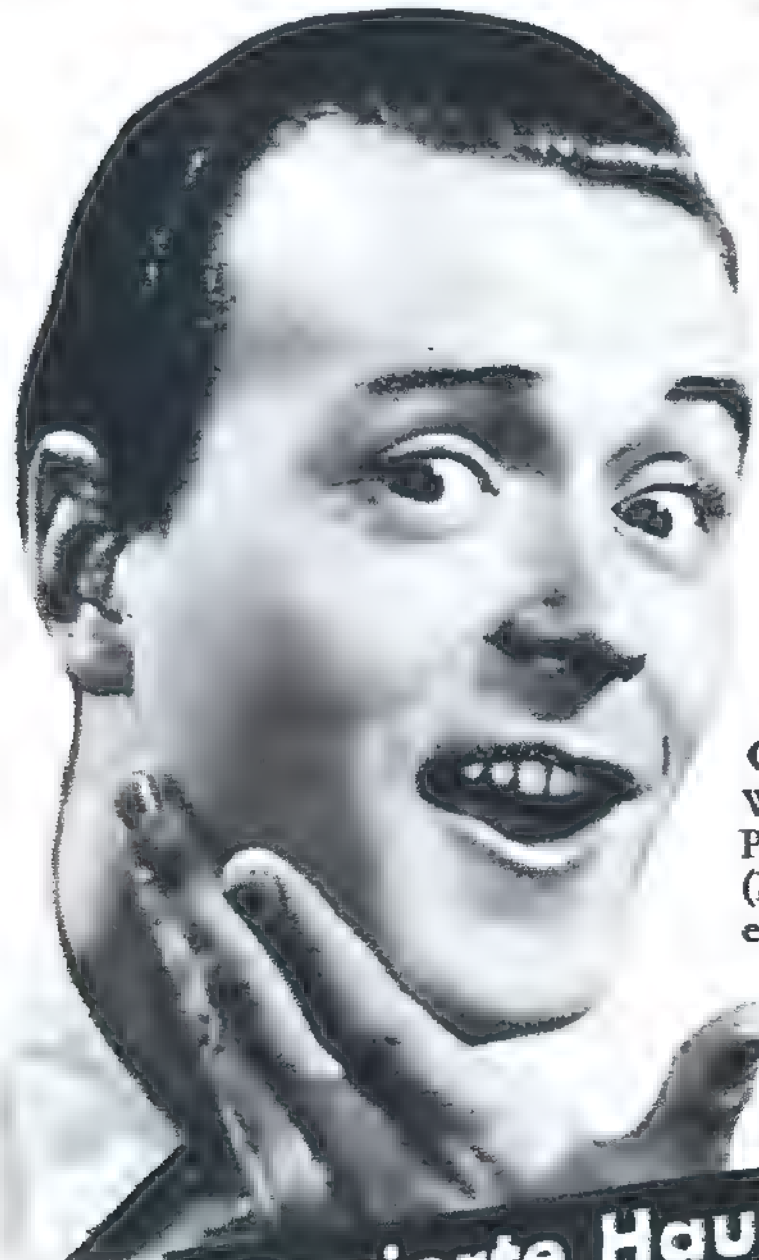
Das Widersinnige dabei ist, daß wir nicht nur wertvolle Stoffe vergeuden, sondern dadurch auch unsere Gesundheit schädigen. Wenn wir uns darum bemühten, könnten wir zum Beispiel die Energiewerte des Rauches nutzbar machen, der durch die Schornsteine entweicht. Nach einer Veröffentlichung der Socony-Vacuum-Ölgesellschaft gehen zwei Drittel der Öl-, Kohle- und Gasenergie mit Schornstein- und Auspuffgasen verloren. Es handelt sich auch hier nur darum, die Dringlichkeit der Rohstofffrage zu erkennen und der chemischen Wissenschaft die Möglichkeit zu geben, sie zu lösen.

Schließlich kann die Chemie aber nicht nur den Abfall in Reichtum

Ihre Haut - zur schmerzlosen Rasur erzogen!

Nie hatte ich gute Laune beim Frühstück. So sehr schmerzte meine rasierte Haut.

Seitdem ich immer nach dem Rasieren Pitralon auf die Haut gebe, kann ich mich sogar zweimal am Tag völlig schmerzlos rasieren.



PITRALON erzieht Ihre Haut zur schmerzlosen Rasur. Es belebt die Haut, macht sie glatt, sauber, geschmeidig. Pickel werden beseitigt, neue Rasierschäden verhütet. Durch kurzes Brennen nach dem Auftragen beweist dieses antiseptische Hauttonikum, daß es in der Tiefe der Poren desinfizierend wirkt. Der Pitralon-Geruch erfrischt - er hat eine gesunde männliche Note.

GRATIS senden Ihnen die Lingner-Werke, Düsseldorf, Abt. B 28, ein Probefläschchen. Originalflaschen (DM 1.70, 2.75 und 4.50) erhalten Sie in jedem guten Fachgeschäft.

Rasierte Haut braucht

Für empfindliche Haut Pitralon-MILD

verwandeln und fein verteilte Mineralien nutzbar machen, sondern auch neue Rohstoffe aus Substanzen schaffen, die bisher als wertlos angesehen wurden. So galt zum Beispiel bis zur Entdeckung des Aluminiums Bauxit als „wertloser Ton".

Noch wichtiger als Aluminium wird vielleicht einmal das Titan werden. Dieses „Wundermetall" ist viel leichter als Eisen, fester als Aluminium und ebenso korrosionsbeständig wie Platin. Es wurde schon vor hundertsechzig Jahren entdeckt, konnte aber wegen seines hohen Schmelzpunktes von etwa 1800 Grad Celsius industriell nicht hergestellt werden. Nachdem jedoch diese Schwierigkeit seit kurzem überwunden worden ist, finden Titanlegierungen heute bereits vielfach Verwendung, und die Aussichten für die Zukunft sind praktisch unbegrenzt. Dabei steht Titan mengenmäßig an vierter Stelle unter den technisch wichtigen Metallen, die in der Erdrinde gefunden werden.

Weitere verblüffende Schöpfungen der modernen Chemie sind die verschiedenen Verbindungen von Silizium mit Sauerstoff und Wasserstoff. Diese neuen Siliziumverbindungen werden schon für die verschiedensten Zwecke verwendet, unter anderem zur Fabrikation von Schmiermitteln. Ein Viertel der Erde besteht aus Silizium: Sand ist Siliziumdioxyd, und viele Gesteinsarten sind Silikate.

Die Tatsache, daß aus dem reichlich vorhandenen „wertlosen" Sand äußerst wertvolle Schmiermittel hergestellt werden können, legt den Schluß nahe, daß es tatsächlich keine wertlosen Stoffe gibt. Auf lange Sicht kann die Chemie wahrscheinlich aus allem etwas Nützliches machen. Mit anderen Worten, unser Reichtum liegt nicht so sehr in den Rohstoffen der Natur, als in unseren chemischen Kenntnissen. Eine Menschheit, die das erkennt und danach handelt, braucht niemals mehr Sorge vor einer Erschöpfung ihrer Mineralvorräte zu haben.

Der Weg zum Erfolg

Der Chef einer Werbeagentur erläuterte seinem Angestellten das Wesen des Werbefeldzuges. „Wiederholung, Wiederholung ist das Geheimnis", rief er und hieb mit den Fäusten auf den Schreibtisch. „Hämmern Sie den Leuten Ihre Ware in die Köpfe, stoßen Sie sie mit der Nase drauf, bis ihnen schlecht wird, wenn es sein muß, aber lassen Sie nicht locker. Wiederholen! Wiederholen! Das ist der Weg zum Erfolg. — Also, was wollten Sie von mir?"

„Eine Gehaltserhöhung", erwiderte der Angestellte. „Eine Gehaltserhöhung! *Eine Gehaltserhöhung!* EINE GEHALTSERHÖHUNG!"

T. B.

Das Altbewährte
DAS VORTREFFLICHE
MIT FETT · OHNE FETT
5.50
9.50
N°4711
Kölnisch Portugal
Hygienisches Haarwasser
stärkt Haar und Kopfhaut,
entfernt die Schuppen und
macht das Haar weich und
geschmeidig

Handel statt Hilfe („Trade Not Aid") steht auf dem Banner dieser Vorkämpfer einer starken, freien Welt

„Der Freihandel muß kommen"

Aus der Monatsschrift Fortune

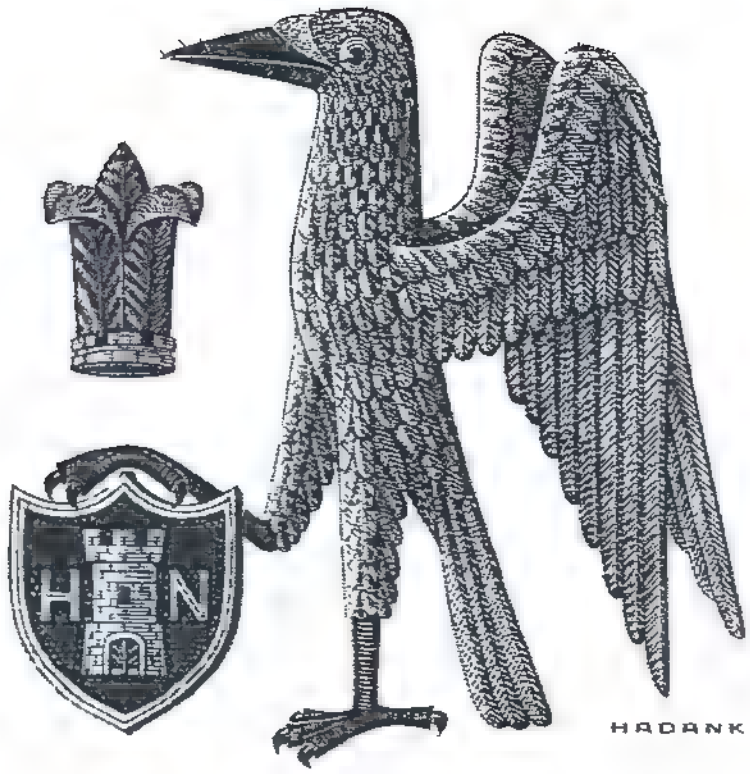
Von jeher gelten in den Vereinigten Staaten die Republikaner als Verfechter hoher, die Demokraten aber als Vorkämpfer niedriger Zölle. Dennoch sieht es aus, als steuerte die heutige Regierungspartei auf eine liberalere Zollpolitik zu, als sie die Demokraten während ihrer zwanzigjährigen Herrschaft je durchzusetzen vermochten.

Das zeitliche Zusammentreffen zweier Umstände begünstigt diese Entwicklung: einerseits befürwortet die tatkräftige Regierung des neuen Präsidenten eine erhöhte amerikanische Einfuhr; andererseits erkennen neuerdings maßgebende und vordem wenig einfuhrfreundliche Männer der Wirtschaft, daß sie durch verstärkte Importe nur gewinnen können. Und ständig wächst die Zahl amerikanischer Geschäftsleute, die offen erklären: „Der Freihandel muß kommen."

Diese Bewegung erinnert unwillkürlich an den großen Kampf gegen die Schutzzölle, der sich vor hundert Jahren in England abgespielt hat. Zwei fortschrittliche Geschäftsleute aus Manchester, Richard Cobden und John Bright, stellten damals die durchaus richtige These auf, daß es keineswegs im Interesse des Landes liege, an den Schutzzöllen festzuhalten. England ging daraufhin zum Freihandel über — und wurde stark und mächtig. Eine entsprechende Bewegung ist in den Vereinigten Staaten überfällig, denn auch sie müßten gewinnen, wenn sie die Ausfuhr steigerten, anstatt die Einfuhr zu drosseln. Das hat allerdings der Kongreß noch nicht eingesehen.

Bislang bemühten sich die an der Ausfuhr interessierten Firmen weder um eine gemeinsame Linie, noch kümmerten sie sich besonders um handelspolitische Fragen. Diejenigen hingegen, die eine erhöhte Einfuhr fürchteten, hatten sich zusammengeschlossen und waren jederzeit zum Kampf bereit. Jetzt scheint sich das Blatt zu wenden.

Im vergangenen November ist die Handelskammer von Detroit ganz offen für den Freihandel eingetreten



Haus Neuerburg

bietet dem Raucher
nun wieder die seit über

40 JAHREN

als Qualitäts-Cigarette
bekannte

RAVENKLAU

für 10 Pfennig

Sie erklärte, daß bei der heutigen Lage hohe Einfuhrzölle weder Arbeitern und Verbrauchern noch der amerikanischen Industrie Vorteil bringen.

„Der Welthandel", hieß es da, „ist keine Einbahnstraße. Wir können nicht fortgesetzt verkaufen, wenn wir nicht auch zu kaufen gewillt sind. Und es ist auch durchaus kein Zeichen von Klugheit, wenn wir weiterhin unsere Erzeugnisse verschenken und uns weigern, das Ausland in Ware bezahlen zu lassen. Der Erfolg einer solchen Politik wird nur sein, daß unser Volk verarmt, der Lebensstandard sinkt und unsere Rohstoffe sich erschöpfen."

Die Handelskammer entwickelte diesen Gedankengang in einer Broschüre, von der 8000 Stück verschickt wurden. Das Echo war so groß, daß die Auflage bald auf 240 000 erhöht werden mußte. Inzwischen sind zehntausend begeisterte Zustimmungen eingegangen — und nur eine Ablehnung.

Der Außenhandelsausschuß der Handelskammer von New Orleans hat unlängst eine ähnliche Erklärung verfaßt; die Handelskammer der Vereinigten Staaten hat sich in einer ausführlichen Darlegung gegen die Schutzzollpolitik gewandt; und schließlich hat der Ausschuß für wirtschaftliche Entwicklung die Führung im Kampf gegen die Handelsschranken übernommen.

Allan Kline, der Präsident des amerikanischen Landwirtschaftsverbandes, weist darauf hin, daß die Vereinigten Staaten zweieinhalbmal soviel Molkereiprodukte ausführen, wie sie einführen, und rät der Milchwirtschaft dringend, sich der Einfuhr nicht zu widersetzen. „Es ist gefährliche Demagogie, ein kleines Teilgebiet der Landwirtschaft unter die Lupe zu nehmen, alles übrige außer acht zu lassen und den Leuten dann eine Antwort zu servieren, die sie gern hören möchten."

Die Freihandelsbewegung findet ihre stärkste Stütze bei urteilsfähigen Leitern großer und kleiner Betriebe. Nehmen wir zum Beispiel Charles H. Percy, den Generaldirektor der Kamerafabrik Bell & Howell Co. in Chikago. Da Fotoapparate und ihre Einzelteile einem Schutzzoll von 15 bis 45 Prozent unterliegen, weiß niemand besser als er, was die Konkurrenz des Auslandes bedeuten kann. Aber — er kennt auch den hohen Stand der amerikanischen Technik. Die Firma Bell & Howell selbst stellt hervorragende Tonwiedergabegeräte her, die sie am liebsten in die ganze Welt ausführen möchte. Charles Percy ist davon überzeugt, daß der Freihandel schließlich doch kommen wird, zum Nutzen der Amerikaner selbst.

Oder hören wir, was Ken L. Lott, Direktor der Nationalen Handelsbank in Mobile (Alabama), zu sagen hat: „Die freie Welt wird erst dann gefestigt sein, wenn andere Länder für so viele Dollar Ware an Amerika verkaufen können, wie sie brauchen, um ihre eigenen Einkäufe in den Vereinigten Staaten zu bezahlen."

Urlaubsreise wie noch nie! Nur im eigenen Wagen ist man völlig frei und unabhängig. Man kann fahren, wohin man will, und verweilen, wo immer es einem gefällt. Ein **DKW** ist für solche Reisen der beste Gefährte: Entweder der **DKW**-*Universal* (Bild oben) für eine vielköpfige Reisegesellschaft mit besonders viel Gepäck und kompletter Camping-Ausrüstung. Oder die **DKW**-*Meisterklasse-Viergang*, mit der man dank Frontantrieb und Schwebeachse, dank ihrer guten Federung und ihrer einzigartigen Fahreigenschaften auch verborgenste Winkel erreicht.

Für eine Schutzzollpolitik setzt sich nicht nur ein großer Teil der amerikanischen Arbeiterschaft ein; auch viele Männer der Wirtschaft glauben, daß der Freihandel Arbeitslosigkeit, niedrigere Löhne, verminderte Gewinne und den Ruin zahlreicher Industrien zur Folge haben würde.

Dennoch wird neuerdings in der Wirtschaft ein Meinungsumschwung erkennbar: die abgedroschenen Schlagworte ziehen nicht mehr so wie früher, und ständig wächst die Zahl derer, die die großen Zusammenhänge sehen. Wer an einer Ausfuhrsteigerung interessiert ist, begreift allmählich, daß dazu auch eine verstärkte Einfuhr gehört und daß die Außenpolitik der Vereinigten Staaten nach den Worten des Volkswirtschaftlers Sumner Slichter „eine ausreichende wirtschaftliche Grundlage" braucht.

„Wenn von den Erfolgen unserer Wirtschaftspolitik und von meinem Verdienst dabei gesprochen wurde, so möchte ich Ihnen das Geheimnis verraten. Das Geheimnis besteht darin, daß ich mich vom ersten Augenblick an bewußt und stetig darum bemüht habe, die deutsche Wirtschaft und das deutsche Volk aus der muffigen Enge, aus der Treibhausluft einer protektionistischen, abgekapselten nationalen Wirtschaft herauszuführen in die freie Welt, auf die freien Märkte.

Weil wir ganz genau wissen, daß unser deutsches Schicksal in einer glücklichen Entwicklung des Außenhandels gelegen ist, daß damit die sozialen und ökonomischen Probleme gleichermaßen in Deutschland stehen und fallen, darum haben wir wieder vor allem anderen aus gutem, wohlverstandenem Interesse nur eine Aufgabe, die Märkte der Welt offenzuhalten. Wenn wir in der Liberalisierung vorausgegangen sind, dann haben wir es nicht deshalb getan, weil wir uns besonders stark fühlten und übermütig geworden sind, und wenn wir heute wieder dafür eintreten, daß die Märkte der Welt offenbleiben und daß wir von der finanzwirtschaftlichen Seite aus uns diese Sicherheit bewahren wollen, dann tun wir es, weil wir ganz genau wissen, das ist überhaupt der einzige Weg, auf dem wir zu Erfolgen kommen können im Sinne der Sicherung der Existenz unserer Volkswirtschaft, der Bewahrung unseres deutschen Volkes."

Aus einer Rede von
Bundeswirtschaftsminister Professor Dr. Erhard

Eine solche Grundlage ist gegeben, wenn die Vereinigten Staaten nach dem Wegfallen der Auslandshilfe ebenso viel einführen, wie sie abzüglich Investitionen und Geschenklieferungen ausführen. *Seit dem Krieg hat Amerika für etwa 35 Milliarden Dollar mehr Waren und Dienste ausgeführt als eingeführt. Einen großen Teil davon hat es verschenkt, und um soviel ist daher der amerikanische Lebensstandard gesunken.* Wohl läßt sich der Dollarmangel des Auslandes auf verschiedene Art beheben; Amerika kann und wird wahrscheinlich noch einige weitere Milliarden Dollar verschenken, auch könnte manches Land seine Währung durch eine straffere Steuerpolitik und eine erhöhte Produktion festigen. Aber das alles ändert nichts an der Tatsache, daß die Vereinigten Staaten voran-

Wundern Sie sich darüber?

Sie wird ihre Blüte wieder aufrichten und sich in voller Lebenskraft der Sonne zuwenden, wenn nur der Himmel ihr Nahrung spenden wollte.

Sind wir nicht auch manchmal versucht, den Kopf hängen zu lassen, wenn durch die Anspannung des täglichen Lebens unsere Widerstandskraft nachläßt, wenn Hügel zu Bergen werden und selbst ein Lächeln uns nicht mehr gelingen will.

Zu solchen Zeiten kann MILO eine große Hilfe und Wohltat sein, denn es hilft die verbrauchten Energien erneuern. – MILO enthält viel Gutes für Sie, Gutes in vielfältiger Weise, ein Wunder fast, daß es gleichzeitig so köstlich schmeckt. Wenn Sie eine MILO-Kur beginnen und täglich eine Tasse trinken oder auch zwei, dann wissen Sie bald, was MILO für Sie bedeutet.

MILO ist ein leicht zu bereitendes, kraftspendendes Milch-Kakao-Getränk, das einen Zusatz von Vitaminen und anderen wertvollen Aufbaustoffen enthält.

Erhältlich in Apotheken, Drogerien und Reformhäusern.

EIN NESTLE ERZEUGNIS: GUT WIE ALLES, WAS DEN NAMEN NESTLE TRÄGT

gehen und ihre Einfuhr verstärken müssen, ehe sie die Mitarbeit von Ländern fordern können, die sich hinter ihrer wirtschaftlichen Schwäche verschanzen. Wer führen will, darf den anderen nicht nachhinken.

Wenn Amerika jetzt die Initiative ergreift, handelt es in seinem ureigensten Interesse und läuft damit nicht das geringste Risiko: *es wird mehr ausführen; die Steuern werden sinken, weil das Ausland weniger Schenkungen braucht; der Lebensstandard wird steigen; und die westliche Welt wird zu einer Einheit verschmelzen.*

Und was steht andernfalls bevor? Erneute Auslandshilfe oder Ausfuhrrückgang und Arbeitslosigkeit — vielleicht auch beides — und am Ende gar ein Zerfall der westlichen Einheit. Stalin hat es offen ausgesprochen, daß er mit dem „Zerfall des die Welt umspannenden Handelssystems" rechne, wodurch sich „die allgemeine Krise des kapitalistischen Systems" verschärfen werde.

Daß niedrige Zolltarife einen nicht aus dem Sattel heben müssen, hat J. G. Shennan, der Generaldirektor der Elgin National Watch Co. bewiesen. Er hatte alles darangesetzt, eine Erhöhung der amerikanischen Einfuhrzölle auf Uhren zu erreichen. Als sich aber dann Präsident Truman im vorigen Jahr weigerte, den Forderungen der Uhrenindustrie nachzugeben, gab sich Shennan keineswegs geschlagen.

Er hatte sich nämlich nicht damit begnügt, einen Schutzzoll zu fordern; im Jahre 1950 hatte er vielmehr die Wadsworth Watch Case Co., die außer Uhrgehäusen auch Puderdosen und Abzeichen herstellte, und im Jahre darauf die Firma Hadley Co. aufgekauft, die Uhrenarmbänder, Manschettenknöpfe und Krawattennadeln fabrizierte. Er setzte nun Schweizer Werke in die Wadsworth-Gehäuse ein und faßte Hadley und Wadsworth in einer gemeinsamen Vertriebsorganisation zusammen. Nebenbei holte er noch für 23 Millionen Dollar Heeresaufträge herein.

Von 30 Millionen Dollar im Jahr 1950 sind Shennans Umsätze im vergangenen Jahr auf 50 Millionen Dollar gestiegen. Er selbst aber sagt ganz bescheiden, daß er das uralte Problem der Auslandskonkurrenz auf eine viel bessere Art als durch eine Zollerhöhung gelöst habe.

Wenn der Freihandel wirklich kommen soll, müssen sich auch die amerikanischen Industrien für ihn einsetzen. Die Handelskammer von Detroit hat mit ihrer grundlegenden Erklärung das Eis gebrochen; warum fordert die leistungsfähige Automobilindustrie, die fünfmal soviel Fahrzeuge herstellt wie die übrige Welt, nun nicht eine Aufhebung des beschämenden Einfuhrzolls von zehn Prozent auf Personenwagen? Amerika braucht Verbände und Männer, die sich nicht damit begnügen, einander aufmunternde Reden zu halten, sondern die auch gewillt sind, vor gewiegten und genau unterrichteten Kongreßausschüssen Rede und Antwort zu stehen. Kurz, es braucht Männer wie Cobden und Bright.

Das ist BOSCH
Sympathische Technik
Der BOSCH-Kühlschrank gehört der ganzen Familie
BOSCH 100 770.–
BOSCH 150 S 990.–
BOSCH 200 S 1185.–
5 Jahre Garantie auf die BOSCH-Kühlmaschine
Angenehme Teilzahlungsbedingungen. Fragen Sie den Fachhandel
ROBERT BOSCH GMBH STUTTGART

Trunksucht — einst ein hoffnungsloses Problem — wird heute als Krankheit angesehen, die man behandeln kann

Ist Trunksucht heilbar?

Von Lois Mattox Miller

Vor zehn Jahren war der chronische Trinker eins der tragischsten, hoffnungslosesten Probleme, die die Medizin kannte. Die Ärzte konnten für ihn nicht mehr tun als ihn wieder nüchtern machen, seine Nerven beruhigen und ihm zureden, das Trinken aufzugeben. Keine Behandlung vermochte den geheimnisvollen Zwang zu zügeln, der den Alkoholiker, wenn er nüchtern ist, veranlaßt, das eine verbotene Glas zu trinken, mit dem der entsetzliche Kreislauf wieder von vorn beginnt.

Heute hat sich dieses traurige Bild gewandelt: der Arzt sieht in der Trunksucht ein Leiden, das man behandeln kann. „Wenn auch eine ‚Kur', die den Alkoholiker zu ‚normalem' Trinken zurückführt, unmöglich ist", erklärt ein amerikanischer Psychiater und Neurologe, „braucht es doch heutzutage keinen *hoffnungslos* Trunksüchtigen mehr zu geben. Die Behandlung ist in erster Linie medikamentös und kann von jedem praktischen Arzt durchgeführt werden."

Zwei neue Medikamente — Antabuse, ein ausgezeichnetes antialkoholisches Präparat, und Adreno-Cortico-Extrakt (ACE) — haben sich als wirkungsvolle und dabei leicht anwendbare Mittel gegen Alkoholismus erwiesen. Bei gleichzeitiger psychologischer Beeinflussung durch den Hausarzt haben diese beiden Mittel vielen Alkoholikern die Rückkehr in ein normales, zufriedenes Leben ermöglicht. Beide Medikamente sind weder sehr kostspielig, noch bedingen sie einen längeren Krankenhausaufenthalt.

Antabuse, das im wahrsten Sinn des Wortes eine „chemische Mauer" zwischen dem Alkohol und dem Alkoholiker errichtet, wurde durch einen Zufall im Jahre 1946 in Dänemark entdeckt. Zwei Biochemiker, Dr. Erik Jacobsen und Dr. Jens Hald, die ein neues Mittel gegen Darmparasiten suchten, probierten die chemische Verbindung Tetraäthylthiuram-disulfid (TETD) aus. Nachdem sie festgestellt hatten, daß es bei Tieren keine giftige Wirkung hatte, stellten sie Versuche am menschlichen Organismus an, indem sie selbst einige Pillen schluckten.

Schaum in Sekundenschnelle

Mit Schauma, dem Tubenschaumpon von Schwarzkopf, geht die Haarwäsche viel schneller. Waschbereit kommt Schauma aus der Tube, und im Nu ist der Kopf eingeschäumt. Berge von sahnigem, gründlich reinigendem Schaum entwickelt Schauma, und sparsam ist es noch dazu. Sie drücken nämlich nur so wenig Schauma aus der Tube, wie Sie gerade bei der Fülle Ihres Haares brauchen. Schauma ist seifenfrei. Es bildet sich also auch bei sehr hartem Wasser niemals der häßliche graue Seifenkalk-Schleier auf dem Haar. Ihr Haar wird seidenweich, strahlend und duftig.
Es gibt Schauma-Mild (für jedes Haar) und Schauma-Blond (die Spezial-Haarwäsche für Blondinen) in Tuben ab 35 und 40 Pfg. in jedem Fachgeschäft.

Ist sie nicht hübsch? - leider hat sie Schuppen!

Wer Schuppen hat, wirkt ungepflegt! Wer seine Schuppen „auf die leichte Schulter" nimmt, bringt sein Haar in Gefahr. Schuppen sind ein Zeichen dafür, daß die Kopfhaut unterernährt ist. Auf einer unterernährten Kopfhaut kann das Haar nicht gesund wachsen. Seborin, das Haar-Tonic von Schwarzkopf, versorgt die Kopfhaut wieder mit den Ergänzungsstoffen, an denen sie Mangel leidet (Thiohorn). Die tägliche Seborin-Massage beseitigt Schuppen und Kopfjucken, beugt neuer Schuppen-Bildung vor und fördert den Haarnachwuchs. Seborin erfrischt und belebt.

Zehnfinger-Massage mit Seborin

1. Die Kopfhaut mit Seborin anfeuchten

2. Fingerkuppen fest auf den Haarboden drücken

3. Kopfhaut einige Minuten unter festem Druck bewegen. Dabei niemals reiben oder am Haar zerren

Auch Ihr Friseur wird Sie gern mit Seborin bedienen

Probefläschchen kostenlos von Hans Schwarzkopf, Hamburg-Altona, Abt. B 51

SEBORIN *macht schuppenfrei!*

Ein paar Tage lang war keinerlei Wirkung zu beobachten. Dann ging Dr. Jacobsen auf eine Gesellschaft. Nach einem Glas Alkohol überfiel ihn heftige Übelkeit. Das Blut stieg ihm zu Kopf, er bekam starkes Herzklopfen und Atemnot. Er mußte sich hinlegen und versank in tiefen Schlaf. Am nächsten Morgen erfuhr Jacobsen, daß Jens Hald am Abend vorher ebenfalls etwas getrunken und die gleiche Wirkung an sich erlebt hatte. Dieses Zusammentreffen lenkte ihren Verdacht auf TETD.

Nachforschungen ergaben, daß TETD, so unschädlich es an sich war, verheerend wirkte, sobald Alkohol dazu kam. Anscheinend störte dieser Stoff den Organismus beim Alkoholabbau, indem er ein Abfallprodukt — Azetaldehyd — auf einen abnorm hohen Gehalt im Blut steigen ließ und damit die beängstigenden Symptome hervorrief.

Jacobsen und Hald nannten die Verbindung Antabuse, und 1947/48 wurde das Mittel in Skandinavien an über 10 000 Alkoholikern mit erfreulichen Ergebnissen erprobt. Die dänischen Ärzte behaupteten nicht, daß Antabuse ein „Heilmittel" sei. Es bewirkte nur, daß der Trinker eine Abneigung gegen Alkohol bekam und dann wieder an ein Leben ohne Alkohol zurückgewöhnt werden konnte. Aber einen Anspruch machten sie für das Mittel geltend: „Solange Patienten die Tabletten einnehmen, *können* sie nicht trinken."

Antabuse wurde 1949 mit allen Vorsichtsmaßnahmen in den Vereinigten Staaten eingeführt und nur für sorgfältig überwachte Versuche an Kliniken und Krankenhäusern freigegeben. Ende 1951 (als das Gesundheitsamt es für den ärztlichen Gebrauch freigab) waren Tausende von Alkoholikern in über hundert amerikanischen Anstalten damit behandelt worden. Im allgemeinen waren die Resultate günstig. Patienten, die ihre Pillen regelmäßig nahmen, blieben abstinent oder gaben nach einem Rückfall mit jämmerlichen Folgen das Trinken wieder auf. Fehlschläge gab es regelmäßig nur bei denjenigen, die damit aufhörten, die Pillen zu nehmen.

Die ersten Veröffentlichungen brachten jedoch einige Leute auf den Gedanken, daß man Antabuse nur heimlich in den Kaffee oder Schnaps des Trinkers zu tun brauchte — ein ungemein gefährliches Experiment. Wieder andere bildeten sich ein, daß es Irrsinn oder Tod hervorrufen könne. Beide Auffassungen sind falsch. Antabuse ist ein wirksames Präparat. *Um es aber gefahrlos anzuwenden, darf es nur ordnungsgemäß an ausgesuchte Patienten verabreicht werden.*

Die erste Voraussetzung ist eine gründliche ärztliche Untersuchung. Wenn der Trinker an Herz- oder Kreislaufbeschwerden leidet, ist die Antabuse-Therapie nicht ratsam. Sie kommt auch nicht in Frage, wenn er ernsthafte psychische Störungen hat. Vorsicht ist auch geboten, wenn Diabetes, Kropf, Epilepsie, Leber- oder Nierenleiden vorhanden sind

Mit dieser kleinen, eleganten Taschenkamera sind Sie immer und überall bereit für einen interessanten Schnappschuß. Die Vito II ist zuverlässig, sehr solide und ganz einfach zu handhaben. Besonders wertvoll ist aber ihr Objektiv: das farbtüchtige Color-Skopar 1:3,5 aus der Reihe der Voigtländer-Hochleistungsobjektive. Die kontrastreiche, randscharfe Durchzeichnung der Aufnahmen (ob schwarz-weiß, ob farbig) beweist, was die Fachleute längst wissen: Diese Objektive gehören zu den besten der Welt.

Preise je nach Ausführung DM 146.- bis 166.-

Fordern Sie den Foto-Katalog »Glücklich beim Fotografieren« bei Voigtländer, Braunschweig 12, an.

weil das Objektiv so gut ist

Zu Beginn der Behandlung nimmt der Patient eine bestimmte Dosis Antabuse nach Vorschrift seines Arztes. Nach einer Woche findet die „Alkoholprobe" statt: er bekommt zweimal je 15 Kubikzentimeter seines alkoholischen Lieblingsgetränkes. Die Reaktion setzt meistens in einer knappen Viertelstunde ein. Die Haut wird purpurrot, der Puls beschleunigt sich, der Blutdruck sinkt. Der Patient bekommt Atembeschwerden, und meist wird ihm entsetzlich übel. Schließlich fällt er in einen Erschöpfungsschlaf.

Der Arzt und eine Schwester sind immer dabei und zum Eingreifen bereit, wenn die Reaktion zu heftig ist. Gewöhnlich erwacht der Patient, ohne Nachwirkungen zu spüren. Aber es ist tief in sein Bewußtsein eingedrungen, daß er mit Antabuse in seinem Organismus nicht trinken kann. (Die „Probe" unterbleibt, wenn der Patient irgendwelche ernste organische Störungen hat; statt dessen ist er Zeuge, wie ein anderer Patient den Test durchmacht.)

Einige Nebenerscheinungen — wie Schläfrigkeit, Ermüdung, Kopfschmerzen oder Impotenz — verschwinden gewöhnlich, wenn die Dosierung herabgesetzt wird. Aber die Empfindlichkeit gegen Alkohol steigert sich, wenn das Mittel längere Zeit genommen wird. Leichte Reaktionen sind schon aufgetreten, wenn Patienten ahnungslos Alkohol in Speisen oder Medizin zu sich nahmen, ja sogar, wenn sie nur verflüchtigten Massagealkohol einatmeten.

Die allermeisten Patienten können Antabuse ohne Schaden lange Zeit einnehmen, solange sie abstinent bleiben. Die Dauer der Behandlung schwankt. Es kommt ganz auf die persönliche Anpassung des Alkoholikers an.

Viele Ärzte, die zwar den Wert von Antabuse anerkennen, sind dennoch damit noch nicht zufrieden, weil es die grundlegenden Ursachen der Trunk-„Sucht" nicht beseitigt. Das führt zu der Frage: was veranlaßt den Alkoholiker überhaupt zum Trinken?

Die Psychiatrie behauptet, daß der Zwang auf seelischen Faktoren beruht, die im Unterbewußtsein schlummern — Ängste, Enttäuschungen, Ressentiments, Unsicherheit. Aber viele Patienten, die eine lange — und scheinbar erfolgreiche — psychoanalytische Behandlung durchgemacht haben, sind wieder in den Strudel des Alkoholismus zurückgeglitten. Warum?

Spielt hier außer dem seelischen auch ein physischer Faktor mit? Sehr viel Geheimnisvolles verhüllt diese Fragen noch. Aber die Forschung steht schon so dicht vor einer Lösung, daß noch eine andere, überraschend erfolgreiche Behandlung dadurch ermöglicht wurde.

Bei der Behandlung von Betrunkenen im New Yorker Bellevue-Krankenhaus bemerkte Dr. James J. Smith schon im Jahre 1941 die auffallende Ähnlichkeit zwischen Delirium tremens und dem kritischen Stadium der Addisonschen Krank-

Lippenstift
CUTEX
Nagelpflege

Im Beruf wird ein gepflegtes Äußeres verlangt. Ich erreiche es durch die unübertroffene Cutex-Nagelpflege und habe mein Cutex-Nagelpflege-Necessaire immer bei mir. Dieses enthält eben alles, was zu einer Schön- und Gesunderhaltung der Fingernägel gehört. Übrigens trage ich den Cutex-Nagellack hauchdünn zweimal hintereinander auf. So hält er noch besser. Man muß aber die erste Lackschicht gut trocknen lassen. Probieren Sie es einmal: Die Fingernägel bleiben immer strahlend schön. Und zur Vervollständigung meines guten Aussehens verwende ich den Cutex-Lippenstift, der in seinen Farben genau auf die Farbtöne des Nagellackes abgestimmt ist. Ja, wer die Cutex-Erzeugnisse kennt, versteht, warum man auf sie schwört!

heit (auch Bronzekrankheit genannt), bei der die Nebennieren nicht genügend lebenswichtige Hormone produzieren. Blut- und Urinanalysen ließen darauf schließen, daß die Alkoholiker ebenfalls an einer verminderten Tätigkeit von Nebennierenrinde und Nebennierenmark leiden.

Dr. Smiths Arbeit wurde durch den Krieg unterbrochen. Im Jahre 1945 nahm er sie in stark erweitertem Umfang wieder auf, und 1947 legte er der Amerikanischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften seinen ersten Bericht vor. Nach seiner Auffassung liegen immer — möglicherweise ererbte — Drüsendefekte vor, ehe Alkoholismus sich entwikkelt. (Das erklärt vielleicht, weshalb manche Leute einfach nicht „normal" trinken können.) Aber die immer wiederholte Stimulierung mit Alkohol schädigt in fortschreitendem Maße das bereits geschwächte Drüsensystem. Das Endergebnis ist Unterfunktion der Nebennieren.

Durch Injektion eines Extraktes aus den Nebennieren und deren Rinde (ACE) erzielte Dr. Smith bei alkoholischen Patienten sensationelle Erfolge, die seine Theorien wesentlich bekräftigten. „Das Verlangen nach Alkohol schwindet", sagte er, „der Appetit ist wieder da, nervöse Spannungen hören auf, der Patient schläft im allgemeinen ohne Beruhigungsmittel."

Später erreichte Dr. Smith sogar noch bessere Ergebnisse durch Anwendung äußerst kleiner Dosen von ACTH. Er glaubt, daß dieses Hypophysenhormon am geeignetsten ist, weil es unmittelbar auf die Quelle des Leidens einwirkt. Der ursprüngliche Defekt, erklärte er, scheint in der Hypophyse — dem Hirnanhang als der „Steuerdrüse" der inneren Sekretion — zu liegen, die bei Alkoholismus nicht mehr imstande ist, die Nebennieren zu normaler Funktion anzuregen.

Diese neue innersekretorische Behandlung kollidiert nicht zwangsläufig mit Antabuse, ersetzt auch dieses Mittel nicht. Beides kann kombiniert angewendet werden, denn während die Hormone mangelhafte Drüsentätigkeit korrigieren, das Befinden des Patienten bessern und das Verlangen nach Alkohol vermindern, mag es in manchen Fällen ratsam sein, während der Genesung Antabuse als „chemische Mauer" zu gebrauchen.

Aber selbst Antabuse und innersekretorische Behandlung gemeinsam können nicht als vollwertige Kur angesprochen werden. Der Alkoholiker braucht gewöhnlich noch eine andere Hilfe, um wieder ins Gleichgewicht zu kommen. „Psychotherapie ist wichtig, doch sie braucht bei den allermeisten Patienten nicht intensiv oder kompliziert zu sein", erklärten die Ärzte. „Immer mehr Alkoholiker in Amerika vertrauen sich ganz einfach der Führung ihres Arztes an."

Das Eingeständnis des Trinkers, daß er selbst gegen die Versuchung des Alkohols machtlos ist, wird von

Die Freude an guten und schönen Dingen findet in vielen Werken der bildenden Kunst trefflichen Ausdruck.

RÖMISCHER MUNDSCHENK
RELIEF AUS NEUMAGEN
LANDESMUSEUM TRIER

Die Römer hatten eine hochentwickelte Weinkultur, die Destillation des Weines, das „Weinbrennen" kannten sie aber noch nicht. Die Feinschmecker unter ihnen hätten einen Weinbrand zu schätzen gewußt, besonders den, der hält, was sein Name verspricht:

Scharlachberg Meisterbrand

den meisten Ärzten als wesentliche Voraussetzung für jede erfolgreiche Behandlung angesehen. Der Alkoholiker muß zugeben, daß er nicht zu trinken versteht. Er muß es aufgeben, beweisen zu wollen, daß er Alkohol „vertragen" kann.

In den meisten Fällen ist die Behandlung dann erfolgreich, wenn der Patient sich ihr freiwillig oder doch wenigstens bereitwillig unterzieht. Patienten, die skeptisch sind oder durch die Ehefrau, die Familie oder den Arbeitgeber unter Druck gesetzt werden, fallen am häufigsten in ihre alte Gewohnheit zurück.

Aber wie kann man den chronischen Alkoholiker dazu bringen, das Trinken freiwillig aufzugeben? Schelten, Nörgeln, Flehen, Überredungskünste scheiden aus. Man muß dem Trinker mit Tatsachen kommen, Tatsachen, wie man sie in Veröffentlichungen über Alkoholismus finden kann. Vielleicht wird er sich anfangs weigern, sie zu lesen oder anzuhören. Aber jeder Alkoholiker hat nüchterne Augenblicke, in denen er verzweifelt seinen Zustand erkennt. Dann wird er sich vielleicht, und wenn es heimlich geschieht, mit diesen Tatsachen befassen.

Die letzte Verantwortung aber ruht beim Hausarzt. „Der praktische Arzt", sagt Dr. Milton G. Potter, der ehemalige Vorsitzende des Unterausschusses für Alkoholismus der Amerikanischen Ärztevereinigung, „ist der Mittler zwischen wissenschaftlicher Forschung und Öffentlichkeit."

Der bekannteste alkoholgegnerische Verband in Deutschland ist der Internationale Guttemplerorden, der in 75 Städten Logen und in 66 weiteren Orten Stützpunkte unterhält. Ebenso aktiv sind das evangelische Blaue Kreuz, das katholische Kreuzbündnis und der Arbeiterabstinentenbund. Rat und Auskunft über die Probleme der Trunksucht erteilt an alle, in deren Wohnort keiner der obengenannten Verbände ansässig ist, die Deutsche Hauptstelle gegen die Suchtgefahren, Hamm/Westfalen.

Mein zwölfjähriger Sohn hatte bislang keinerlei Interesse am anderen Geschlecht gezeigt. Eines Tages kam er zu mir und hielt mir entrüstet ein Bild mit einem Mädchen unter die Nase. „Ist das nicht einfach fürchterlich?" platzte er heraus.

Das Bild zeigte eine Postkartenschönheit, die sich, kunstvoll spärlich in ein Badetuch gehüllt, über den Rand einer Badewanne beugt und nach dem Telefonhörer greift. „Oh", dachte ich, „er wird jetzt wirklich schon recht groß." Da ich aber nicht ganz sicher war, welche Reaktion er von mir erwartete, versuchte ich Zeit zu gewinnen. „Was findest du denn daran so fürchterlich?" fragte ich.

Er sah mich verächtlich an. „Ja, siehst du denn nicht, daß das Bild ganz falsch ist?" rief er. „Das Mädchen darf doch das Telefon nicht anfassen, wenn sie im Wasser sitzt! Wasser leitet den Strom, und sie kann einen Schlag bekommen."

F. S.

Jeden Sonntag Huhn

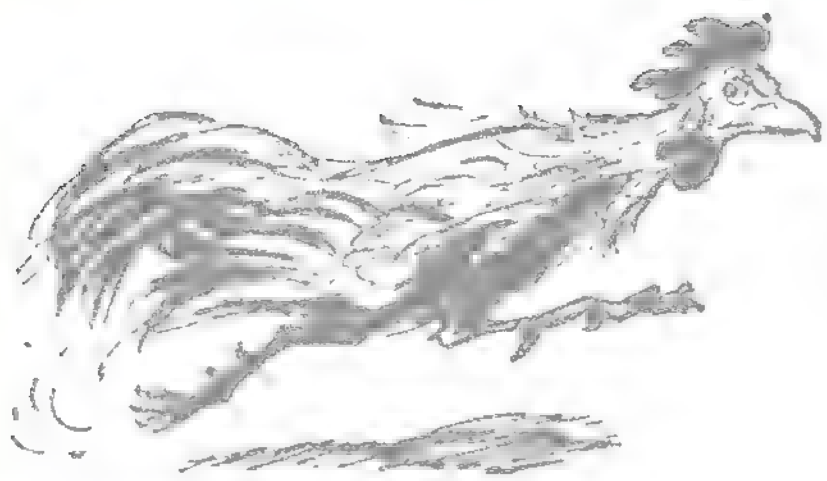
MEIN LEBEN MIT MUTTERS PENSIONÄREN

Aus dem Buch) von*

ROSEMARY TAYLOR

ROSEMARY TAYLOR erzählt ihr Leben mit Mutters Pensionären so hübsch und lustig, daß „Mutter" dadurch in die vorderste Reihe der unvergeßlichen Romanfiguren rückt. Aber manchmal wird sie von Vater, der immer auf einen „großen Coup" aus ist und die finanziellen Bemühungen seiner Frau als „Pfennigklauberei" betrachtet, beinahe überspielt. Diese lebendige, amüsante, warmherzige Chronik der Geschehnisse in einer Pension, wo die Gäste zur Familie gehörten, ist ein Buch, von dem alle, die es gelesen haben, noch lange mit Vergnügen sprechen.

*) *„Chicken Every Sunday", erschienen 1943 im Verlag Whittlesey House, New York*



JEDEN SONNTAG HUHN

Mutter hatte Pensionäre, lange bevor sie uns Kinder hatte. Schon bald nach ihrer Heirat schmuggelte sie die ersten hinter Vaters Rücken ins Haus.

Meine Eltern heirateten im Jahre 1897. Zuerst wohnten sie in Phoenix im Staat Arizona, in einem kleinen Backsteinhaus, das sie mit ihren Spargroschen gebaut hatten. Es war eine recht dürftige Kiste von einem Haus — man kann nicht viel auf die Seite legen von einem Lehrerinnen- und einem Kontoristengehalt. Aber es hatte ein Wohnzimmer, ein Eß- und ein Schlafzimmer, eine Küche und zwei Drittel eines Badezimmers — nämlich Badewanne und Waschbecken. Für das restliche Drittel der sanitären Bedürfnisse sorgte ein kleines Häuschen hinterm Haus.

An Möbeln hatten sie sich nicht viel leisten können. Ein Eßzimmer aus Eiche war da, ein Bett und eine Kommode, in der Küche ein Tisch und ein Petroleumofen und im Wohnzimmer gar nichts. Sie ließen die Rolläden im Wohnzimmer immer geschlossen und führten Besucher ins Eßzimmer.

Eines Tages erzählte Vater von einem Geschäftsreisenden, den er kennengelernt hatte, einem gewissen Stephen Kane.

„Scheint ein anständiger Kerl zu sein", sagte Vater. „Er will sich hier ansiedeln und Phoenix zu seinem Standquartier machen."

„Wo wohnt er denn jetzt?" fragte Mutter.

„Im Hotel, aber er ist verheiratet und sucht ein Zimmer in einem Privathaushalt."

Als Vater an diesem Abend heimkam, da saß Steve Kane in Hemdsärmeln vor dem Haus auf der Veranda, und Mrs. Kane hantierte geschäftig in der Küche herum und richtete ihr Abendbrot.

„Wir sind Ihnen ja so dankbar, daß Sie Ihrer Frau von uns erzählt haben", strahlte Mrs. Kane, während Vater etwas in seinen Bart hineinknurrte.

Sobald er mit Mutter allein im Eßzimmer war, wetterte er los:

„Untermieter aufzunehmen! Die Leute werden denken, ich kann meine Frau nicht ernähren!"

„Laß sie doch denken", beschwichtigte Mutter. „Hauptsache, wir kriegen 20 Dollar monatlich."

Glanz des Lichtes, Glanz der Farben

Jawohl, mein Herr, wir verreisen. Wohin? Das wissen wir noch nicht. Ist uns auch ganz egal. Vielleicht steigen wir auf die höchsten Gipfel des Meeres, vielleicht stürzen wir uns mit einem Hechtsprung in die tiefste Tiefe der Berge. Hauptsache, wir werden goldbronzebraun und flirten uns gesund. Viel Gepäck? I wo! Nur Nicky, Abendkleid und viele viele Paare Bi-Strümpfe in den neuesten Modefarben. Denn wenn man Bi-Strümpfe trägt ...!

Punkt für Punkt perfekt

Eine Neuigkeit für Sie! Die drei Qualitäten »der Bi-Strumpf mit dem lila, dem grünen und dem roten Punkt« sind nach dem MATELUN-Verfahren mit besonderem Krepp-Effekt gearbeitet. Mehr darüber sagt Ihnen der neue Bi-Prospekt, den Sie kostenlos erhalten von Gerh. Bahner & Co., Strumpfwirkerei, Lauingen/Donau 10

„Aber wie hast du denn das angestellt? Das Zimmer ist doch nicht möbliert."

„Ach, ich habe ihnen unser Zimmer gegeben", erklärte Mutter.

„Unser Zimmer!"

„Mach dir keine Sorgen, ich habe schon etwas für uns hergerichtet."

„Kein eigenes Familienleben mehr", jammerte Vater. „Fremde Leute überall im Haus."

„Sie werden uns überhaupt nicht belästigen. Sie werden sich in ihrem Zimmer aufhalten und in der Küche essen. Du wirst sie nicht mal zu Gesicht bekommen."

In diesem Augenblick erschien Mrs. Kane und fragte, ob sie sich ein wenig Senf leihen dürfe.

„Natürlich", sagte Mutter, „nehmen Sie sich nur, was sie brauchen."

„Vielen Dank", lächelte Mrs. Kane, und als sie schon draußen war, steckte sie noch einmal den Kopf zur Tür herein: „Das ist aber doch schrecklich, daß Ihr Gatte auf dem Fußboden schlafen soll. Wir hätten heute noch im Hotel übernachten sollen."

„Oh, das macht ihm gar nichts aus", versicherte Mutter und vermied es, Vater in die Augen zu sehen.

Ohne ein Wort erhob sich Vater, ging mit langen Schritten zum Wohnzimmer hinüber und öffnete die Tür. Das Zimmer enthielt nichts als eine Matratze auf dem Fußboden, die als Bett hergerichtet war, und an Stelle einer Kommode drei aufeinandergestapelte dünne Lattenkisten.

Während Vater noch in sprachloser Wut die Bescherung anstarrte, sprach Mutter eifrig auf ihn ein. „Das erste, was ich morgen früh tue, ist, daß ich eine Bettstelle und eine Kommode kaufe. Jedenfalls", fuhr sie fort, während Vater, immer noch stumm, an den Eßtisch zurückkehrte und sich niedersetzte, „jedenfalls wäre es eine Sünde, wenn wir das Zimmer für uns behielten, wo sie es so nötig brauchen und wir nicht. Und es wäre auch eine Sünde, wenn wir uns dieses Geld entgehen ließen, wo wir nicht die mindeste Unbequemlichkeit davon haben und wo wir die Leute nicht mal zu *Gesicht* bekommen werden . . ."

Hier erschien Mrs. Kane in der Tür, eine Schüssel in der Hand.

„Darf ich Ihnen nicht ein paar von unseren Fleischklößchen anbieten? Ich habe zu viele gemacht, und sie sind wirklich sehr gut." Sie tat einige auf Mutters und, trotz seiner heftig abwehrenden Gebärde, auch auf Vaters Teller.

„Vielen Dank", sagte Mutter, „und möchten Sie nicht etwas von unserem Salat nehmen?"

Mrs. Kane stand in der Tür und kostete. „Hmm, der ist gut! Sie müssen mir das Rezept geben, wie Sie ihn anmachen. Jetzt muß ich mich aber sputen und mein Geschirr wegräumen, eh' Sie kommen."

„Das ist doch die blödsinnigste Einrichtung, die ich mir denken kann!" explodierte Vater. „Zwei Frauen, die beide für sich kochen, an zwei Tischen essen und die Speisen

Ein guter Kamerad

ist auf Reisen viel wert. Man kann sich besonders dann auf ihn verlassen, wenn's mal schwierig wird. Einer, der alles mitmacht, ist der Goliath. Sein Einspritzmotor gibt ihm einmalige Anzugskraft bei geringstem Benzinverbrauch, nämlich nur 5,9 ltr./100 km. Kurzkennzeichen: Schnell, geräumig, elegant, rentabel und immer zuverlässig.

Aufn.: Georg Schmidt

Der „Goliath-Einspritzer": Kein Spielverderber im schweren Gelände, stets einsatzbereit sowohl beim Aufspüren idyllischer Plätze als auch im harten Alltag.

miteinander austauschen. Teufel noch mal! Wenn wir sie schon im Haus haben müssen, können sie ebensogut mit uns zusammen essen."

„Das meine ich auch", stimmte Mutter zu.

Also traf Mutter am nächsten Tag eine neue Vereinbarung mit den beiden, wonach sie ihnen 30 Dollar pro Kopf für Zimmer *und* Verpflegung berechnete. Und nach ein paar Tagen ließ Vater seinen Groll fahren, denn Mutter richtete das Wohnzimmer ganz behaglich ein, und die Kanes waren wirklich sehr nett. Und der Zuschuß kam ihm selber schließlich auch sehr gelegen, denn er gab daraufhin, und weil Steve Kane ihm immer in den Ohren lag, er sei zu schade für Büroarbeit, seine Stellung bei der Lebensmittelgroßhandlung auf und übernahm die Vertretung einer Kaffeeversandfirma für Arizona und Neumexiko.

„Ich hätt' es nicht getan", sagte Vater zu der ängstlich protestierenden Mutter, „aber wo du doch jetzt das Pensionsgeld hast und ich weiß, daß wir nicht zu verhungern brauchen, kann ich doch was riskieren, um vorwärtszukommen."

Mit seinem Kaffee verdiente Vater von Anfang an gut, aber es war natürlich kein regelmäßiges Einkommen. In manchen Monaten war seine Provision hoch, in anderen gering. Das beunruhigte Mutter, die, wie sie selber zu sagen pflegte, „immer gern wußte, woran sie war". Es war ihr schrecklich, wenn sie nichts „auf der hohen Kante" hatte, und sie glaubte keine Gelegenheit zum Geldverdienen auslassen zu dürfen.

Als Vater das nächste Mal auf einer längeren Geschäftsreise war, hörte Mutter wieder von einem Ehepaar, den Sawyers, die ein Zimmer suchten. Sie stammten aus einer kälteren Gegend des Landes, und Mrs. Sawyers hatte ein Kind verloren und war darüber so schwermütig geworden, daß ihr Mann sie nach Phoenix brachte, wo er sich in der Wärme und Sonne Erholung für sie erhoffte.

Mutter gab den Sawyers ihr und Vaters Zimmer und mietete für sich selber eine Bett-Klappcouch, die sie ins Eßzimmer stellte. Da der Weg ins Badezimmer durch eins der Schlafzimmer führte, mußte sie sich also jetzt am Ausguß in der Küche waschen. „Aber ich wüßte nicht wie ich auf einfachere Weise zu zwei Dollar am Tag kommen könnte" sagte sie zu Rose Kane. Und sie sagte den Sawyers ausdrücklich, daß sie nur so lange bleiben dürften, bis Vater heimkäme.

Als Vater kam, wetterte und tobte und schrie er so laut, daß Mutter ihn rasch in die Küche zerrte.

„Du solltest dich schämen", schalt sie. „Da hat diese arme Frau ihr Kind verloren, und du führst dich so auf!"

„Tut mir leid, daß sie ihr Kind verloren hat", schnaubte Vater, „aber ist das ein Grund für mich, daß ich mich im Ausguß waschen und auf einer Couch schlafen soll, wo meine Füße überhängen?"

„Um Himmels willen – wie sehe ich aus?!"

Das ist der Stoßseufzer, wenn man ich am Abend eines schönen Sommer-ages im Spiegel betrachtet. Wirr und erzaust, stumpf und spröde sieht das laar auf einmal aus — ein richtiger truwwelpeter schaut Ihnen entgegen. nd wirklich: Sommer, Sonne, Wind nd Wasser spielen dem Haar oft übel it. Selbst die moderne Kurzhaarfrisur : solchen Strapazen nicht gewachsen. a ist es unerläßlich, dem Haar durch :htige Pflege Glanz und Geschmeidig-it zurückzugeben. Am besten eignet sich hierzu KEMT, das dem Haar die fehlenden Glanzstoffe wieder zuführt und das zudem mit biologisch hochwirksamen Substanzen angereichert wurde. Täglich ein Hauch KEMT erhält Ihr Haar gesund und schön. Ob naturfarbenes oder modisch gefärbtes Haar, ob Tages- oder Abendfrisur, kurz oder lang: Immer wird KEMT dafür sorgen, daß Ihr Haar volle Bewunderung findet. Und — Ihre Frisur bekommt durch KEMT festen Halt.

Der praktische Zerstäuber macht die Anwendung von KEMT besonders angenehm. Er ermöglicht es, das Haarglanzmittel hauchfein zu verteilen, ohne daß man sich dabei die Hände beschmutzt.

„Warum sollen denn deine Füße überhängen?" fragte Mutter.

„Weil das verdammte Ding viel zu kurz ist. Das ist ja ein Kinderbett!" Damit ging Vater mit Riesenschritten ins Eßzimmer und warf sich auf die Couch. Mutter sah, daß er recht hatte. Es war ein halber Meter Couch zuwenig und ein halber Meter Vater zuviel.

„Das richte ich schon", versprach Mutter. „Ich stelle eine Kiste ans Fußende, mit einem Kissen darauf. Das wird sehr bequem. Es ist ja bloß für drei Tage; ihre Zeit ist am Sonntag um."

Aber als der Sonntag kam, wollten die Sawyers nicht fort. „Bitte lassen Sie uns noch eine Woche bleiben", bettelte Mr. Sawyer bei Mutter. „Meiner Frau geht es so viel besser. Sie sagt, sie muß noch hierbleiben — sie *muß* einfach."

Am Ende der nächsten Woche war es genau das gleiche.

„Na also", stöhnte Vater, „ich bin ja viel unterwegs, da habe ich es wenigstens anderswo bequemer als im eigenen Haus."

Aber sein Zorn hielt nie lange an. Mrs. Sawyer war so rührend, so ein dünnes, kleines Ding. Er wetteiferte schließlich mit den anderen, sie zum Essen zu bewegen und zum Lachen zu bringen. Und Vater konnte auch nicht gleichgültig bleiben gegen all das Geld, das ins Haus kam. Sie hatten jetzt schon ein ganz hübsches kleines Bankkonto, auf das Mutter mächtig stolz war.

Auch Vater ließ sich nicht leicht eine Gelegenheit zum Geldverdienen entgehen. Aber ungleich Mutter war er immer darauf aus, den einen oder anderen „großen Coup" zu landen. „Ich kann meine Zeit nicht mit dieser Pfennigklauberei vergeuden", pflegte er zu Mutter zu sagen.

Einmal, als Vater auf Geschäftsreise war, hatte Mutter mit einem Mal ein merkwürdiges Gefühl — sie hatte immer merkwürdige Gefühle der oder jener Art, und gewöhnlich waren sie auch begründet. So beharrlich war diese Ahnung, daß sie ihren Hut aufsetzte und zur Bank ging und nach ihrem Konto fragte. Es betrug nicht ganz 9 Dollar!

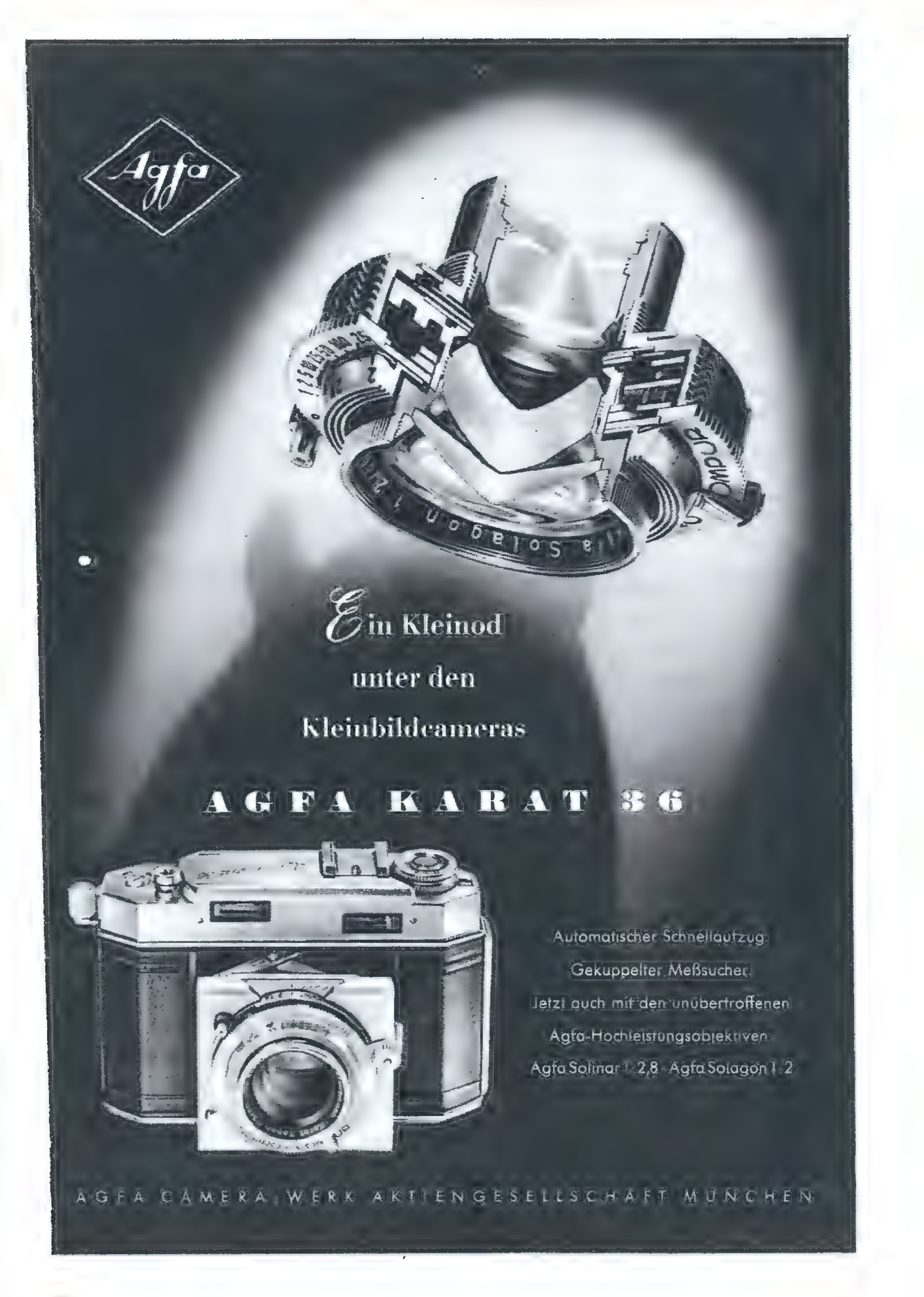
Ja, sagte der Kassierer, ihr Mann habe das Geld vor einiger Zeit abgehoben.

Fast von Sinnen entschloß sich Mutter zu einem Ferngespräch mit Vater — eine unerhörte Extravaganz.

Vater ließ sich beschwichtigend aber unbestimmt vernehmen. Jawohl, er habe das Geld abgehoben. In einer Woche werde er wieder daheim sein und ihr alles erzählen.

Tags darauf bekam Mutter eine in Vaters Handschrift adressierte Brief, darin steckte ein gedruckter Zettel, die Anzeige einer Versteigerung von Parzellen, mit Platzmusik und Gratislimonade. Das war alle.

Vater kam eines Abends nach dem Essen heim, mit der selbstgefälligen Miene eines Katers, der eben einen Kanarienvogel gefressen hat. Die Kanes und die Sawyers verflüchtigten sich, ein häusliches Ungewitter ahnend, in ihre Zimmer.


Agfa
Ein Kleinod
unter den
Kleinbildcameras
AGFA KARAT 36
Automatischer Schnellaufzug
Gekuppelter Meßsucher
Jetzt auch mit den unübertroffenen
Agfa-Hochleistungsobjektiven
Agfa Solinar 1:2,8 · Agfa Solagon 1:2
AGFA CAMERA-WERK AKTIENGESELLSCHAFT MÜNCHEN

Mutter fiel gleich mit einer flammenden Strafpredigt über ihn her, daß er „unser Geld" abgehoben habe, ohne sie zu fragen. Er hörte sich alles an und sagte dann ganz ruhig, er habe ein Stück Land in der Nähe der Universität von Arizona gekauft — ja — 100 Morgen.

„Ich habe es billig bekommen" erklärte Vater, „rund drei Dollar der Morgen."

„Drei Dollar der Morgen!" Mutter schnappte nach Luft, denn dies bedeutete, daß er die ganzen Ersparnisse verbraucht hatte. „Was willst du denn mit dem Stück Land anfangen?"

„Hast du nicht den Zettel gelesen, den ich dir geschickt habe?"

„Natürlich habe ich ihn gelesen, aber ich begreife nicht, was das heißen soll."

„Genau das, was darauf steht. Ich habe dieses Grundstück in Parzellen aufgeteilt. Ich habe ein großes Zirkuszelt gemietet und eine Musikkapelle. Und einen Auktionator und eine Menge Fuhrwerke. Ich hab' es fertiggebracht, daß Leute hinkamen, und ich hab' die Parzellen versteigert. Gratislimonade hab' ich auch spendiert."

„Hat man so was schon gehört! Unser gutes Geld auf so verrückte Art hinauszuwerfen!" Und dann nach kurzer Besinnung: „Hast du was von den Parzellen verkauft?"

Vater nickte mit geheucheltem Gleichmut. „Ein paar." Dann stand er auf und ließ alle Vorhänge herunter, ganz langsam und bedächtig. Vater wußte, wann ein dramatische Moment für ihn gekommen war.

„Ja, ich hab' ein paar verkauft" wiederholte er. Und dann leerte vor Mutter, der fast die Augen a dem Kopf fielen, seine Taschen un holte einen Stoß Banknoten nac dem anderen hervor, bis der gan Tisch bedeckt war. Zum Schluß ka ein Leinenbeutel mit Gold- un Silbermünzen.

„Willst du einmal nachzählen fragte Vater. „Soviel ich weiß, sir es 1827 Dollar. Was sagst du nun

Mutter war so aufgeregt, daß ihr die Sprache verschlug. „Du bi wirklich großartig", brachte schließlich hervor.

Ein paar Tage später kam M Sawyer zu Mutter, übers ganze G sicht strahlend, und sagte, sie würd nun wieder in ihre Heimat zurüc kehren. Auch Mrs. Sawyer sah stra lend glücklich aus, und nach de Abendessen lud sie Mutter zu eine langen Schwatz in ihr Zimmer e

„Was ist wohl mit denen los sagte Vater zu Mutter, als sie zu Be gingen. „Die ganze Zeit konnten nicht fort, *mußten* durchaus bleibe und jetzt geht's auf einmal Hals üb Kopf davon. Das ist ja wirklich heimnisvoll."

„Nein, gar nicht", versetzte Mu ter. „Sie erwartet ein Kind. Sie sa mir, sie mußte hierbleiben, bis sie andern Umständen war, weil sie nau wußte, daß sie nicht schwan werden würde, wenn sie früher w ginge."

ES BEGANN IN PARIS

Sie war eines von jenen Mädchen, wie man sie nur in Paris findet, voll Charme und einem unnachahmlichen Instinkt für die Schönheiten des Lebens. Sie hieß Manon und hatte einen zauberhaften Mund. Als ich ihr zum ersten Mal begegnete, übte sie auf mich eine besondere Anziehungskraft aus und ich fand in diesem Augenblick meinen Wunschtraum in Paris erfüllt.

Es war in einer eleganten Parfumerie der Champs Elysee und Manon fragte mich nach meinen Wünschen. Sie paßte glänzend in diese elegante, sehr pariserische Aufmachung. Es machte mir Spaß, mich von Manon beim Einkauf kleiner kosmetischer Kostbarkeiten für meine Schwester beraten zu lassen, und ihr gefiel es offensichtlich, mich in die Geheimnisse französischer Parfums und eines echt französischen Lippenstiftes einzuweihen. Auch ein Mann müßte schließlich wissen, warum Frauen auf der ganzen Welt am liebsten einen französischen Lippenstift verwenden. „So ein Lippenstift ist voll von Romanzen: Essen, trinken, rauchen und küssen, ohne Spuren zu hinterlassen, ist das nicht wunderbar? Eine Französin schminkt sich die Lippen nicht einfach knallrot! Sie sucht bewußt einen fetthaltigen Lippenstift, der dem Mund einen lebendigen Ausdruck verleiht, ihn sprechend macht." Bei diesen Worten holt Manon aus ihrem Handtäschchen ein niedliches, kleines Etui, auf dem GUITARE-PARIS stand. Damit verriet sie mir nicht nur ihre eigene, sondern, wie sie sagte, auch die Lieblingsmarke von Millionen Frauen auf der ganzen Welt.

GUITARE-PARIS, *der nicht schmierende Lippenstift.*

„So eine verrückte Idee!" brummte Vater. „Konnte sie nicht bei sich daheim schwanger werden? Übt das Haus hier einen besonderen Zauber aus?"

„Vielleicht", sagte Mutter. „Rose Kane bekommt jedenfalls eins."

„Na ja, schön."

„Und", setzte Mutter wie beiläufig hinzu, „wir auch."

„Heiliger Kilian!" fuhr Vater hoch. „Warum wird einem das denn nicht gesagt?"

Das Geld, das Vater bei der Auktion verdient hatte, brannte ihm in der Tasche. Da waren diese Bergbaurechte, die für ein Butterbrot zu haben waren. Da war diese Eisfabrik. Und da waren auch noch andere Grundstücke in der Nähe der Universität.

Mutter war ebenfalls auf Grundbesitz aus. (Sie wollte auch, daß Vater sein Geld in etwas Vernünftigem anlegte.)

„Wir müssen dieses Grundstück nebenan kaufen", beharrte sie.

„Weshalb, um Himmels willen?" wollte Vater wissen.

„Weil Mr. Schmalz es kauft, wenn wir's nicht tun."

„Heiliger Kilian!" stöhnte Vater.

Mr. Schmalz war der Flickschuster der Stadt und hatte elf Kinder, das älteste war vierzehn Jahre alt.

„Was wir haben", fuhr Mutter fort, „reicht gerade für das Grundstück und ein Fünfzimmerhaus."

„Haus?" fragte Vater.

„Es hat keinen Zweck, ein leeres Grundstück zu besitzen; wenn etwas dabei herauskommen soll, müssen wir ein Haus darauf bauen."

Also kauften sie den Baugrund und Mutter zeichnete die Pläne für das Haus, denn sie wollte ihr eigener Bauunternehmer sein und die Handwerker selbst anstellen.

„Ich habe zugesehen, wie unser Haus gebaut wurde", entgegnete sie auf Vaters Einwände. „Ich mache es einfach nach, nur mit einem Zimmer mehr. Du weißt wohl noch, wie ich immer soviel gefragt habe. Ich habe die genauen Angaben alle hier, in meinem Kochbuch." Und sie holte das Buch hervor, und da standen zwischen den Anweisungen fürs Eierkuchenbacken und Nudelnausrollen die „Rezepte" für Zement und Mörtel und die richtige Mischung von Farbe und Öl für den Anstrich, und wieviel Nägel man für eine Dachschindel braucht.

Mit dem Buch in der Hand machte sie ihre Kontrakte mit den Maurern, Gipsern und Anstreichern, den Schreinern und Rohrlegern. Jede Minute, die sie erübrigen konnte, benutzte sie dazu, nach dem Rechten zu sehen. Sie achtete darauf, daß beim Unterbau nicht mit Zement geknausert wurde. Wenn der Anstrich dickflüssiger war, als er ihrer Meinung nach sein mußte, griff sie zu und mischte die nächste Portion selber. Sie rief zu den Dachdeckern hinauf: „Daß ihr mir auch nicht zuwenig Nägel in die Schindeln tut!" Und Vater mußte aufs Dach steigen und die Nägel nachzählen.

Die FILTER Zigarette für Anspruchsvolle

SUPRA-Filter

für alle, die sich in der Hast unserer Tage schonen, auf den Genuß einer feinen Zigarette aber nicht verzichten möchten.

Gefilterter Rauch – Reiner Genuß!

Man kann sich die Wut vorstellen, die die Handwerker auf sie hatten!

Eines Tages kam Vater nach einer Besichtigung auf dem Bau hereingetobt. „Die Leute sagen, es soll drüben keine Küche gebaut werden. Wie willst du denn ein Haus ohne Küche verkaufen?"

„Wir wollen es ja gar nicht verkaufen", beruhigte Mutter ihn, „wir wollen es vermieten. Wozu ein Wohnzimmer oder eine Küche, wenn die jungen Leute sie doch nicht brauchen? Eine Küche können wir später immer noch haben, wenn wir wollen. Aber jetzt wollen wir bloß Schlafzimmer, und es können immer zwei Mann in einem schlafen. Jeder für 7,50 Dollar monatlich, das macht 15 Dollar, und 5 mal 15 macht 75 Dollar."

„Von was für jungen Leuten redest du denn eigentlich?" sagte Vater gereizt.

„Na, Cass Casoo, Jerry Blake und ihr Freund, Walter Hanny, und sie kennen noch drei andere, die auch kommen wollen. Das macht schon sechs. Und sie sagen, die übrigen vier kriegen sie leicht."

„Mein Gott!" Vater schnappte nach Luft. „Du wolltest Schmalz mit seinen elf Kindern nicht haben, und jetzt sollen diese Jünglinge zehn Mann hoch neben uns wohnen!"

„Die sind doch den ganzen Tag über nicht daheim."

„Aber abends. Nimm an, sie haben Saufereien, bringen Weiber mit . . ."

„Ich bekomme nur solche, die so was nicht tun. Cass ist ein anständiger Junge — unterrichtet in der Sonntagsschule — und Jerry ist auch ein anständiger Kerl, und sie werden ihre Freunde bringen. Es wird kein Mietshaus, es wird eine Art Klub werden."

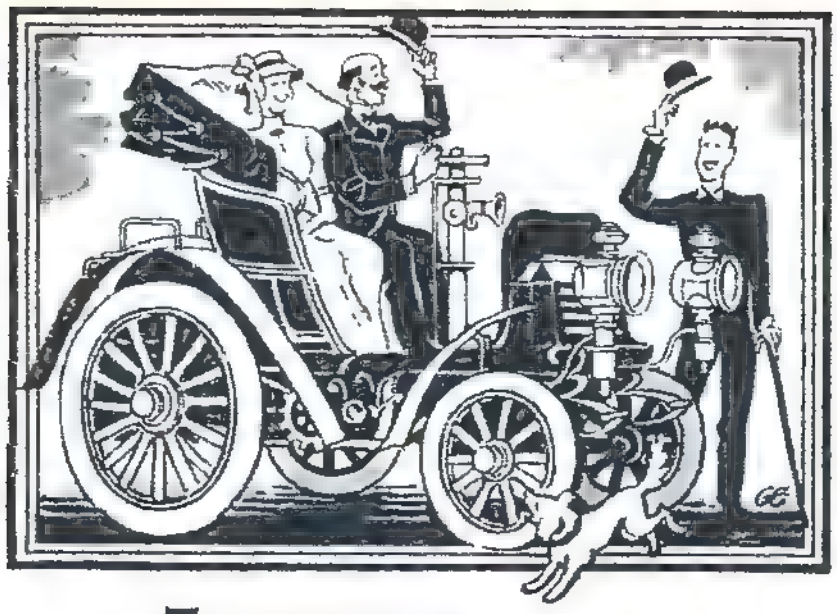
„Was rede ich überhaupt noch", stöhnte Vater, „du tust ja doch, was du willst. Mietshaus! Meine Frau vermietet Zimmer!"

Der Klub war von allem Anfang an ein Erfolg. Den jungen Männern gefiel das Gemeinschaftsleben, und Mutter hatte von nebenan ein Auge auf alles und besprach Dinge, die besprochen werden mußten, mit Cass Casoo, dem Hausvorsteher.

„Hören Sie, Cass", sagte sie etwa, „wenn Ihre Freunde meine Handtücher zum Schuhputzen nehmen, gebe ich überhaupt keine mehr. Hier sind ein paar alte Lappen, die dazu benutzt werden können."

Es waren nette junge Burschen, die da beisammen waren, und Mutter ging wie eine ältere Schwester mit ihnen um; sie nahm sie zu zweit und dritt zum Essen herüber, sie wies sie zurecht, wenn es not tat, sie hörte sich ihre Liebesnöte an, sorgte dafür, daß sie sich die Haare schneiden ließen, und pflegte sie, wenn sie krank waren.

Selbst mein Erscheinen änderte nichts daran, denn, wie Vater immer gern sagte, „wenn du jetzt in einem Geschäft arbeiten würdest oder als Schneiderin zu den Leuten ins Haus gehen müßtest, wäre es schwierig mit einem Baby. Aber du betreibst ein Geschäft, bei dem es nichts aus-



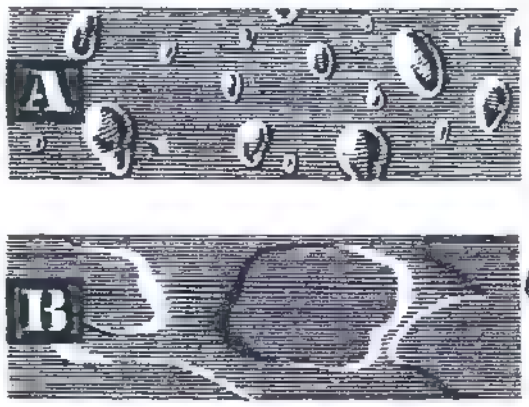
50.000 DM-Auto fuhr nur 22 km/h

Die Entwicklung des Kraftwagens zeigt, was Fortschritt für die Menschheit bedeutet. Das erste brauchbare Automobil der Welt mit einer Höchstgeschwindigkeit von 22 km/h kostete 50 000 DM. Damals wurde jeder Wagen in monatelanger Arbeit Stück für Stück von Hand gebaut. Das Lackieren der Karosserie dauerte allein 6 Wochen, 1922 aber 30 Tage, ein Jahr später, als der Nitrozellulose-Lack aufkam, nur 5 Stunden. Heute hat der Kunstharzlack diese Zeit auf 20 Minuten heruntergedrückt.

Merkwürdigerweise war die ideale Lackpflege mit Wachs noch bis in die jüngste Zeit hinein ausgesprochene „Knochenarbeit": ein mittelgroßer Wagen erforderte 6—8 Stunden. Nach fünfjähriger wissenschaftlicher Laboratoriums- und praktischer Erprobungsarbeit hat Johnson mit Car-Plate dieser Plackerei jetzt ein Ende bereitet. Lackpflege mit Car-Plate dauert nur 20 Minuten. Überdies ist Car-Plate-Flüssigwachs mühelos anzuwenden: man trägt es auf, läßt trocknen und wischt dann leicht ab. Das überraschende Ergebnis dieser einfachen Behandlung sind unübertrefflicher Hochglanz und langanhaltender Schutz gegen Sonne und Regen — für viele Monate.

Die bei älteren Wagen notwendige Vorreinigung der Lackoberfläche von Schmutz, Öl, Fett, „toter" Farbe usw. besorgt auf ähnlich arbeit- und zeitsparende Weise Johnson's Carnu.

Wie oft wachst man mit Car-Plate?



Dafür gibt es eine einfache Faustregel. Wasser perlt von der Lackoberfläche ab, solange genügend Wachs darauf ist (A). Sobald aber die Wassertropfen zu verlaufen beginnen, ist es an der Zeit, mit Car-Plate nachzuwachsen (B).

Also: Reinigung mit Carnu, Hochglanz mit Car-Plate. Car-Plate und Carnu sind an jeder Tankstation erhältlich oder werden Ihnen auf Wunsch dort gern beschafft.

Kostenlos!

Ratgeber für fachmännische Wagenpflege durch
JOHNSON'S WACHS PRODUKTE GMBH.
Hamburg 11, Rödingsmarkt 24

macht. Du bist schon eine verdammt tüchtige Frau!"

Dieses ständige Herumreiten darauf, wie „verdammt tüchtig" sie sei, verdroß Mutter. „Manchmal denke ich wirklich, es macht dir Spaß, wenn ich arbeite", schmollte sie dann wohl.

„Tut es auch", nickte Vater, „weil es *dir* Spaß macht. Wenn es dir keinen mehr macht, kannst du ja aufhören."

„Wie kann ich aufhören, wo ich weiß, daß du dich immer wieder auf verrückte Unternehmungen einläßt."

„Sie sind nicht verrückt", protestierte Vater, „es sind goldene Gelegenheiten. Es wäre eine Sünde", fuhr er in Mutters eigenen Worten fort, „sie vorbeigehen zu lassen, wenn sie sich bieten."

VATERS nächster „großer Coup" nahm sich in der Tat einigermaßen wahnwitzig aus. Er kaufte eine Wäscherei in der nahegelegenen Stadt Tucson.

„Aber verstehst du denn etwas von Wäscherei?" stöhnte Mutter, als sie sich vom ersten Schreck erholt hatte.

„Nein, ich nicht, aber der bisherige Meister — und das ist ein erstklassiger Mann — bleibt im Betrieb. So, wie der vorige Besitzer einfach den Gewinn eingesteckt hat, werde ich ihn jetzt einstecken. Und das ist nicht wenig — ich habe in die Bücher geschaut — durchschnittlich 300 Dollar im Monat."

„Warum gibt denn einer ein so gutes Geschäft auf?"

„Weil Stacey sich zur Ruhe setzen will. Er zieht weg, zu seinen Kindern."

Mutter schüttelte den Kopf. „Da ist etwas sehr, sehr faul an der Sache", sagte sie.

Und sie hatte recht.

Der alte Stacey entpuppte sich als ein (um mit Vater zu reden) „verdammtes, dreckiges, hinterhältiges Stinktier". Anstatt zu seinen Kindern zu ziehen, blieb er in Tucson und eröffnete eine neue Wäscherei. Die Perle von Meister, die wichtigsten Arbeiter und den Großteil der Kundschaft nahm er mit.

Vater jammerte und stöhnte und rannte im Zimmer auf und ab. „Bei mir geht das Geschäft nicht. Ich kann die fälligen Zahlungen nicht leisten. Was soll ich tun?"

„Tun? Ich würde das Geschäft an den Nagel hängen", riet Mutter. „Gib ihm seine elende Wäscherei zurück. Nimm deinen Verlust hin und laß es dir eine Lehre sein."

„Nein", entschied Vater, „ich werde den Kampf mit ihm aufnehmen. Ich werde mir Geld verschaffen. Hör mal, wir können doch etwas auf die Häuser hier aufnehmen..."

„Nie!" fiel Mutter ihm ins Wort. „Nie! Nicht einen Cent nehme ich auf die Häuser auf. Daran hängt doch unsere Existenz. Ich habe keine Lust, mit zwei kleinen Kindern ohne Dach über dem Kopf auf der Straße zu sitzen." (Das zweite war Philipp, geboren, kurz nachdem Vater die Wäscherei gekauft hatte. Oliver kam ein paar Jahre später.)

So pendelte Vater denn weiter

Der duftende
KHASANA DEODORANT zerstört sofort jeden Körpergeruch. Wirkt köstlich erfrischend und kühlend durch leichtes Aufstreichen auf die Haut. Und sein einzigartiger Vorzug: Lang anhaltender, herrlicher Duft! Erhältlich in 2 Parfümierungen:
KHASANA - Das Unvergängliche.
LAVENDEL - Ein Duft von Reinheit und wohltuender Frische. Von Herren bevorzugt, desinfizierend und porenschließend nach der Rasur. DM 2,25 - Großpackung: 3,75
Deodorant
KHASANA
Preis DM 2,25

zwischen Phoenix und Tucson hin und her, plagte sich mit einem Betrieb, von dem er nichts verstand, und kämpfte gegen die Konkurrenz des dreckigen Stinktiers, so gut er konnte. Mit jedem Mal brachte er schlechtere Nachrichten heim. Er konnte nicht essen, er konnte nicht schlafen.

„Du siehst ruhig zu, wie der alte Gauner mich ruiniert", warf er Mutter vor.

„Dich kann der alte Gauner vielleicht ruinieren", versetzte Mutter, „aber mich nicht. Ich gebe die Häuser nicht weg."

Dann hörte sie Vater eines Tages pfeifend den Gartenweg daherkommen. Sie wußte gleich, daß er ihr etwas zu sagen hatte, sie sah es ihm am Gesicht an. Aber er wartete, bis das Abendessen vorbei war und die Pensionäre sich auf ihre Zimmer zurückgezogen hatten.

„Na, Mutter", begann er behaglich, „ich denke, du wirst die Häuser doch verkaufen."

„Also das haben wir doch alles schon hundertmal besprochen."

„Schau, was haben wir hineingesteckt — 4000 Dollar? Jetzt nimm mal an, wir würden 7500 dafür kriegen."

„Wir kriegen keine 7500 dafür, und ich verkaufe sowieso nicht."

„Zehntausend — würdest du das nehmen?"

„Nein", sagte Mutter. „Willst du jetzt mit dem Unsinn aufhören!"

„Kein Unsinn. Willst du für 12 000 verkaufen? Ja oder nein."

„Natürlich würde ich für 12 000 verkaufen. Bist du jetzt fertig mit der Kinderei?"

„Ich bin fertig", grinste Vater und zog einige Papiere hervor.

„Das dacht' ich mir doch, daß 12 000 dich herumkriegen würden. Hier, unterschreib."

Es war eine jener phantastischen Grundstückstransaktionen, wie sie zur Zeit der Hochkonjunktur des jungen amerikanischen Westens so häufig vorkamen. Die Kunde hatte sich verbreitet, daß ein großes Kurhaus in Phoenix gebaut werden sollte. Man riß sich um die Grundstücke in der Umgebung, und Mutters Häuser waren nur ein paar hundert Meter davon entfernt.

Aber Mutter weigerte sich, zu unterschreiben, bevor ihr nicht 4000 Dollar für den Bau eines neuen Hauses in Tucson zugesichert würden. „Und", sagte sie, „es wird ein großes Haus werden, mit einer Menge Schlafzimmer — für Pensionäre!"

Was Vater betrifft, so führte er mit Geld und gerechtem Zorn bewaffnet, seinen Kampf erfolgreich weiter, bis er schließlich Besitzer beider Wäschereien war, während der „alte Gauner" Stacey die Stadt verlassen mußte.

Eine Zeitlang glaubte Mutter sogar wirklich, Vater würde nun seßhafter werden. Er redete von keinem „großen Coup" mehr, sondern beschränkte sich auf bescheidenere Probleme: wie man die Pullman-Schlafwagengesellschaft dazu bewegen kö

...DARAUF EINEN *Dujardin*

ne, ihr Linnen nach Tucson zum Waschen zu geben anstatt nach El Paso, oder wie man mehr und mehr schmutzige Wäsche den Waschfrauen entziehen könne.

Und dann, als sich alles gerade so rosig und friedlich anließ, zog sich Vater plötzlich aus dem Geschäft zurück und betraute Russ Logan, seinen Friseur, mit der Leitung.

„Deinen Friseur?" staunte Mutter.

Vater blieb dabei. „Das ist ein fixer Kerl; es wird tadellos gehen, sag' ich dir."

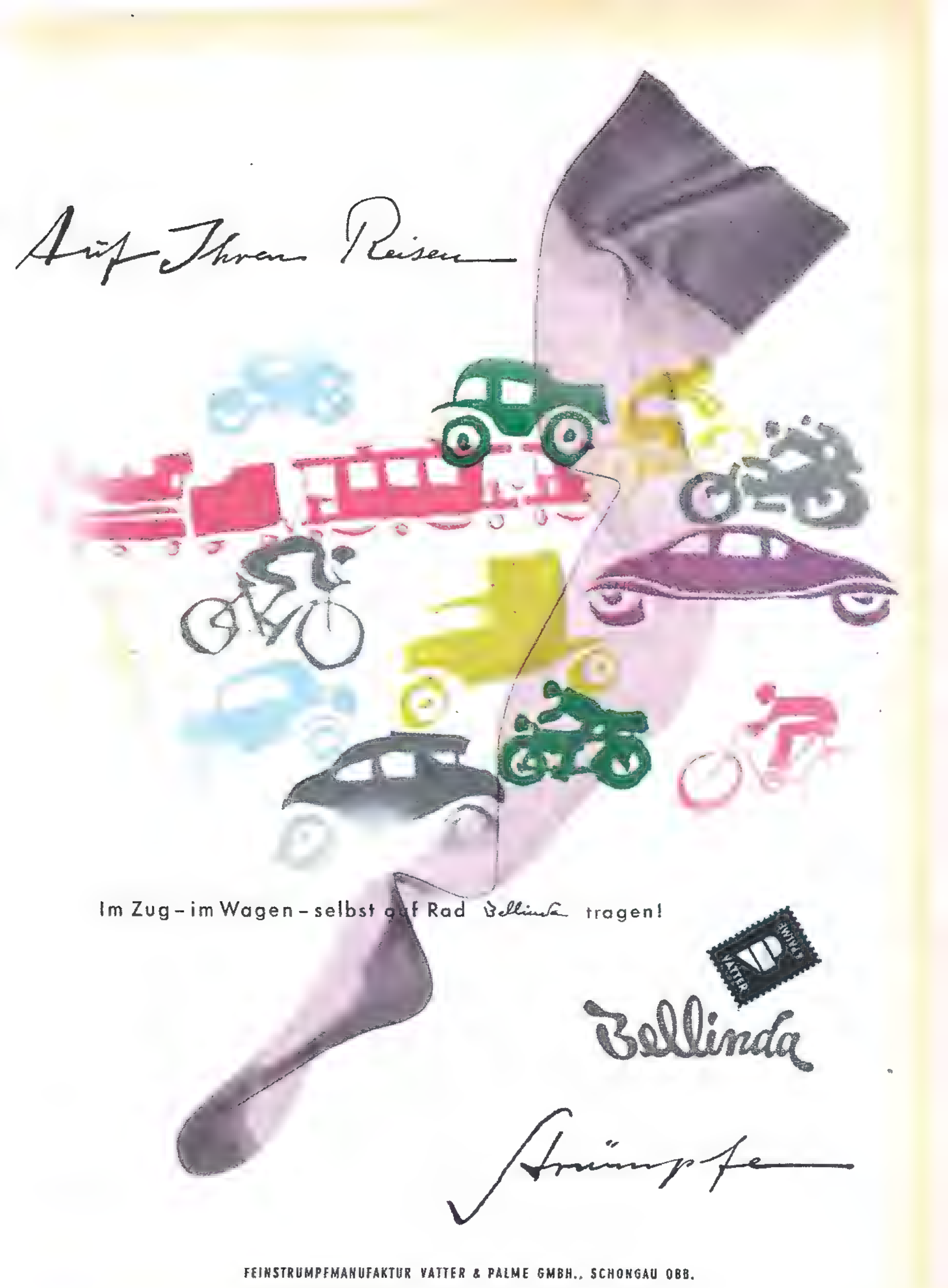
Unglaublicherweise ging es auch. Der Friseur stellte einen außerordentlich tüchtigen Mann als Meister an. Er selber beschränkte sich auf sein wahres Talent, das darin bestand, Freunde zu gewinnen — und aus Freunden wurden Kunden. Und Vater hatte sein regelmäßiges Einkommen, ohne noch einen Fuß in den Betrieb zu setzen. Vater war eben seinem ganzen Temperament nach nicht für gleichbleibende Arbeit geschaffen. Wie Mutter einmal zu mir sagte: „Euer Vater zündet unter einem Topf ein Feuer an, und sobald es anfängt zu kochen, nimmt er sein Feuer weg und tut es unter einen anderen Topf."

Grundstücke, Viehfarmen, Hotels, Theater, Bergwerke, eine Bank — ach, diese Unglücksbank! — Ölquellen — Vater hatte seine Finger in allem, und von jedem versprach er sich, daß es uns zu einer „sorgenlosen Existenz" verhelfen werde! Aber immer wieder kam er jammernd heim, er sei „kaputt", und lag Mutter in den Ohren, sie müsse im Haushalt sparen. Und am nächsten Tag borgte er sich irgendwo 10 000 Dollar, um sie in einer Goldmine anzulegen!

Kein Wunder, daß Mutter Pensionäre aufnahm.

Wir hatten nie Pensionäre, die das ganze Jahr über blieben, und wenn im Sommer unsere Gäste — zum größten Teil Lehrer und Touristen — uns verließen, sagte Mutter jedesmal: „Also im Herbst nehme ich nicht so viele auf." Aber dann kam der Herbst, und sie vermietete zuerst das Wohnzimmer, dann das Nebenzimmer. Dann kamen unerwartet Leute, die schon früher bei uns gewohnt hatten — wie konnte sie die abweisen? — oder Freunde oder Verwandte früherer Gäste. Oder Vater brauchte gerade wieder besonders dringend Zuschuß. Und nicht lange so war die Familie abermals in den einen kleinen hinteren Schlafzimmer oder in der zum Schlafen hergerichteten Veranda zusammengequetscht.

Wir waren selber lebenslustige Leutchen und betrachteten die Pensionäre als zur Familie gehörig. Wenn wir eine Gesellschaft gaben, waren sie natürlich dabei. Wenn wir ihr Zimmer zum Tanzen brauchten hieß es: hinaus mit ihren Betten weg mit ihren Teppichen. Wir stellten sie an zum Tischkarten-Malen Kuchen-Überzuckern, Mayonnaise-Rühren, Teppiche-Aufrollen, gelieh-


Auf Ihren Reisen
Im Zug – im Wagen – selbst auf Rad Bellinda tragen!
VATTER & PALME
Bellinda
Strümpfe
FEINSTRUMPFMANUFAKTUR VATTER & PALME GMBH., SCHONGAU OBB.

ne Möbel-Transportieren. Wenn die Köchin ging, halfen die Pensionäre beim Geschirrspülen. Für Familienanschluß bezahlten sie, und Familienanschluß bekamen sie.

Mutter war im übrigen keine besonders ordentliche Hausfrau. Bei uns wurde immer alles aufbewahrt und lag herum, und wenn es gar nicht mehr anders ging, wurden die Sachen schleunigst in irgendeine Truhe oder einen Schrank gestopft. Noch heute traut man sich einen Schrank in Mutters Haus nur vorsichtig zu öffnen, weil einem sonst alles mögliche auf den Kopf fällt.

Mutter scheute sich, etwas wegzuwerfen, weil sie immer dachte, sie könnte es doch noch einmal gebrauchen — und meistens war das auch der Fall. Aber welchen Krempel hamsterten wir da! Zerbrochene Bilderrahmen, Tassen ohne Henkel, Tennisschuhe mit durchgelaufenen Sohlen, alte Zeitschriften, zerbrochene Möbel. Da war ein halbes Wörterbuch — eins von den dickleibigen —, das ich jahrelang wegzuwerfen versuchte. Wie es geschehen konnte, daß Mutter sich die andere Hälfte hatte entgehen lassen, weiß ich nicht, aber an diesem Teilstück hielt sie wie eine Löwin fest, und wir Kinder mußten alle bei den Mahlzeiten der Reihe nach darauf sitzen.

Unser Tischzeug war wahllos zusammengestoppelt — Servietten aus alten Tischtüchern, die Mutter aus der Wäscherei entnommen hatte, Blechbestecke, gesprungene Teller. Zu jedem neuen Kostgänger, der seine halbe Serviette entfaltete oder nach seiner Blechgabel griff, sagte Vater immer wieder dasselbe: „Wir haben auch bessere Sachen, aber die sind zu gut für uns."

Und Mutter entgegnete dann jedesmal: „Ich spare das Silber für Rosemary auf" — ich bin jetzt schon viele Jahre verheiratet und habe es noch nicht bekommen — „du weißt, wie deine Wäscherei mir meine guten Servietten zurichten würde."

In der Küche jedoch war alles in bester Ordnung, und wie tüchtig unsere Köchin auch sein mochte, Mutter war immer in der Nähe des Herdes und kochte entweder selbst oder überwachte alles.

Kein Gericht kam auf den Tisch ohne daß sie es gekostet und seinen Geschmack noch verbessert hätte. Mutter kochte nach dem Gefühl und es war sehr schwer, ein Rezept von ihr zu bekommen, denn sie hatte die Angewohnheit, ein bißchen von dem und ein bißchen von jenem zu nehmen. Mir taten immer unsere Köchinnen leid, wenn sie ihre Anweisungen zu befolgen suchten.

„Also heut abend", sagte sie etwa, „wollen wir einmal einen Maismehlbrei nach guter alter Art machen."

„Wie ist das Rezept?" fragte die Köchin.

„Ach, dafür braucht man kein Rezept. Nehmen Sie einfach Maismehl..."

Wenn man die genaueren Maße wissen wollte, erklärte sie nur: „O, eine ganze Menge Maismehl."

Und wenn die Fragerin sich imm

NESCAFE
NESCAFE
NESTLE
KAFFEE-EXTRAKT
IN PULVERFORM
Aus 100%
Bohnenkaffee
Kaffee - Extrakt in Pulverform

noch nicht zufrieden gab, seufzte Mutter schließlich: „Na, die blaue Schüssel da fast voll." Und hernach zu uns Kindern: „Gott im Himmel, wenn man ihnen alles erst sagen muß, kann man's ebensogut gleich selber machen."

Sonntags gab es fast immer Huhn. Das Sonntagmittagessen war eine großmächtige Angelegenheit, und was für ein Hasten und Treiben, bis es zubereitet war! Mutter kam den ganzen Vormittag nicht von dem alten Küchenherd weg, und diejenigen Pensionäre, die nicht zur Kirche gingen, fanden sich bei ihr ein und wurden zu allerlei Verrichtungen angestellt — Nüsse knacken, Salat putzen, Bohnen schneiden. Mutter, flinker als drei, war meistens zuerst fertig und nahm dann wohl dem einen oder anderen die Arbeit aus den Händen mit einem ungeduldigen „Oh, Sie zerbröckeln mir ja die ganzen Nüsse!" oder „Feine Schnipsel hab' ich gesagt, nicht dicke Brokken!" Niemand schnitt ihr die Bohnen dünn genug.

Wir aßen so viel, daß wir ganz schläfrig wurden; aber die Sonntagnachmittage waren viel zu kostbar, um sie zu verschlafen. Vater war Mitbesitzer eines Automobils, eines hervorragenden Erzeugnisses der Technik, das seitlich angekurbelt wurde. An den Werktagen wurde es zu Geschäftszwecken benutzt, und an den Sonntagen stand es abwechselnd einer anderen Familie und uns für Vergnügungsfahrten zur Verfügung.

Wir nahmen immer so viele Pensionäre mit, als der Wagen fassen konnte. Manchmal sagten sie: „Aber stören wir denn nicht? Möchten Sie nicht lieber mal allein sein?"

„Allein?" versetzte Vater. „Wo wäre denn da der Spaß?"

IN ERINNERUNG an den Jungmännerklub in Phoenix grübelte Mutter schon seit langem über die Verwendung des Platzes hinter dem Haus nach. Als Vater dann eines Tages verlauten ließ, er brauche eine Garage für den Gemeinschaftswagen, stimmte Mutter eifrig zu.

Wie gewöhnlich überließ er die Ausführung dieses Beschlusses ihr, und der Bau war schon weit fortgeschritten, ohne daß er auch nur einen Blick darauf geworfen hätte.

Eines Tages aber kam er mit grimmiger Miene herein. „Was stellst du denn da wieder an? Das ist ja ein Haus da draußen und keine Garage."

„Die Hälfte ist eine Garage", verbesserte Mutter ihn. „Die andere Hälfte gibt zwei Zimmer und ein Bad. Ich habe schon zwei Lehrerinnen, die die Zimmer nehmen wollen."

„Lehrerinnen?" horchte Vater auf. „Sind sie hübsch?"

„Recht hübsch", versicherte Mutter.

Daß sie in mittleren Jahren waren, sagte sie nicht.

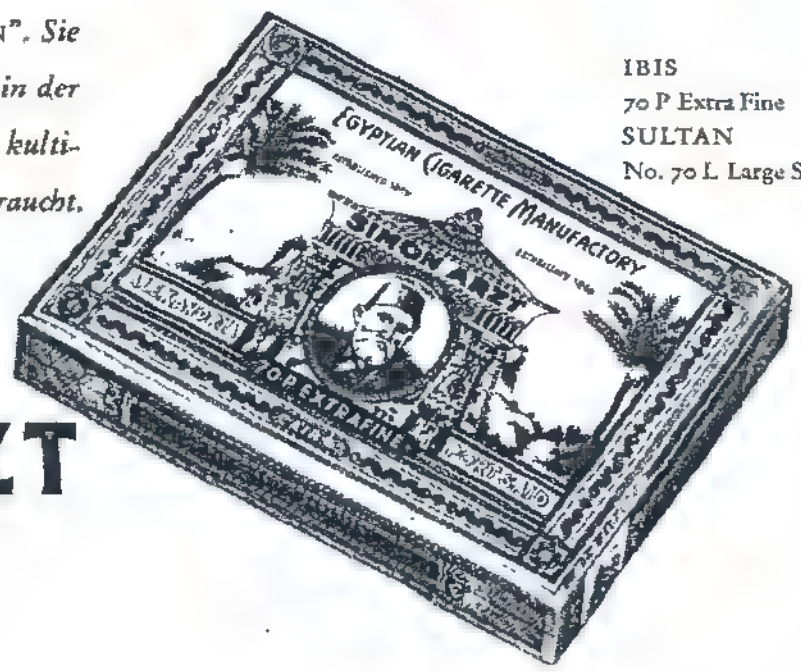
MUTTER hatte ihre eigene Methode, Buch zu führen. Sie machte ihre Berechnungen meistens auf der Rück

STEPHAN STUTTGART

Anno 1869

Lächelnd nahm der Vice-König von Ägypten, son Altesse le Khedive Ismail Pascha, *die Einladung des jungen* SIMON ARZT *zu einem erfrischenden Mocca an. Impulsiv entschloß sich der Fürst zu diesem überraschenden Besuch, als er im Frühjahr 1869 die Hafenanlagen von Port Said besichtigte und sein General Ratis Pascha vor dem Neubau der* SIMON ARZT *Cigarettenfabrik stehen blieb. Der überglückliche Fabrikant verstand es, seinen hohen Gast fesselnd zu unterhalten, während er mit geschickten Fingern immer neue Recepte mischte und die schnell gedrehten Cigaretten dem König darbot. Zug um Zug, Probe um Probe rauchte der Herr Ägyptens mit genußvollem Behagen und bestimmte die am meisten zusagende Mischung zu seiner Leibmarke.* SIMON ARZT *gab ihr den Namen „*SULTAN*". Sie war die erste Cigarettenmarke, heute noch in der gleichen süßen und milden Feinheit von kultivierten Rauchern der ganzen Welt geraucht.*

IBIS	10	Pfg.
70 P Extra Fine	12½	Pfg.
SULTAN	15	Pfg.
No. 70 L Large Size	20	Pfg.



SIMON ARZT
Cigaretten
ÜBERALL IN DER WELT

seite von Briefumschlägen. Die tat sie zusammen mit ihren quittierten Rechnungen in die Küchentischschublade und vertiefte sich darein, wann sie Zeit und Lust hatte.

Auf den Rechnungen mit dem Vermerk „Bezahlt" machte sie sich immer allerlei Notizen über Haushaltsdinge. Da stand zum Beispiel auf der Gas- und Lichtrechnung: „Drei Pensionäre. Mrs. Yates hat eine Menge gebügelt." Das war die Erklärung dafür, daß die Rechnung so hoch war. Oder im nächsten Monat hieß es vielleicht: „Mr. Blooms Schlaflosigkeit." Wenn nämlich Mr. Bloom nachts nicht schlafen konnte, stand er auf und legte Patiencen und schaltete dabei einen elektrischen Heizofen an, um es warm zu haben.

Mutter ließ nicht gern Geld im Haus herumliegen und versteckte es immer irgendwo, und wenn sie es dann brauchte, gab es jedesmal eine wilde Sucherei. Einmal warf die Köchin eine Mehltüte in den Mülleimer in der Meinung, sie sei leer; es waren aber 80 Dollar darin, Pensionsgeld, das ausnahmsweise in bar statt mit Scheck bezahlt worden war, und Vater mußte zum städtischen Schuttabladeplatz fahren, um das Geld dort zu suchen.

Was Mutter an Bargeld hatte, stammte für gewöhnlich aus Nebenquellen. Da war zum Beispiel die Sache mit Mr. Mendozas Hühnern. Mr. Mendoza war Mexikaner, und seine Hühner kamen ständig in Mutters Garten gelaufen. Wochenlang beschwor sie ihn, die Hühner doch einzusperren, und Mr. Mendoza versprach es jedesmal, tat es aber nie.

Eines Morgens schließlich, als die Hühner wieder erschienen, ging Mutter in die Küche und zerbröckelte ein Stück Brotkruste. „Puttputtputt", rief sie. Ein paar Minuten später waren die Hühner alle wohlbehalten in einem Behelfsstall in unserem Hinterhof eingesperrt.

„Aber du kannst doch nicht Mendozas Hühner behalten", protestierte Vater. „Das ist ja Diebstahl."

„Diese Hühner haben mich bestohlen und meinen Garten ruiniert."

Und sie behielt die Hühner, fütterte sie mit Küchenabfällen, und später, als sie sich vermehrten, verkaufte sie die überschüssigen Eier an die Nachbarn — Mr. Mendoza inbegriffen.

Das Geld aus dem Verkauf von Eiern, Blumen, Milch und Feigen wurde in gesonderten Briefumschlägen verwahrt. Wenn die Kuh Futter brauchte, nahm Mutter das Geld dazu aus dem „Kuh"-Umschlag. Sie stellte es sich gern so vor, daß die Kuh sich selber ihr Heu und die Feigen und Blumen sich selber ihren Dünger kauften. Manchmal war die Kuh gerade „blank"; in diesem Falle durfte sie zum Beispiel bei den Feigen eine Anleihe machen, und Mutter tat dann in den „Feigen"-Umschlag einen Zettel, auf dem stand: „Ich schulde dir 3,40 Dollar. Kuh."

WIR HATTEN Kostgänger nicht nur auf der Vorderseite des Hauses, sondern auch eine ganze Menge auf der

Zug um Zug beweist Ihnen

die außerordentliche
Wirksamkeit der Denicotea-Filterpatrone.
Sie haben eine frische, schneeweiße Patrone
in Ihre Denicotea-Filterspitze gesteckt —
und wenn Sie dann nach wenigen
Zigaretten die Patrone betrachten,
dann werden Sie verblüfft feststellen,
daß sie sich braunschwarz verfärbt hat.
Vollgesogen mit Teer, Nicotin und anderen
gefährlichen Tabakgiften, sehen Sie, was
Ihrem Organismus erspart blieb!
und dabei wird das Rauchen erst
zum ungetrübten Genuß, denn das
reine Aroma Ihrer Lieblingsmarke
kommt ohne Beigeschmack zur
vollen Geltung. Man raucht
gesünder mit DENICOTEA,
die Patrone bringt es
an den Tag!

Die vielen Modelle der DENICOTEA-Zigaretten-, Zigarren-, Zigarillo-Spitzen und -Pfeifen zeigt unser farbiger Prospekt „Spitzfindigkeiten" Fordern Sie ihn bitte von

DENICOTEA GmbH
Refrath bei Köln 116

DENICOTEA

in jedem guten Tabakwaren-Fachgeschäft!

Rückseite — die gratis speisten. Der Strom von Wanderburschen und Landstreichern, die an die Tür kamen und um Essen baten, riß nie ab.

Häufig kamen frühere Köchinnen von uns, die zeitweilig keine Stellung hatten, und blieben so lange bei uns, bis sie etwas anderes gefunden hatten.

Wir hatten ziemlich viele Ex-Köchinnen, weil Mutter sie immer so schlecht bezahlte, daß sie nicht lange aushielten. Dennoch hingen sie alle an Mutter, und sie fühlte sich ganz und gar verantwortlich für sie. Wenn sie krank waren, pflegte sie sie wie ihre eigenen Kinder.

Da war zum Beispiel Della. Della war ein knochiges, altes Schlachtroß, braun und verrunzelt, mit drei garstigen Muttermalen am Kinn. Sie war eine der besten Köchinnen, die wir je hatten — Mutter ließ sie sogar manchmal ein Gericht selbständig zubereiten. Mit Unterbrechungen war Della jahrelang bei uns in Stellung oder logierte doch wenigstens bei uns in der Veranda, während sie sich nach etwas anderem umtat. Della hätte dauernd bei uns bleiben können, wenn sie nicht ihren Ocky — Oskar mit vollem Namen — gehabt hätte, nach Mutters Urteil das „minderwertigste, faulste, nichtsnutzigste Mannsbild, das je auf zwei Beinen herumgelaufen ist".

Ocky hatte angeblich ein Herzleiden. Ob dem so war oder nicht, weiß ich nicht; jedenfalls meinte Mutter, eine Menge Menschen mit Herzleiden verdienten sich ihr tägliches Brot. Er war ein rundlicher kleiner Geselle, blond, nicht übel anzusehen, immer wie geschniegelt, die Hände sauber, das Haar sorgfältig geschnitten. Seelenvergnügt hing er an Dellas Schürzenbändel und ließ sich von ihr aushalten.

Jedesmal, wenn Della wieder bei uns angestellt wurde, warnte Mutter sie: „Das eine merken Sie sich, Ocky will ich nicht hier haben."

„Ocky hat eine Stellung", erwiderte Della stolz. „Er hat sich ein Zimmer gemietet."

„Schön. Hauptsache, daß er nicht herkommt."

Unfehlbar verlor dann Ocky seine Stellung — wenn er überhaupt eine gehabt hatte —, bekam Heimweh nach Della und stahl sich nachts in ihr Zimmer.

Mutter hörte ihn immer. „Da ist wieder dieser Ocky!"

„Was scherst du dich darum?" versetzte Vater. „Wem schadet es denn? Warum kannst du dich nicht damit abfinden?"

„Mir kommt einfach die Galle hoch", grollte Mutter, „diese Frau, die so schwer arbeitet, und dieser Faulpelz, der da drin liegt und bloß darauf wartet, daß sie ihm sein Essen bringt."

Einmal fragte Mutter sie: „Della, warum hängen Sie bloß an so einem Taugenichts von Mann?"

„Finden Sie, daß ich schön bin?" fragte Della.

„N — nein, das gerade nicht..."

„Natürlich nicht. Weil ich's nicht bin. Ich bin ein häßliches altes Gerippe. Um das zu wissen, brauch' ich

HOHNER
COMET
M. HOHNER
Musikanten sind frohe Leute
Sie erfreuen sich und andere in jedem Kreis und in allen Lebenslagen. Schließen Sie sich der großen Familie musischer, glücklicher und heiterer Menschen an und sagen Sie das, was Sie zu sagen haben mit einer HOHNER-HARMONIKA
HOHNER
Taschenbüchlein „Freude und Frohsinn" mit Spielanleitung für Mundharmonika kostenlos durch
MATTH. HOHNER AG. TROSSINGEN/WÜRTT. ABT. 9

bloß in den Spiegel zu schauen. Aber Ocky, der liebt mich. Wenn er um mich ist, gibt er mir das Gefühl, als wär' ich die Jüngste und Schönste von der Welt. Deshalb häng' ich an ihm."

Als Mutter Vater das erzählte, lachte er schallend und sagte:

„Wenn Ocky der alten Krähe zu solchen Gefühlen verhilft, soll sie ihn nur behalten. Da ist er immer noch preiswert."

In Zeiten, in denen wir kein Mädchen hatten, wurde von uns Kindern erwartet, daß wir der Mutter im Haus halfen, doch sie wollte nicht den Gedanken in uns aufkommen lassen, daß das etwas Erniedrigendes für uns sei. „Wirklich feine Leute dürfen alles tun", pflegte sie zu uns zu sagen.

Mutter hatte immer dringend etwas zu verkaufen, und wir besorgten das mit Wonne für sie, denn sie zahlte uns immer eine Provision.

Wir hatten an der Ecke unserer Veranda einen prachtvollen Rosenstrauch. Wenn er in voller Blüte war, blieben die Leute stehen und bewunderten ihn. Ich lauerte immer auf der Veranda, und sobald jemand stehenblieb, sprang ich, eine Schere schwingend, heraus.

„Die Rosen kosten 25 Cent das Dutzend", rief ich. „12½ Cent darf ich behalten, und die anderen 12½ tut Mutter in den Rosenumschlag. Aber man kann einen Penny natürlich nicht teilen, und deshalb bekomme ich das eine Mal 12 Cent und das nächste Mal 13. Diesmal sind 13 an der Reihe."

Nur wenige konnten widerstehen.

Einmal gerieten wir bei dem Rosenverkauf an den Falschen und brachten Vater beinahe um eine Chance, Geld geliehen zu bekommen. Wir ahnten nicht, daß der grauhaarige Herr mit dem Walroßbart Bankdirektor war. Für uns war er nur ein Kunde, und wir riefen ihn an, als er im Wagen vorbeifuhr.

„Wollen Sie ein paar kaufen?" fragte ich. „25 Cent das Dutzend."

„Wir könnten ein bißchen Geld gut gebrauchen", stimmte Philipp ein, indem er Vaters Tonfall täuschend nachahmte.

Und Oliver piepste, Vaters stehende Redensart wiederholend: „Mein Pappi ist kaputt. Wir müssen sie verkaufen, weil mein Pappi kaputt ist."

Als Vater an diesem Abend heimkam, war er wütend. „Mr. Fowler sagte, es müsse ja schlecht um mich stehen, wenn meine Kinder auf der Straße Blumen verkaufen müßten."

„Alle Kinder verkaufen dies oder jenes", beschwichtigte Mutter, „ich bin froh, daß er dir nichts geliehen hat. Du borgst sowieso zuviel."

„Oh, geliehen hat er mir schließlich doch, aber ungern. Warum müssen unsere Kinder Rosen oder sonst was verkaufen? Warum geben wir ihnen nicht ein Taschengeld, wie andere Kinder es auch bekommen?"

„Es ist gut für Kinder, wenn sie sich selber ihr Geld verdienen. Du hast als Kind auch Gott weiß was alles verkauft."

365 Tage im Jahr: *frei und unbelastet!*

Warum sollten Sie auch nur einen Tag davon verlieren? Entscheiden Sie sich für TAMPAX – die vollkommene Tampon-Hygiene.
TAMPAX kann Ihnen die Gewißheit einer sauberen und einfachen Anwendung geben, denn nur TAMPAX besitzt die praktische und hygienische Gleithülse (Applikator). Die Ansicht von Millionen Frauen in der Welt:

Wer Tampons wählt – entscheidet sich für TAMPAX

Wie bekomme ich farbschönes Haar?

Die Antwort werden Sie leicht behalten, sie besteht aus einem einzigen Wort: POLYCOLOR. Bei Polycolor können Sie je nach Wunsch wählen zwischen Färben, Blondieren, Aufhellen oder Wasch-tönen. (Dieses neue „Make-up für Ihr Haar" ist keine Färbung, sondern nur eine farbtönende Kopfwäsche). Alle POLYCOLOR-Erzeugnisse erhalten Sie in der praktischen und pflegenden Creme-Form.

POLY COLOR

die Kosmetik für Ihr Haar

aus dem Hause THERACHEMIE – Düsseldorf

„Aber aus Not; wir brauchten das Geld."

„Wenn wir kein Geld brauchen, warum borgst du dann welches?"

Darauf wußte Vater keine Antwort.

SO KAMEN und gingen die Jahre und kamen und gingen auch die Pensionäre. Hunderte und Hunderte, Menschen, denen wir an der Bahn den Abschiedskuß gaben, die wieder und wieder zu uns zurückkehrten und bei uns lebten und uns heranwachsen sahen.

Mein Bruder heiratete, aber ich blieb noch im Schoß der Familie. Zwei oder drei Jünglinge, die ich mir erkoren hatte, ließen mich im Stich.

„Das sind nicht die Richtigen für dich", suchte Mutter mich zu trösten. „Wenn der Rechte kommt, wirst du es schon merken."

Ich glaubte ihr nicht und ergab mich darein, mein Leben als alte Jungfer zu beschließen.

Aber Kupido weilte bereits in Gestalt des alten, dicken Mr. Ferry, unseres Dauermieters, im Garagenhaus.

„Ein Freund von mir kommt nächstens zu Besuch", sagte er eines Tages zu mir. „Er schreibt Cowboygeschichten, und da möchte er sich ein bißchen im Westen umschauen. John Winchcombe-Taylor heißt er. Er ist Engländer, hat den Krieg mitgemacht. Er wird Ihnen gefallen."

Meine Begeisterung war gedämpft. Ich stellte ihn mir korpulent und mittleren Alters vor, wie Mr. Ferry.

Ich war völlig unvorbereitet auf den schlanken blonden Mann — er sah wie fünfundzwanzig aus, obwohl er in Wirklichkeit zehn Jahre älter war —, mit dem Mr. Ferry mich eine Woche später bekannt machte; unvorbereitet auch auf die plötzliche verwirrende Gewißheit, die mich fast wie ein körperlicher Schlag traf: „Das ist er — der Rechte!"

Als Engländer und konservative Natur brauchte er ein wenig länger, um die Situation zu erfassen. Auf den Tag dauerte es genau drei Wochen, bis er sich zu einem Antrag entschloß.

Mutter veranstaltete einen Fünfuhrtee, um die Verlobung bekanntzugeben. Wir entschieden uns für mexikanische Erfrischungen, besonders für eine Art köstlicher kleiner Kuchen, genannt *pastillas*.

Die beiden alten Mexikanerinnen die die *pastillas* für uns backen sollten, verstanden den Auftrag leide falsch und schickten uns 60 Dutzenc statt 16. Wir ertranken in einer Flu kleiner Kuchen.

„Macht nichts", sagte Mutter „wir können sie an unsere Freund verkaufen." Ich bin überzeugt, Mutter hat das anfangs gar nicht vor gehabt, aber dann begannen sich di Gäste mit „Oh" und „Ah" über di herrlichen Kuchen zu begeistern un zu fragen, wo man die bekomme könne, und als es gegen Aben ging, bemerkte ich, daß manch mit Tüten in der Hand hinau gingen. An der Tür, inmitten sic verabschiedender und Glück wü schender Gäste, stand Mutter, teil *pastillas* aus und kassierte Geld dafü